This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

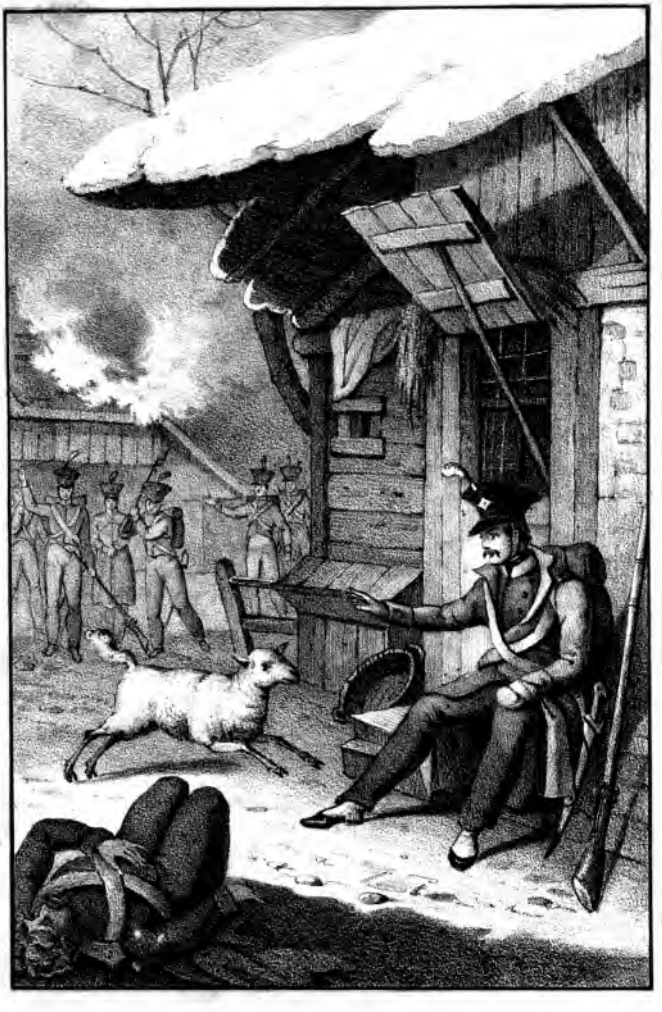
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

✓ 93 a 26



Lebens-Bilder.

ERZÄHLUNGEN

aus dem

Leben sittlich-guter Kinder.

Zur

Beförderung der Tugend

aus der

Geſchichte gewählt und bearbeitet

von

Johann Nepomuk Müller,

Doctor der Philoſophie und Theologie, Dompräbendar an der Metropolitankirche zu Freiburg, mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.

Zweite mit 6 Lithographien vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Freiburg im Breisgau.

Gedruckt und im Verlag bei Friedrich Wagner.

1836.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
8 JUN 1939
OF OXFORD

Den

verehrten

Gönnern und Freunden.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
8 JUN 1939
OF OXFORD

Nachdenken.

Es ist euere Aufgabe, mit allem Eifer an der Bildung eueres Geistes zu arbeiten; deßwegen giebt man euch Unterricht in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften; deßwegen habet ihr Bücher, um darin zu lesen, und euch geistige Schätze zu sammeln; allein, um eueren Verstand zu üben, um euere Aufmerksamkeit zu schärfen, und festzuhalten, um euere Kenntnisse zu erweitern, um euch in guten Grundsätzen zu befestigen, und vor manchen Thorheiten und Fehlern zu bewahren, und jede Erkenntniß in euch deutlich und vollkommen zu erhalten, ist ein ernstliches Nachdenken sehr nothwendig. Wenn die Nahrungsmittel, die wir genießen, durch die Verdauung sich verwandelt haben, geben sie erst Saft und Blut. So müssen wir es auch mit dem, was unseren Verstand nährt, machen, wir müssen es verdauen, d. h. darüber nachdenken. Wenn Kinder über den erhaltenen Unterricht nicht oft und ernstlich nachdenken, so fällt das Saamenkorn der guten Lehre nur oben auf den Grund, kann nicht keimen und keine Früchte bringen. Darum denket über das Gehörte und Gelesene sorgfältig nach, und prüfet alles; fraget euch selbst: „Habe ich Nutzen davon? Werde ich dadurch weiser und besser?“ Nur das, worüber ihr nachgedacht habet, wird euch deutlich, und eine gute Nahrung für Geist und Herz werden.

1. Aristippus wurde in seiner Jugend nach Olympia geschickt, wahrscheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen, allein er hörte von dem großen

und weisen Sokrates erzählen, und ward so begierig, ihn zu hören, daß er gleich nach Athen eilte, und sich unter seine Schüler mischte. Er war auch einer der aufmerksamsten Schüler jenes weisen Lehrers, und bemühte sich besonders, über das von ihm Gehörte, so wie über das Gelesene ernstlich nachzudenken, und sich gründliche Kenntnisse und Einsichten zu verschaffen. Einst rühmte sich Jemand in seiner Gegenwart, daß er sehr viel gelesen habe. Da sagte Aristippus: «Es gibt Leute, welche viel essen, und sich starke Bewegungen machen sind sie aber deßwegen gesünder, als Andere, die mäßig essen, und mäßig sich bewegen? Wenig lesen und über das Gelesene viel nachdenken, ist das beste Mittel, von seinem Lesen Nutzen zu haben.» Aristippus machte daher auch große Fortschritte in den Wissenschaften, und wurde der Stifter der cyrenaischen Schule, welche so genannt wurde, weil er aus Cyrene in Lybien gebürtig war.

2. Peter Gassendi wurde am 22. Jänner 1592 zu Chantersier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geist, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei seinen Aeltern die Hoffnung, daß er einmal ein ausgezeichneter Mann werden könne. Sie wandten daher, wiewohl sie arm waren, alles auf seine Erziehung. Man erzählt, daß er schon in seinem vierten Jahre kleine Predigten hielt. Sein Geschmack an der Kenntniß der Gestirne des Himmels entwickelte sich fast eben so früh, und wurde so heftig, daß er sich oft den Schlaf entzog, um das Schauspiel des gestirnten Himmels zu genießen. Mit außerordentlichem Eifer dachte er über alles Gehörte, Beobachtete und Gelesene nach. An einem Abend erhob sich zwischen ihm und seinen Kameraden ein Streit über die Bewegung des Mondes und der Wolken. Diese behaupteten, die Wolken blieben unbeweglich stehen, und der Mond liefe fort; der junge Gassendi hingegen sagte, man würde keine Bewegung am Monde gewahr, und die Wolken wären es, die so geschwind fortliefen. So sehr er sich nun auch bemühte, sie durch Gründe zu überzeugen, daß sie bei dem, was sie wahrzunehmen glaubten, durch ihre Augen betrogen würden, so wollten sie doch nicht darauf hören. Er

ſuchte ſie daher durch ihre Augen zu überzeugen, führte ſie unter einen Baum, und zeigte ihnen, daß man den Mond zwiſchen einerlei Blättern ſehe, indeſſen die Wolken ihnen bald aus dem Geſichte verſchwänden. — In ſeinem ſechszehnten Jahre wurde er ſchon Lehrer der Redekunſt, ſpäter Profeſſor auf der Univerſität zu Aix, ſchrieb viele vorzügliche Schriften, und zeichnete ſich durch tiefe Gelehrſamkeit aus.

3. René Descartes (Carteſius) wurde 1596 zu la Haye in Touraine geboren. Schon als Knabe zeichnete er ſich durch einen ſeltenen Scharfſinn aus, und machte in den Wiſſenſchaften große Fortſchritte. Er nahm nicht alles an, was man ihn lehrte, weil er den Grundſatz hatte: daß man nur das richtig verſtehe, worüber man ernſtlich nachgedacht habe. Anſtatt alſo blindlings alles glauben zu wollen, zweifelte er, dachte ernſtlich nach, und man nannte ihn ſchon den Philoſophen, da er noch ſehr jung war. Man erlaubte ihm, wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, in der Früh etwas länger im Bette zu bleiben. Dieſe Zeit wandte er zum Nachdenken über das an, war er ſtudierte, und es entſtand daraus eine Gewohnheit für ſeine ganze übrige Lebenszeit.

Die Stunden, wo der Schlaf die Kräfte erſetzt hat, wo die Sinne erheitert ſind, und die Seele ſich noch nicht durch die Gegenſtände, die außer ihr ſind, zerſtreut hat, ſchienen ihm zu ernſtlichen und anhaltenden Betrachtungen die beſten zu ſeyn. Die meiſten ſeiner Entdeckungen hat er in den Morgenſtunden gemacht, oder was er ſonſt gedacht hatte, in Ordnung gebracht. Er wußte es alſo, und hat es durch ſeine Erfahrung beſtätigt, wie wahr das Sprüchlein ſey: „Die Morgenſtunde hat Gold im Munde.“ Descartes zeichnete ſich in der Folge als ein großer Selbſtdenker und Gelehrter aus, und hat ſich große Verdienſte um die Wiſſenſchaften geſammelt.

4. Der alte Marquis von Montkalm ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn, ſeinem Sohne eine gute Erziehung zu geben. Er wußte durch die Erfahrung aller Zeiten, daß die Titel des Adels, das Glück und die Ehrenſtellen nur unbeſtändige Güter ſind; daß aber Talente, Kenntniſſe und Weisheit von den Launen des Glückes nichts zu befürchten haben. Im Vertrauen

auf dieſe Wahrheit umgab der aufgeklärte und zärtliche Vater ſeinen jungen Erben mit den geſchickteſten Lehrern, und ſparte in dieſer Hinſicht keine Koſten, die ſo viele Andere mit Verachtung des Edlen und Nothwendigen an überflüßige Dinge verſchwenden.

Der junge Candiak belohnte auch die Sorgfalt ſeines Vaters auf eine überraſchende Art. Schon im dritten Jahre konnte er leſen und ſchreiben, im fünften lernte er Latein, und in den folgenden verlegte er ſich auf Arithmetik, Geſchichte, Geographie, Geometrie und die Alterthümer mit ſo ſchnellen Fortſchritten, daß ſeine Lehrer ihm kaum zu folgen im Stande waren. Candiak war noch nicht zehn Jahre alt, als er ſchon die meiſten Redner, Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Grammatiker geleſen, Auszüge daraus gemacht und mit ſeinen Bemerkungen bereichert hatte. Ganz Frankreich erſcholl von ſeinem Rufe, und viele Gelehrte beſuchten ſeinen Vater, um dieſe ſeltene Erſcheinung kennen zu lernen. Allein es iſt ſehr bemerkenswerth, daß dieſer talentvolle Knabe nicht nur ſehr viel und fleißig las, ſondern beſonders mit unermüdetem Eifer über das Geleſene nachdachte, und es mit dem zu verbinden ſuchte, was er bereits als wahr erkannt hatte.

Einſt erhielt ſein Vater Beſuch von mehreren Mitgliedern der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften. Der kleine Candiak hatte ſo viele Beſcheidenheit bei ſeinen Kenntniſſen, daß er Anfangs gar nicht mitzuſprechen wagte. Indeſſen wurde er zum Sprechen aufgefordert, und er bewies gar bald, daß er in den Materien, wovon die Rede war, kein Fremdling ſey; ja er machte ſogar Bemerkungen, die den gegenwärtigen Perſonen entgangen waren, und die man gar nicht von ſeinem Alter erwartet hätte. Ein Beweis hievon, ſo wie, daß er ſtrenge über Alles nachzudenken gewohnt war, iſt Folgendes.

Der kleine Montkalm hatte ein ganz vortreffliches Gedächtniß, und erwarb ſich daher mit ungemeiner Leichtigkeit die umfaſſendſten und deutlichſten Kenntniſſe in der Geographie. Er überraſchte damit die ganze Tiſchgeſellſchaft auf folgende Weiſe. Er fragte die Gäſte um den Namen ihrer Provinz und den Ort ihrer Geburt, nahm dann Kreide, und zeichnete eine Karte von

Frankreich auf den Boden, und zeigte jedem Gaſte ſeinen Geburtsort, die Lage deſſelben gegen andere, die Entfernung und Ausdehnung der Provinz, worin der Ort lag; er führte die Schlachten an, die man da geliefert hatte, die Flüſſe, die das Gebiet durchſtrömten, die berühmten Menſchen, die es hervorgebracht hatte; er begleitete dieſe Aufzählung noch mit Bemerkungen über die Naturgeſchichte und die Alterthümer.

Eine ſehr gebildete Dame aus der Geſellſchaft muthmaßte, daß der junge Gelehrte wohl blos ein Papagey ſeyn könnte, der ſeine Lektionen wiederholte, ohne die Worte davon zu verſtehen. In dieſer Abſicht brachte ſie ihn auf Gegenſtände, bei denen man Urtheilskraft und geübtes Nachdenken zeigen konnte. Sie ſtellte ſich, als wenn ſie die Eroberungen Alexanders und die Herrſchaft der Römer erheben wollte, und fragte den jungen Montkalm, was er davon dächte. „Meine Meinung," verſetzte er ſogleich, „iſt, daß alle die berüchtigten Krieger nichts als Verwüſter der Erde waren. Die Tyrier und Karthager, die man ſo gering ſchätzt, ſcheinen mir weit vorzüglicher; dieſe haben durch Hülfe des Handels blühende Völker bereichert, welche die Andern durch die Waffen zerſtört haben."

„Mein lieber Freund," fuhr die Dame fort, „Sie werden gewiß nicht ſo ſtrenge über die Eroberung von Peru durch die Spanier urtheilen; Sie werden der Entdeckung der neuen Welt durch Chriſtoph Columbus Ihre Bewunderung nicht verſagen können; denn mit einem Worte, der Zucker und Syrup von St. Domingo ſind doch treffliche Sachen. Was denken Sie davon?" — „Dieſe große Aufgabe iſt ſchwer aufzulöſen," antwortete Candiak in geſetztem Tone; es kommt mir in meinem Alter nicht zu, zu entſcheiden; indeſſen glaube ich nicht, daß wir durch Perus Gold reicher, und durch die Bedürfniſſe, die wir vorher nicht kannten, glücklicher geworden ſind."

Entzückt über das Paſſende und Vernünftige dieſer Antworten, ſchloß die Dame den jungen Montkalm in ihre Arme, ſah ſeinen Vater an, und rief: „Welche Zierde, welcher Troſt für einen Vater, einen ſo unterrichteten und ſo gut erzogenen Sohn zu haben! Was nützt es, wenn man

das Gedächtniß mit noch so vielen Dingen beladen hat, und man ist nicht im Stande, sie so zu zergliedern und zu verbinden, daß man daraus Folgerungen zur Ausbildung seines Verstandes, und Grundsätze zur Einrichtung seines Betragens zu ziehen im Stande ist! — Ach, könnte ich mir um den Preis meines Vermögens einen solchen Sohn erkaufen, ich würde mich im Besitze eines solchen Schatzes immer noch reich genug fühlen!"

Fleiß und Nachdenken verschaffen gediegene Kenntnisse, und lohnen mit gewisser Versorgung und der Achtung aller Gebildeten.

*

Der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne hört, und die Klugheit lieber hat, als alle Güter. Sprichw. 4. 7. — Nimm an die Weisheit; denn sie ist besser als Gold, und Verstand haben ist edler als Silber. Sprichw. 16. 16. — Euere Liebe möge mit Erkenntniß und mancherlei Erfahrung immer mehr zunehmen; um zu unterscheiden, was das Beste sey. Philip. 1. 9 — 10. — Prüfet Alles, das Gute behaltet. I. Thess. 5. 21.

Soll's Dir gelingen,
Und Nutzen bringen,
So brauch Verstand und Kräfte
Zu jeglichem Geschäfte.
Wer denkt und sinnt, wird leicht erfinden,
Was And're nimmermehr ergründen.

Nächstenliebe.

Nicht immer gehet ihr mit euern Aeltern, Lehrern, Geschwistern um; ihr müsset in der Welt mit vielen andern Menschen noch Umgang haben, und wie ihr mit ihnen leben sollet, hat euch Gott in euer Herz geschrieben: ihr sollet alle euere Nächsten lieben. Die Liebe zu den Nächsten besteht darin, daß man sie ihrer hohen menschlichen Würde

wegen hochschätzet, daß man verlangt, es möchte Allen recht wohl ergehen, daß man sich aber auch bestrebt, zum Heile und Wohle eines Jeden das Mögliche beizutragen, Allen wohl zu wollen, weil alle gleiche Geschöpfe, von eben dem Schöpfer, zur nämlichen Glückseligkeit geschaffen sind; mit einem Worte: Nächstenliebe ist das thätige Bestreben, Alles zu thun, wodurch man das Wohl und Heil der Mitmenschen rechtmäßig befördert. Es ist des Schöpfers größtes Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, und nur daran erkennet man, daß man ein Jünger, ein Kind Gottes sey, wenn man Liebe unter einander hat. Liebe zu den Mitmenschen machet uns Gott ähnlich, der ja alle so sehr liebt, Alle segnet, über Alle seine Sonne aufgehen läßt; Liebe zu den Mitmenschen ist die sicherste Probe, daß wir Gott lieben, und macht uns des Wohlgefallens Gottes und des ewigen Lebens würdig. Ohne thätige, reine Nächstenliebe hat Alles keinen Werth.

Darum, liebe Kinder! traget in eueren Herzen eine reine Liebe zu jedem euerer Mitmenschen; liebet alle um Gottes willen, um ihrer und euer selbst willen. Unveränderlich sey euere Liebe, und fest, keinem Wechsel der Zeit unterworfen, durch keinen Undank, keine Beschwerlichkeit oder Gefahr zerstörbar. Schenket Jedem euere Liebe, er sey, wer er wolle, wenn er nur Mensch heißt, und beweiset diese Liebe in euerer Gesinnung, in eueren Worten, und bei jeder Gelegenheit durch die That. Erweiset aber nicht eueres Vortheiles, des Eigennutzes wegen Anderen Liebe, sondern weil es Gottes Wille ist; ja euere Liebe sey so groß, daß ihr, wenn es nöthig ist, alle Opfer, selbst jenes des Lebens, freudig für das Wohl des Nächsten bringet, und euer Lohn wird groß seyn im Himmel Wir Alle sind ja Brüder, Kinder eines Vaters, der im Himmel ist und von uns verlangt, daß das Band der Liebe auf Erden uns immer enger umschließe, daß wir Alle in Liebe unserer wahren Heimath zuwallen, und dort Oben in ewiger Liebe selig leben sollen.

Wenn du die Menschen innig liebest,
Und freudig für sie Gutes übest:

Haſt du gewiß im Herzen ſchon,
Mein liebes Kind, den ſchönſten Lohn.

So höret nun aufmerkſam zu, wenn ich euch von ſolchen Kindern, Jünglingen und Mädchen erzähle, welche eine innige Liebe zu ihren Nächſten trugen, und durch Geſinnung, Wort und That dieſe Liebe bewieſen. Von ſolchen edlen jugendlichen Seelen will ich euch erzählen, die mit dem wärmſten Eifer für die Wohlfahrt ihres Nächſten beſorgt waren, damit ihr dann hingehen und ein Gleiches thun möget.

1. Wahre Nächſtenliebe iſt zartfühlend und wohlthätig.

Ein vornehmer Herr in Paris ging einſt aus ſeiner Wohnung, um das Palais-Royal zu beſuchen. Schon war er eine ziemlich weite Strecke gegangen, als er beim Eintritte in die Straße Michodière einen Knaben in blauer Uniform bemerkte; er war blond, nicht groß, freundlich, und hatte ein ſanftes Auge und eine offene Geſichtsbildung. Aus ſeiner Börſe nahm er ein kleines Stück Geld, und gab dieſes auf eine gefühlvolle und rührende Weiſe einem armen Blinden, der an jener Ecke in der Regel zu ſtehen pflegte. Der Herr verweilte ein Paar Minuten, um das Schönſte zu ſehen, was es auf Erden gibt: ein jugendliches Antlitz von Nächſtenliebe und Wohlwollen belebt, ein Antlitz, geſchmückt mit der lieblichen Röthe der Schaam, welche die Wange der Unſchuld färbt, wenn ſie das Gefühl hoher Freude empfindet. Der Knabe ſteckte ſeine Börſe wieder in die Taſche; der Herr trat nun auf ihn zu, und redete ihn mit den Worten an: «Es iſt ſehr löblich, mein liebes Kind, daß du die Unglücklichen unterſtützeſt; allein du mußt doch von deinen Aeltern ein gutes Taſchengeld empfangen, um ſo edelmüthig handeln zu können?» — «Mein Herr,» erwiederte der Kleine, indem er denſelben mit Aufmerkſamkeit betrachtete, «meine Mutter hat mich ſehr lieb, ſie giebt mir immer heimlich eine Kleinigkeit, und es iſt natürlich, daß ich davon Unglücklichen mittheile, beſonders den armen Blinden; ſie ſind ſehr zu beklagen, daß ſie das freundliche Licht des Tages nicht ſehen können. Ich gebe nur

wenig; wenn ich aber reicher wäre, so würde ich mehr geben.» — Dies alles sagte er mit einem so herzlichen, aufrichtigen Tone, daß der Herr zur Bewunderung hingerissen wurde. Hierauf zog Letzterer unwillkührlich einen Thaler aus der Tasche, reichte ihn dem Knaben, und sagte voll Rührung: «Ich bin entzückt von deinem trefflichen, liebevollen Herzen; gewähre mir die Freude, heute mein kleiner Almosenpfleger zu werden, und vertheile dieses Geld auf deinem Wege.» Mit edler Freimüthigkeit erwiederte der Knabe: „Mein Herr, ich kenne Sie nicht; aber wenn Sie mir auch bekannt wären, so würde ich dieses Geld doch nicht annehmen. Ich bedarf dessen nicht, und es wird Ihnen gewiß eben so leicht, als mir, es den Armen zu geben.“ Diese Rede voll edler Festigkeit, dieses verständige Betragen flößte dem Herrn hohe Achtung gegen das Zartgefühl des liebenswürdigen Knaben ein.

2. Der reiche Banquier S** aus Paris reiste im Frühjahre 1810 mit seiner ganzen Familie in die Schweitz, um die schöne Jahreszeit in den lieblichen Naturgegenden auf seinem Landgute am Murtner-See froh zu verleben. Das war eine Freude für seine drei Kinder, welche Spaziergänge und Spiele in der freien Natur allen übrigen Vergnügungen in dem großen Paris weit vorzogen. Kaum waren sie in der Schweitz angekommen, als sie die Freuden des Landlebens genossen. Nach vollendeten Lehrstunden gingen sie an ländliche Arbeiten, in Gärten, auf die Wiesen und Fluren. In der Heu-Aerndte halfen die kleine Tochter und die zwei Söhne treulich das gemähte und von der Sonne halb gedörrte Gras umwenden, und wie es getrocknet war, auf Haufen bringen, auf welchen die muntere Familie sich herumtummelte. In der Korn-Aerndte begleiteten sie die Schnitter am frühen Morgen ins Feld, kehrten dann zu ihren Tagsbeschäftigungen zurück, und besuchten jene gegen Abend wieder, wo sie ihnen gewöhnlich einen Labetrunk, Butter und Käse mitbrachten.

Nach Schweizer-Sitte pflegen arme Kinder, wie es auch bei uns zu Lande gebräuchlich ist, wenn die Feldfrüchte geschnitten und in Garben gebunden sind, sorgfältig einzelne Aehren, die auf den Aeckern verloren oder übersehen worden

ſind, aufzuleſen, zu ſammeln und ihren Aeltern zu überbringen, welche ſie ausdreſchen und dadurch einiges Korn zu ihrem Brode gewinnen. Niemand verwehrt es den Kindern, jeder Landmann freut ſich, wenn der Fleiß der Kleinen durch eine reichliche Beute belohnt wird, und legt oft noch eine gute Hand voll dazu.

Die drei Geſchwiſter trafen nun an einem freien Tage auf dem Felde eine Geſellſchaft armer Kinder an, welche ſorgfältig Aehren ſuchten. Sie mengten ſich unter dieſe, lobten ihre Bemühungen, ſprachen ihnen freundlich zu, vom Suchen nicht ab, zulaſſen, und trachteten, den armen Kindern im Aehrenleſen es zuvor zu thun. Ein Wetteifer entſtand unter den Kindern jedes beſtrebte ſich, mehrere Aehren zu finden. Heiß brannte die Sonne auf den Rücken, und Schweißtropfen liefen über die rothen Wangen. Der Eifer der Kinder wurde reichlich belohnt; kaum konnten ſie mit den Händen mehr faſſen, was ſie gefunden hatten, und ihre Körbe wurden gefüllt.

Aber warum ſuchten denn die Kinder des reichen Banquiers auch Aehren? Sie hatten dies ja gar nicht nöthig, und nahmen zudem armen Kindern den kleinen Gewinn noch hinweg. So höre ich einige von euch ſagen. Doch höret. Als die drei Geſchwiſter auch ihre Hände voll Aehren hatten, legten Alle dieſelben in den Korb der ärmſten Kinder, drückten denſelben wohlwollend eine kleine Gabe aus ihrem Taſchengelde in die Hand, und giengen, mit dem ſüßen Bewußtſeyn einer vollbrachten guten That reichlich belohnt, nach Hauſe. Keines von ihnen ſprach ein Wort von dieſer Geſchichte; aber die beſchenkten armen Kinder waren zu froh, als daß ſie hätten ſchweigen können. Sie erzählten es ihren Aeltern, dieſe wieder andern, und ſo gelangte es bis zu den Ohren des Banquiers, welcher innig gerührt ſeine braven Kinder an das väterliche Herz drückte, und ihnen den Segen des Himmels verſprach, wenn ſie fortfahren würden, ſo liebevoll und wohlthätig zu ſeyn.

3. Die wahre Nächſtenliebe verſagt ſich gerne etwas, um Andern Gutes zu thun.

Zwei Brüder, Simon und Felix, waren recht brav und fleißig, und wurden deßwegen von ihren Aeltern ſehr ge-

liebt. Nun war einmal Jahrmarkt in einem nahen Dorfe, und da wollte der Vater ihnen eine Freude machen. Er ſchenkte ihnen alſo einen Thaler, und ſagte: «Seht, Kinder, weil ihr euch gut betraget, ſo gebe ich euch hier einen Thaler. Nun gehet auf den Jahrmarkt, und ſeyd recht vergnügt, denn luſtig in Ehren kann Niemand wehren.»

Simon und Felix dankten ihrem Vater, und machten ſich auf den Weg. Da ſie auf den Jahrmarkt kamen, giengen ſie zwiſchen den Kramläden auf und ab, und betrachteten alle die ſchönen Sachen, welche da feil waren. Endlich kamen ſie zu einem Schuhmacher, welcher Schuhe verkaufte. Da ſahen ſie eine Frau ſtehen, die ſehr traurig zu ſeyn ſchien. Sie wollte ein Paar Schuhe für einen kleinen Knaben kaufen, der bei ihr war, und baarfuß gieng. Indem die Frau mit dem Schuhmacher handelte, kam ein Mann daher, nahm ſie am Arme, zog ſie bei Seite, und ſagte: «Ich ſehe, daß du Geld zum Einkaufen haſt; ſo bezahle mir das Geld, welches du mir ſchuldig biſt.» Die Frau ſchämte ſich, und ſagte: «Habet doch Geduld mit mir. Mein Mann iſt ja erſt vor 14 Tagen geſtorben, und das Fleiſch, welches ich bei euch geholt habe, habe ich für ihn in ſeiner Krankheit gebraucht. Nun ſitze ich mit vier lebendigen Kindern da, und habe nichts, wovon ich mit ihnen leben könnte. Ich wollte jetzt für den Knaben ein Paar Schuhe kaufen, weil er baarfuß gehen muß. Seht, da habe ich nur ein Sechsgroſchenſtück: wollt ihr es, ſo will ich es euch geben.» Der Metzger nahm das Geld an, und gieng damit fort.

Simon und Felix ſahen zu, und als die Frau über ihre Armuth weinte, gieng es dem guten Simon tief zu Herzen. Er rief die Frau auf die Seite, und gab ihr ſeinen halben Thaler. «Kauft euerem Söhnchen Schuhe dafür,» ſagte er, und gieng weg. Felix gieng mit ihm. «Du warſt doch unklug,» ſagte dieſer im Fortgehen zu Simon, «daß du deinen halben Thaler weggeſchenkt haſt.» Simon erwiederte: «Ich brauche heute kein Geld mehr; denn ich habe den Markt geſehen, und gehe nun geraden Weges nach Hauſe.» Simon gieng, und es war ihm ſo wohl um das Herz, wie es ihm

sein Lebelang noch nie war. So wird es uns, wenn wir eine edle That vollbracht haben.

Unterdessen gieng Felix in ein Wirthshaus, trank ein Glas Bier, spielte, und verlor sein Geld. Er erkannte nun, indem er betrübt nach Hause gieng, seinen Fehler, und dachte bei sich im Herzen: „es ist doch seliger, sich der Armen zu erbarmen, als sonstige Freuden genießen. Wie wohl wäre es mir nun, wenn ich wie mein Bruder gehandelt hätte!“ —

4. Wahre Nächstenliebe trägt alles bei, um das Leben des Nächsten zu erhalten, rettet aus Lebensgefahr, selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens.

Es war an einem schönen Winterabende, da Joseph Christian aus Versailles nach einem fleißig durchlebten Tage zur Erholung lustwandelte, um die untergehende Sonne zu bewundern, deren dunkles Roth die schneebedeckten Felder wie mit einem Rosenschleier überzog. Aber ein trauriges Ereigniß zog Josephs Blick von dem schönen Abendhimmel herab.

Drei Knaben waren zu dem schon zugefrorenen Kanal gelaufen, der hier vorüber geführt war, um sich mit Eislaufen zu belustigen. Keiner wollte dem Andern an Muth weichen, jeder wollte die Ehre haben, der Erste im gefahrvollen Spiele zu seyn, und es geschah, daß sie alle beinahe zugleich in den Kanal hinabsprangen; allein das Wasser war nur mit einer leichten Eisrinde bedeckt, welche wohl den Schnee, nicht aber die Last von Menschen tragen konnte, und sie — versanken. Ohne Rettung würden die Unglücklichen in dieser abgelegenen Gegend eine Beute des Wassertodes geworden seyn, wenn nicht Joseph ihr Unglück bemerkt, wenn er nicht so viel Liebe und Muth gehabt hätte, ihre Rettung zu wagen. Mit Entsetzen sah er, was vorgegangen war; aber schnell faßte er sich, warf sein Gewand von sich, und stürzte sich in die Mitte des Eises, das unter ihm brach. Mit Unerschrockenheit machte er sich, so gut es möglich war, eine Straße unter dem Wasser; bald traf er auf einen der verunglückten Knaben; mit der einen Hand zerbrach er die Eisschollen, mit der andern zog er den Knaben hervor, und brachte ihn an das Gestade. Zweimal wiederholte

er das Wageſtück, er zog auch die beiden Uebrigen glücklich hervor. Athemlos und erſchöpft ſank er neben ihnen am Ufer nieder; aber er war entzückt, denn er hatte drei Menſchen das Leben gerettet.

Dieſe ſchöne Handlung verübte der edle Jüngling im Jahre 1785. Der König von Frankreich, Ludwig der Sechszehnte, beſchenkte den jungen Helden mit einer goldenen Medaille, auf deren einen Seite ſein Bild, und auf der andern die Worte ſtanden: „Joſeph Chriſtian, aus Verſailles, ſtürzte ſich muthvoll unter das Eis, und zog drei Kinder hervor, die in Lebensgefahr waren.»

6. Die Bewohner des kleinen Dorfes Alkus befanden ſich am Palmſonntage 1822 bei dem vormittägigen Gottesdienſte in der Kirche zu Aniet, als in dem Hauſe des Bauers Andreas Krodnig Feuer auskam. Die vierzehnjährige Tochter Eliſabeth, welcher die Aufſicht über ihre kleinen Geſchwiſter und das Haus überlaſſen wurde, war in der Scheuer mit Zubereitung des Futters für das Vieh beſchäftigt, als in dem Wohngebäude das Feuer ausbrach. Das Haus, ganz von Holz gebaut, ſtand bereits in hellen Flammen, und ein dicker Rauch ſtrömte zu allen Thüren und Fenſtern heraus. Da erinnerte ſich Eliſabeth, daß noch zwei Kinder in dem brennenden Hauſe ſeyen; das kleinſte lag oben in einer Kammer in der Wiege. „Es gilt das Leben zweier Menſchen“ — dachte das rechtſchaffene Mädchen, drang unerſchrocken in das Haus, lief über die brennende Stiege hinauf, und trat in die Kammer, welche ſchon mit Rauch angefüllt war, ſo daß keine Gegenſtände mehr geſehen werden konnten. Sie griff nach dem Orte, wo ſonſt die Wiege ſtand, fand glücklich das dem Erſticken nahe Kind, und eilte mit demſelben über die Stiege hinab, deren ſich die Flammen nun völlig bemeiſterten. Nachdem das muthvolle Mädchen das gerettete Kind auf ein neben dem Hauſe gelegenes Feld gebracht hatte, kehrte es in daſſelbe zurück, und ſuchte ein zweites vermißtes Kind von 4 Jahren. Eliſabeth drang in die Scheune, deren Dach ſchon brannte, fand wirklich das Kind dort auf dem Heu ſchlafend, und entriß auch dieſes dem augenſcheinlichen Tode. Dieſe in einem

ſo zarten Alter von einem Mädchen mit ſo viel Muth und Geiſtesgegenwart bewirkte liebevolle Rettung zweier Kinder iſt von der höhern Landesbehörde durch eine Gnadengabe belohnt worden; die größte Freude aber mußte das gute Mädchen durch ſein ganzes Leben in dem herrlichen Bewußſeyn genoſſen haben, die Retterin zweier Kinder geweſen zu ſeyn.

7. Der Direktor der neuen Brunnenmaſchinen zu Paris, Herr Pevier, fiel zu Ruen (Ruang) in die Seine (Sähn). Im erſten Schrecken wagten es weder die Arbeiter, noch die Matroſen, welche gegenwärtig waren, ihn zu retten. Da ſprang Roguet, ein Jüngling von 14 Jahren, der das Zimmerhandwerk lernte, ins Waſſer, faßte Herrn Pevier, und hielt ihn ſo lange, bis beide von den Zuſchauern, die ſich jetzt beſonnen hatten, herausgezogen wurden.

Herr Pevier bot ſeinem Retter große Belohnungen an; aber der edle Jüngling ſchlug alles aus wahrer Großmuth aus. Herr Pevier drang wiederholt in Roguet, und endlich geſtand er, daß ſein Vater, ein armer Handwerker, eine zahlreiche Familie zu verſorgen habe; dieſem möchte alſo Herr Pevier ſeine Dankbarkeit beweiſen. Wie edel handelte der Jüngling, der nur darin Lohn fand, daß ſein Vater und ſeine Familie Freude erlebten! Herr Pevier gab wirklich der Familie mit aller Bereitwilligkeit ein anſehnliches Geſchenk; aber auch der Jüngling wurde belohnt, indem der durch ihn Gerettete ihn mit ſich nahm, und auf ſeine Koſten erziehen ließ.

8. Der Prinz von Oranien erhielt im Jahre 1792 einen Beſuch von dem Herzog von Meklenburg-Strelitz; er begab ſich mit demſelben nach Schewelingen, damit ſein Gaſt die Abfahrt der zum Fiſchfang beſtimmten Schiffe ſehen könne. Der Prinz von Oranien ſtand ganz nahe am Rande des Waſſers, als man die Segel aufſpannte; ein Burſche, der ſich dabei beſonders thätig zeigte, fiel über Bord. Kaum wurde dies der Prinz gewahr, ſo ſprang er dem Jungen nach, um ihn zu retten. Aber dieſe edelmüthige Handlung war leider vergebens; er ſelbſt lief Gefahr, zu ertrinken. Als er endlich mit vieler Mühe gerettet wurde, riefen einige von ſeiner Umgebung aus: Wie konnten Euere Durchlaucht ein ſo theueres

Leben aufs Spiel setzen?» Der Prinz antwortete darauf: «In dem Augenblicke, als der Bursche ins Wasser fiel, war es mir, als sey er mein Bruder.»

Sogleich zog der Prinz nähere Nachrichten über den Verunglückten ein, und da er erfuhr, daß seine Aeltern noch lebten, ließ er ihnen sein Beileid über diesen harten Schlag des Schicksals bezeigen, und wies ihnen eine ansehnliche Pension an.

9. Am 7. Februar 1830 Mittags 12 Uhr wollten drei Mädchen von Jechtingen im Amtsbezirke Breisach, Rosine Eberenz, welche 15, Anastasia Bohn 14, und Verena Helde 11 Jahre alt war, sich von Spenek aus über den zugefrorenen Rhein auf das jenseitige Ufer begeben. Von diesem kaum noch etwa 40 Schritte entfernt, hatte Anastasia Bohn, welche vorausgegangen war, das Unglück, daß das Eis unter ihr brach, und sie augenblicklich in den Rhein hinunterſank; glücklicherweise erfaßte sie aber noch im Hinuntersinken mit beiden Händen die Eisdecke, und klammerte sich an derselben an, daß sie von den Fluthen nicht fortgerissen wurde. Die kleine Verena Helde, welche ihr am nächsten war, wollte ihr heraushelfen, sprang aber unbedachtsam auf sie los, und indem sie die Hand derselben ergreifen wollte, um sie herauszuziehen, brach das Eis, an dem sich diese gehalten hatte, und sie sank wieder unter, hatte aber auch diesmal wieder das Glück, die Hände herauszubringen, das Eis zu erfassen, und sich daran festzuhalten. Die kleine Verena Helde, welche kaum der Gefahr, mit der Andern unterzusinken, entgangen war, zog sich jammernd und um Hülfe rufend zurück. Rosine Eberenz, ihre jugendliche Freundin Anastasia Bohn in größter Lebensgefahr erblickend, faßte augenblicklich den Entschluß, dieselbe zu retten, und wenn es auch ihr eigenes Leben kosten sollte; durch den Vorgang mit der Verena Helde aber vorsichtig gemacht, dachte sie, es möchte ihr gehen, wie dieser, wenn sie sich der in der augenscheinlichsten Lebensgefahr schwebenden auf gleiche Weise nahen würde. Mit eben so vielem von ihrem edlen Entschlusse gesteigerten Muthe, als einer in solchem Alter wirklich bewun-

derungswürdigen Besonnenheit legte sich dieselbe ein Paar Schritte von ihrer in der schrecklichsten Lage befindlichen Freundin nach der ganzen Länge ihres Körpers nieder, und kroch auf der Eisdecke, bis sie ihr nahe genug war, um ihre Hand erfassen zu können. Mit ihrer rechten Hand faßte sie nun die eine Hand der Unglücklichen, und zog diese, während sie sich mit der linken Hand und dem übrigen Körper auf dem Eise anstemmte, gegen sich, und glücklich aus dem Rheine heraus auf die Eisdecke.

Nun war aber die Gerettete von dem ausgestandenen Schrecken und vor Kälte ganz erstarrt, und ihre nassen Kleider augenblicklich von einer Eisrinde überzogen, also auch schnelle Hülfe nöthig, um ihr das Leben zu erhalten: allein auch jetzt wußte die wackere Retterin Rath zu schaffen. Anstatt ihre fast leblose Freundin den weiten Weg über den Sponek zurück nach Jechtingen zu schleppen, brachte sie dieselbe mit Hülfe der Verena Helde auf ein nicht weit entferntes in dem Rheine eingefrorenes Gutschiff, auf welchem der mit Eis bedeckten Anastasia Bohn ihre Kleider abgenommen wurden; Rosine Eberenz aber, welche der strengen Kälte wegen mit Kleidungsstücken wohl angethan war, ihre Kleider bis auf die unentbehrlichsten auszog, ihre gerettete Freundin damit bekleidete und erwärmte, und sie auf diese Art in den Stand setzte, mit ihr und Verene Helde nach Hause zurückzukehren, wo sie nach einigen Tagen von dem erlittenen Schrecken vollkommen wieder hergestellt war.

Die höhere Behörde hat nach darüber erstattetem amtlichen Berichte über diese Begebenheit der Rosina Eberenz für ihre liebevolle, edelmüthige Handlung eine öffentliche Belobung, und zugleich auch eine Belohnung von 25 Gulden zuerkannt, welche ihr bei der gehaltenen Schulprüfung von dem Amtsvorstande in Gegenwart des landesherrlichen Dekans, des Pfarrers und Ortsvorstandes, und der ganzen versammelten Schuljugend ertheilt, aber dabei auch die gute kleine Verena, welche den ersten, aber mißglückten, Rettungsversuch gemacht hatte, bedacht wurde.

Wie viel vermag treue Nächstenliebe!

Wer sich ist der That bewußt,
In der edlen, treuen Brust,
Daß er kühn ein Menschenleben
Hob aus schrecklichem Verderben:
Kann einst ruhig, selig sterben,
Gott wird ihm die Krone geben.

10. Zu Limoges (Limosch) sah man einen Soldaten auf der Brücke, die über den vorbeiströmenden Fluß führte, erst unruhig umhergehen, dann einige Minuten unbeweglich stehen, seinen Kopf auf das Geländer stützen, und sich endlich in den Fluß stürzen. Ein junger Bursche von 13 Jahren, Vigouroux (Viguru) mit Namen, der Sohn einer Vogelhändlerin, rief seinem jüngeren Bruder: „Bruder, Bruder, komm, laß uns ihn retten!“ Die beiden jungen Leute stürzten sich sogleich ins Wasser, und nach vieler Mühe gelang es ihnen, den Unglücklichen ans Ufer zu bringen.

Eine reine, lebhafte Freude leuchtete aus den Augen der jungen Retter, welche sonst den Soldaten nicht weiter kannten. Der eine Bruder drückte dem andern die Hand, und rief mit Entzücken: «Sagte ich dirs nicht, daß wir ihn retten würden?» Die Menge Volkes, welche herbei gelaufen war, gab ihnen einige Geschenke, welche sie gleichgültig annahmen. Aber als man sah, daß sie ihre Geschenke mit dem Soldaten, der wieder zur Besinnung gekommen war, theilen wollten, so erhob sich allgemeines Beifallsgeschrei, und im Triumphe wurden die Jünglinge durch die Straßen begleitet.

11. Für Heldenthaten der Nächstenliebe, wie folgende Geschichte aus dem Leben eines Edeln erzählt, für Thaten, die aus der heiligsten Tiefe eines schönen Herzens hervorgehen, giebt es kein würdigeres Denkmal, keinen angemessenern Dank, keinen höhern Preis, als — das Entzücken der Liebe und Bewunderung, welches ihnen gleichfalls aus der heiligsten Tiefe aller reinen, fühlenden Herzen entgegenkommt. Höret liebe Kinder, welchen Muth eine treue Nächstenliebe verleiht, und erstaunet, wenn ihr sehet, welche große Früchte sie bringen kann.

Ein braver Jüngling, Carl von Büſſiere, wurde durch die Revolution am Ende des letzten Jahrhunderts in bittere Armuth geſtürzt. Endlich verſchaffte ihm ein Freund eine Bedienung bei dem damals furchtbaren Wohlfahrtsausſchuß, der das Blut der Franzoſen in Strömen vergoß. In der Hoffnung, daß er vielleicht Mittel finden könnte, eben hier, an der Quelle des Verderbens, die Ausbrüche derſelben wenigſtens einigermaßen, und hie und da zu hemmen, nahm er das gefährliche Amt an. Sein Geſchäft beſtand nun darin, daß er die Aufſicht über die an den Wohlfahrtsausſchuß eingegangenen Anklageſchriften hatte; und gerade hier war es, wo der hochherzige Jüngling ſeinen Plan, viele Unſchuldige dem Mordbeile zu entreißen, am beſten ausführen konnte. Der Geſchäftsgang im Wohlfahrtsausſchuſſe war aber dieſer: der Präſident, ein kleiner, buckeliger Zeugmachergeſell, erhielt täglich aus Büſſieres Hand die Anklageſchriften. Ohne ſich die Mühe zu nehmen, ſie zu zählen oder einen Empfangſchein darüber auszuſtellen, nahm er ſie nur überhaupt an. Nachmittags unterſuchten dann die übrigen Mitglieder des ſchrecklichen Ausſchuſſes die eingereichten Anklagen nach ihrer Art, machten in der Nacht die Beſchlüſſe, und ſchrieben gewöhnlich ein G, (die Guillotine), ſelten aber ein D, (Deportation, Landesverweiſung), noch ſeltener aber ein Losſprechungszeichen an den Rand. Darnach gingen die Schriften an das Revolutionstribunal, und hier ließ dann der öffentliche Ankläger, das Ungeheuer Fouquier Tinville, die Angeklagten in den Kerker werfen, von wo ſie folgenden Tages vor das Gericht geſchleppt wurden. Dieſes ſprach dann, dem Buchſtaben am Rande blindlings folgend, das Urtheil aus, und ſchon am Nachmittage ſchlachtete man die Opfer ab. Gleich am erſten Tage der Amtsführung Büſſieres wurden 35 Männer, unter dieſen ſehr achtbare, hingerichtet. Und von dieſer Stunde an beſchloß der edle Jüngling, ſeine Nächſtenliebe thätig zu zeigen, ſelbſt ſein Leben daran zu ſetzen, um nur ſo viele andere Leben, als immer möglich ſeyn würde, zu retten.

Von Anfang verſuchte er dieſes auf die Weiſe, daß er die Aktenſtöße der auf den Tod Angeklagten einſtweilen ver-

steckte; dadurch rettete er gleich in den ersten Tagen 66 Menschen das Leben. Nachher aber, als er sah, daß man mit diesen Schriften äußerst gleichgültig und unordentlich umging, beschloß er, sein Rettungsgeschäft mehr ins Große zu treiben, und so viele Schriften, als möglich, gänzlich zu vernichten. Aber wie? — Sie zu verbrennen war mißlich, weil das Feuer oder die Asche hätten Verdacht erregen können. Er ersann also einen andern Kunstgriff. Alle 3 oder 4 Tage, um Mitternacht, wenn der Wohlfahrtsausschuß versammelt war, schlich er sich nach seiner Registratur, nahm diejenigen Papiere, welche er sich schon vorher ausgesehen hatte, im Dunkeln heraus, erweichte sie in einem Wassereimer, drückte den Brei zu Kugeln, füllte damit seine Taschen, begab sich dann in die Bäder an der Seine (Sähn), verwandelte die Kugeln hier in Kügelchen, warf sie nach und nach in den Fluß und ließ sie fortschwimmen. Alle Anklageschriften auf diese Weise fortzuschaffen, durfte er freilich nicht wagen, weil sonst die ganze Sache sogleich würde entdeckt worden seyn. Er nahm also insbesondere Rücksicht auf Familienväter und Mütter, und auf verdienstvolle Männer. Unter diesen war denn auch Florian, der liebenswürdige Dichter, dessen Anklage er ins Wasser warf, und so für dessen Freunde Zeit gewann, ihn zu retten. Auch solche Personen beachtete er, die bloß ihres Standes und ihrer Reichthümer wegen angeklagt waren. In kurzem hatte er über 800 Anklagen ins Wasser geworfen. Unter den Geretteten befanden sich Josephine, die nachmalige Kaiserin; die Gemahlin des vortrefflichen Lafayette; die Generalin Custine; die Frau von Büffon; die sämmtlichen berühmtesten Schauspieler des großen französischen Theaters. Aber die Rettung jener vortrefflichen Künstler hätte beinahe seinen eigenen Hals unter das Mordbeil gebracht.

Büssiere hatte den ganzen, großen Aktenstoß nicht auf die gewöhnliche Art in Kugeln verwandeln können, und es daher gewagt, die noch übrig gebliebenen Papiere in seinen Taschen davon zu tragen. Schon hatte er die Treppe erreicht, als er plötzlich die Stimme der Unholde Robespierre, St. Just, Collot d'Herbois, Billaud Varennes und Fouquier Tin-

ville,, die so eben ihr Versammlungszimmer verlassen hatten, herannahen hörte. Kein Augenblick Zeit war zu verlieren. Er warf sich in einen nahe stehenden Holzkasten. Gerade bei diesem Kasten machten die Unmenschen Halt, um Rath zu pflegen. wie man eine größere Menge Schlachtopfer schneller als bisher abthun könne; und Robespierre und St. Just setzten sich nun gar auf den Kasten. Büssiere durfte nicht hörbar athmen, noch viel weniger sich bewegen, und erstickte fast bei der damaligen großen Hitze. Endlich gingen sie; aus dem Kasten war er erlößt. Nun aber wollte ihn die Schildwache an der großen Thüre zu dieser ungewöhnlichen Zeit nicht hinauslassen. Er entkam indessen durch einen Seitengang und begab sich auf den nahegelegenen Boulevard, um hier den Morgen abzuwarten. Plötzlich stürmte der wilde Lepelletier, ein Gesell der Würger, vorüber, packte ihn als einen verdächtigen Nachtschwärmer, wollte keine Entschuldigungen annehmen, und schleppte ihn in ein Wachthaus, dachte aber glücklicherweise nicht daran, die vollen Taschen zu untersuchen. Der Lärm lockte mehrere Leute herbei, unter diesen auch einen der geringeren Beamten des Wohlfahrtausschusses, Pierre, einen Freund Büssieres. Pierre hielt es für eine Ehrensache, seinen Amtsgenossen Büssiere zu befreien und forderte mit Ungestüm die Verhaftung Lepelletier's, weil dieser die öffentlichen Staatsgewalten verachte und sich an ihren getreuesten Dienern vergreife. Nun gerieth Lepelletier seinerseits in großen Schrecken, und bat demüthig wegen seines Irrthums um Verzeihung. Büssiere ward sogleich entlassen, eilte in sein Bad, und ließ die geretteten Seelen aus seiner Tasche eiligst die Seine hinunterschwimmen.

Bald nachher wurde Robespierre selbst, sammt seinen Gesellen, gestürzt und hingerichtet. Er hinterließ noch 450,000 Gefangene in den Kerkern durch ganz Frankreich. Der Gerichtshof, bei welchem Büssiere angestellt war, erhielt nun den Auftrag, Beweise für Unschuld der noch Eingekerkerten herbeizuschaffen. Mit Wonne durchsuchte Büssiere die noch vorräthigen Akten und nahm alles heraus, was den Gefangenen irgend nachtheilig hätte werden können. Als aber kurze Zeit

hernach die Anstalt, bei welcher Büssiere arbeitete, aufgehoben wurde, sah er sich plötzlich in seiner menschenfreundlichen Thätigkeit gehemmt. Es wurde ihm indessen eine Stelle bei dem mächtigen Volksrepräsentanten Legendre angeboten. Anfangs schauderte er davor zurück, weil Legendre, vormals ein Schlächter, sich bisher durch seine schreckliche Wildheit furchtbar gemacht hatte. Als er aber hörte, daß mit diesem Manne seit kurzem eine große Verwandlung vorgegangen sey, und er seine früheren Unthaten jetzt bitterlich beweine, und nun durch Gutthaten auszulöschen suche, nahm er die Stelle an; und so wurde er denn zuerst Geheimschreiber, dann Rathgeber, Freund und Führer des furchtbaren Mannes. Er bewog seinen Gönner, eine Behörde, deren Beamte blutbefleckte Ungeheuer waren, aufzuheben. Nun stand der Loslassnng der noch Eingekerkerten nichts mehr im Wege, als — Büssiere selbst. Welch eine Menge Akten hatte er auf die Seite geschafft! Nun fehlten aber hiedurch die Papiere, welche eben als Belege über die Freizulassenden, unschuldig Eingekerkerten verlangt wurden; und so wurde also jetzt die Freilassung verzögert durch Büssiere's menschenfreundliche Schuld. Legendre tobte über die Unordnung in den Papieren. Da wagte es Büssiere, ihm die wahre Ursache davon, welche wir schon kennen, offenherzig zu erzählen. Er sah mit Zittern, wie auf des grimmigen Mannes Antlitz der innere Wechsel und Kampf ungeheurer Gemüthsbewegungen sich spiegelte, wie Zorn und Staunen, Wuth und Bewunderung mit einander kämpften, und abwechselten, endlich aber, zu seinem Troste, der wieder erwachte gute Geist den alten, bösen niederdrückte, dann freudige Blicke durch das Dunkel strahlten, nach und nach das ganze Gesicht sich aufklärte, Freudenthränen aus den Augen hervorbrachen, und über die Wangen rollten, und der verwandelte Legendre ihn mit Thränen in seine Arme schloß und ausrief: „O Du tugendhafter Jüngling! o mein Freund! Wie innig darfst Du mit Deinem Leben zufrieden seyn! Deine Tugend verdient eine glänzende Belohnung. Ganz Frankreich, nein, die ganze Welt soll Deine Aufopferungen bewundern!“

Nun aber mußte Büssiere seine ganze Beredsamkeit auf-

bieten, um Legendre zu überzeugen, daß eine Bekanntmachung dieſer Geheimniſſe doch vielleicht jetzt noch zu frühzeitig ſeyn und manche Gefangene in neue Gefahren ſtürzen könne. Legendre ſah dieſes endlich ein, und antwortete: „Ja! es giebt unter meinen Amtsgenoſſen noch Menſchen ohne Gewiſſen, Menſchen, welche göttliche Handlungen für Verbrechen ausſchreien. Meine Seele iſt zerriſſen; ich habe keine Ruhe. Der Schlaf flieht mich, und wenn er mich beſchleicht, ſo martert er mich mit ſchaudervollen Träumen. O wie glücklich biſt Du; und wie unglücklich bin ich! — Verdammter Ehrgeiz, wie elend haſt Du mich gemacht! — An den Verbrechen der Ungeheuer, welche ich jetzt verabſcheue, habe ich, ach! Theil genommen. — Eine jede Stunde, eine jede Minute meines elenden Lebens rächt durch Gewiſſenspein die Unglücklichen, welche es durch mich geworden ſind. Sieh meine Thränen, und tröſte mich, wenn Du kannſt. — Hilf mir das tobende Herz beruhigen und das Andenken an meine Verbrechen aus der Seele vertilgen! Was kann ich Gutes thun? Sprich, geh' mir voran. Du biſt mein Muſter; ich will Dir nachſtreben. Wir wollen vereint arbeiten, des Unglückes in Frankreich weniger zu machen. Zeige mir die Unglücklichen an, welche noch eingekerkert ſind. Ich will alle Macht, die mir zu Gebote ſteht, für ſie aufbieten.“ — Büſſiere, von Wonne durchſtrömt, milderte des reuigen Sünders Schmerz durch ſeine freundſchaftlichen Tröſtungen, beſonders aber dadurch, daß er ihm ſogleich einige Mittel an die Hand gab, wie er geſtiftetes Böſe wieder gut machen könne. Er rieth ihm, daß zwei Conventsglieder möchten beauftragt werden, ſogleich die Gefängniſſe zu beſuchen, und diejenigen, gegen welche ſich keine wichtigen Anklagen vorfänden, in Freiheit zu ſetzen. Es geſchah. Legendre ſelbſt ließ ſich zu dieſem menſchenfreundlichen Geſchäft beauftragen. Nun gieng das Befreiungswerk mit großer Schnelligkeit vorwärts. Büſſiere arbeitete Tag und Nacht, um aus den noch vorhandenen Akten und aus ſeinem beſonderen Tagebuche die erforderlichen Namen auf eine Liſte zu bringen. Und ſo wurden durch ſeinen himmliſch-ſchönen Eifer in kurzer Zeit 84,000 Menſchen in allen Gegenden

des Reiches dem Lichte und der Freude des Lebens zurückgegeben. Unter diesen Geretteten befanden sich 10,000 Nonnen und 2310 Priester; dann trat aber ein Halt ein. Legendre mußte sich für einen Monat durch den harten Barres ablösen lassen, der nur wenigen, Priestern, Adelichen und Anverwandten der Ausgewanderten aber gar nicht, die Freiheit schenkte. Dann kam Legendre wieder an die Reihe, und das Versäumte wurde schnell nachgeholt. Ein höchst gewagtes Unternehmen, welches Büssiere damals ausführte, war folgendes.

Er hatte erfahren, daß sechs junge, schöne Fräuleins, des Briefwechsels mit ausgewanderten Verwandten wegen, in einen engen Kerker gesperrt wären, und nächster Tage hingerichtet werden würden. Zwar stand auf jenem Vergehen unerläßlich die Todesstrafe: dennoch verzagte Büssiere, der schon so manches unmöglich scheinende durch Muth und Klugheit möglich gemacht hatte, nicht. Er besuchte, in Begleitung des Volksrepräsentanten Renaud, seines Freundes, die sechs schon dem Tode geweihten Opfer. Auch Renaud konnte sich der Thränen nicht enthalten bei dem Anblicke der todtenbleichen Gesichter, der verweinten, erloschenen Augen, wo das Unglück die Schönheit zernagte. „Giebt es für uns noch einen Funken von Hoffnung?“ fragten die Unglücklichen, in Thränen zerfließend. Renaud, der hier kein Rettungsmittel sah, eilte mit zerrissenem Herzen hinweg. In diesem Augenblicke trat der Kerkenmeister herein, und flüsterte Büssiere'n ins Ohr: «Ich bitte Sie im Namen der Menschheit, entfernen Sie sich von hier! Betrüben Sie diese Unglücklichen, verlorenen Mädchen nicht noch mehr. Alles ist vergebens. Ich habe gestern den Befehl bekommen, sie jede Minute zur Hinrichtung bereit zu halten.“ — Jetzt kannte Büssiere keine Bedenklichkeit mehr; er ließ sich Papier und Dinte geben, und schrieb sogleich einen Befehl, nach welchem der Kerkermeister nicht eher die sechs Frauenzimmer zur Hinrichtung ausliefern solle, als bis er eine besondere Aufforderung hiezu vom Convente erhalten habe. Diesen Befehl unterschrieb er mit seinem Namen, und beigesetztem Amtstitel: Secretär des Volksrepräsentanten Legendre.“ Seinen eigenen Namen kritzelte er klein und unleserlich, den des Legendre aber

schrieb er groß und deutlich. Die List gelang. Der Kerkermeister hielt nun Büsstere für Legendre selbst, und versprach, den Befehl genau zu befolgen. Büsstere tröstete nun die Wehklagenden mit größerer Zuversichtlichkeit, und begab sich mit leichterem Herzen hinweg. Zwar erschrack Legendre über das Wagestück, als Büsstere es ihm eröffnete. „Hier bist Du" rief er aus, „einmal zu weit gegangen, fürchte ich." — „Aber ich will ja nur Zeit gewinnen," antwortete Büsstere. „Ihrem Muthe, edler Legendre, kann nichts widerstehen. Unterstützen Sie mich mit ihrer gewohnten Kraft, so bin ich des glücklichen Ausgangs wegen ganz unbesorgt. Vorerst bitte ich Sie, nur um einen Monat Aufschub für die Ungklücklichen anzuhalten. Während dessen wird sich schon ein Rettungsmittel finden." — «Wohlan! ich will auch dies versuchen," entgegnete Legendre. Er trug also in der nächsten Sitzung auf monatlichen Aufschub an. Aber der Präsident des Sicherheitsausschusses schlug es rund ab. Legendre forderte nun die Akten, durchlief sie, und fand zu seiner Freude, daß dem Einen der sechs Frauenzimmer schon einmal eine Frist verwilligt worden sey. Diesen Umstand griff er sogleich auf, rügte mit seiner gewohnten Heftigkeit die unverantwortliche Nachlässigkeit, Unordnung und Willkühr der Behörde, selbst da, wo das Leben vieler Menschen auf dem Spiele stehe, und forderte nun mit gebieterischem, drohendem Ernste den Aufschub der Hinrichtung, damit die ganze Sache noch einmal gehörig untersucht werden könnte. Jetzt wurde ihm Alles zugestanden. Es war die höchste Zeit. Schon am folgenden Morgen klopften die Henkersknechte an die Thüre des Kerkers, wurden aber zurückgewiesen. Statt dessen wurden die Frauenzimmer sogleich in ein anständigeres Gefangenhaus geführt, und ihre Seelen durch eine neue Hoffnung erheitert. Ihre Sache, so wie die Sache noch 9 anderer, um ähnlicher Vergehungen wegen verhafteter Frauenzimmer wurden dem Convente vorgetragen. Büsstere beschwor alle jene Conventsglieder, die er als Menschenfreunde kannte, ihm zu helfen. Sie hielten Wort. Alle jene Frauenzimmer wurden begnadigt und der Haft entlassen.

Nun aber kam die Zeit, wo Legendre aus dem Sicher-

heitsausschusse heraustrat. Noch am letzten Tage verschaffte er 600 Verhafteten die Freiheit. Dann legte ihm Büssiere die ganze Liste der durch ihn Geretteten vor Augen. Mit welchem Entzücken sah Legendre die große Zahl 84,000 dastehen! Innigst bewegt nahm er von dem herrlichen Jünglinge Abschied, versah ihn mit den rühmlichsten Zeugnissen und Empfehlungen, und blieb, so lange er noch lebte, — aber er starb bald nachher, — der Freund und Beschützer seines tugendhaften Geheimschreibers.

Liebe Kinder! das war eine recht thätige Nächstenliebe, welche oft das eigene Leben wagte. Welche Seligkeit muß die Brust dieses ausgezeichneten Jünglings bei dem Gedanken durchströmt haben: du hast eine außerordentliche Zahl Unglücklicher gerettet, und ihnen Freiheit und Leben wieder gegeben!

12. Die wahre Nächstenliebe opfert freudig zur Rettung anderer das Leben auf.

Prinz Maximilian Julius Leopold von Braunschweig wurde zu Wolfenbüttel am 10. Oktober 1752 geboren, sehr sorgfältig erzogen, und von dem bekannten Abt Jerusalem unterrichtet. Schon sehr früh zeichnete er sich durch eine außerordentliche Liebe zu den Nächsten aus, übte Gerechtigkeit und Güte gegen jeden, oft mit Aufopferung und Verläugnung seiner selbst; es war ihm das höchste Vergnügen, die größte Glückseligkeit, Anderen Gutes und Nützliches erweisen zu können. Schon als ein ganz kleiner Knabe bat er oft seine Erzieherin, der Schildwache unter seinem Fenster etwas geben zu dürfen, wenn große Kälte eingefallen war. «Ach!» sagte er, „den armen Soldaten friert wohl recht sehr!» Er holte armen Kindern, die baarfuß im schlechten Wetter gingen, Kleidungsstücke aus seiner Garderobe. Als ein angehender Jüngling ließ er dürftige und verlassene Kinder von seinem eben nicht reichlichen Taschengelde unterrichten, und sie mußten ihm von Zeit zu Zeit von ihren Lehrern Zeugnisse bringen. Er konnte sich über nichts mehr freuen, als wenn ihm Kinder mit Büchern begegneten; er ließ sich dann mit ihnen in Gespräch ein, und entließ sie mit Beweisen der Liebe und Ermunterung

zum Fleiße. Mit zunehmenden Jahren zeigte er sich immer mehr als einen aufgeklärten, warmen und stets thätigen Menschenfreund. Sein einziger und edelster Stolz bestand darin, nicht bloß vornehmer, sondern auch besser zu seyn, als andere. Er sah die Vorzüge seiner Geburt gleichsam als Sterne an, die ihm auf seinem Lebenswege leuchteten. Sein eigentlicher Beruf als Soldat eröffnete ihm hundert neue Gelegenheiten für sein rastloses Streben, dem Urbilde der Vollkommenheit, der ewigen Quelle alles Guten und Schönen immer ähnlicher zu werden. Er unterstützte dürftige und verwundete alte Krieger; er ließ angehende Offiziere in den nöthigen Kenntnissen unterrichten, setzte sich selbst mitten unter sie, und schrieb das Diktirte mit, um sie durch sein Beispiel zu ermuntern. Er errichtete für sein Regiment zu Frankfurt an der Oder eine vortreffliche Schulanstalt, die ihn über 4000 Thaler kostete, und worin über 500 Soldatenkinder unterrichtet wurden. „Welche große Vorwürfe," sagte er, „hätte ich mir machen müssen, wenn alle diese Kinder durch meine Nachläßigkeit in ihrer Unwissenheit geblieben wären!

Als er einst zwei Kinder, die durch seine Fürsprache in das Waisenhaus zu Braunschweig aufgenommen wurden, von Frankfurt dahin schickte, ging er selbst Morgens um 5 Uhr bei einer rauhen Witterung zum Fuhrmanne, und sah nach, ob sie auch vor dem Wetter hinlänglich verwahrt wären; als er dieß nicht fand, hängte er ihnen seinen eigenen Ueberrock um, sah sie erst abfahren, und ging dann im Regen nach Hause. Er hatte für jede Art der Noth ein fühlendes Herz, und gerührt werden, und zu Hülfe eilen, war eines bei ihm. Jedermann hatte freien Zutritt zu ihm. Den Meisten, die seine Hülfe suchten, half er; Viele, denen er nicht helfen konnte, wurden durch die liebreiche Art, mit welcher er zu ihnen sprach, getröstet; Tausende in Frankfurt und Braunschweig sind Zeugen davon. In Frankfurt allein ließ er, und zwar bloß an bestimmte Arme, monatlich 360 Gulden austheilen, was des Jahres eine Summe von 4320 Gulden ausmacht. Um sich von dem Elende der Leidenden desto besser zu überzeugen, suchte er sie selbst auf, und stieg oft viele Treppen

in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke selbst kennen zu lernen. Bei seinen lebhaften Gefühlen der Menschenliebe empfand er auch immer herzliche Mitfreude über alles Gute, das er an Andern erkannte, oder das Andere gewirkt hatten. Oft hatte er bei Feuers- oder Wassergefahren weise Entschlossenheit und unbegränzte Menschenliebe zu erkennen gegeben. Er kannte kein größeres Vergnügen, als jenes, welches Rathen, Helfen und Wohlthun gewährt, und von Menschenliebe floſſen Herz und Mund über.

Als er sein väterliches Haus verließ, und von Braunschweig nach Potsdam zu dem Regimente reiste, das ihm der König von Preußen anvertraut hatte, begleitete ihn sein vieljähriger Lehrer, der würdige Abt Jerusalem. Fast zwei Stunden hindurch saß der Prinz in tiefem Nachdenken im Wagen, ohne ein Wort zu sprechen. Sein Begleiter rechnete dieß der Trennung von seinen Aeltern und Freunden, oder der Ermüdung vom Abschiednehmen zu; denn der Prinz hatte aus Dankbarkeit von allen seinen Lehrern und Freunden persönlich Abschied genommen. Endlich brach er das Stillschweigen, und redete beiläufig in folgenden Ausdrücken: «Ich habe mich diese Zeit über genau besonnen, ob wohl Jemand in Braunschweig zurückgeblieben seyn möchte, der von mir beleidigt und mißvergnügt seyn könnte. Hieran ist mir gewiß viel gelegen, mich darauf zu besinnen, und wenn Sie mir darin helfen können, so werden Sie mir einen großen Dienst erweisen. So wie ich jetzt aus meines Vaters Hause gegangen bin, so will ich mit Gottes Hülfe dereinst aus der Welt gehen. Beide Abreisen haben, wenigstens für mich, alsdann nichts Bitteres, wenn ich werde überzeugt seyn können, daß ich keinen Menschen beleidigt, unversöhnt, und so viel an mir liegt, hülflos zurückgelassen habe. Wie ruhig werde ich alsdann dem Eintritte in die Ewigkeit, so wie jetzt meinem Berufe in diesem Leben, entgegen gehen können! — Der Gedanke, Jemanden in meinem Leben wesentlich zu helfen, und wo möglich desselben Leben zu retten, liegt mir von jeher immer im Sinne. Noch ist mir solch eine Gelegenheit niemals vorgekommen, ob ich gleich solche herzlich wünsche; und glauben Sie mir, daß ich

sie längst gesucht habe. Freilich gehört hiezu auch Glück; aber selten mißlingt auch ein solcher Versuch. Ich habe noch wenig Menschen kennen gelernt, die sich dieser Beruhigung rühmen können; aber gewiß liegt es nur an der Gelegenheit. Wie beruhigend muß die Erinnerung einer solchen gut benützten Gelegenheit seyn, besonders bei der Abreise aus dieser Welt! Nicht eher, als bis ich diesen Wunsch erfüllt habe, möchte ich gerne sterben, dann aber gern und freudig.»

Und ach! seines Herzens heißester Wunsch wurde bald erfüllt. Er endete seine ehrenvolle Laufbahn so rühmlich, als er sie begonnen, indem er seinen Tod in den überströmenden Fluthen der Oder fand, aus welcher er die hülflosen Einwohner der Domvorstadt zu Frankfurt von dem schreckenvollsten Untergange auf Kähnen retten wollte. Aber nicht aus rascher Unbedachtsamkeit verlor der edle Menschenfreund sein Leben, sondern ungeachtet der bedachtsamsten Sorgfalt.

Am Morgen seines Sterbetages zeigte er eine ungewöhnliche Ruhe des Geistes. Dieß befremdete seine Bedienten, da die Gefahr der Wasserfluth sich immer vergrößerte, und viele Einwohner der Vorstadt schon in der höchsten Noth waren. Als daher Einer derselben sagte: "So ruhig habe ich Euer Durchlaucht noch nie gesehen!» antwortete er: «Man muß ruhig seyn, und alles wohl überlegen, wenn Gefahr da ist.« Denen, die ihn durch Bitten von seinem Vorhaben abhalten wollten, rief er nicht lange vorher, ehe er den Kahn bestieg, die merkwürdigen Worte zu: "Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch, wie ihr, und hier kommt es nur auf Menschen-Rettung an.» Dieß waren seine letzten Worte; er stieg, da die Gefahr, in der die Unglücklichen schwebten, immer wuchs, in einen Kahn; aber dieser, mit dem er, von einigen Schiffern begleitet, die auf den Dächern der Häuser nach Hülfe Rufenden aus der überschwemmten Vorstadt abholen wollte, konnte der Gewalt der Wellen nicht widerstehen, und schlug um. Jede Rettung war unmöglich; am 27. April 1785 beschlos der edle Prinz sein kurzes Leben, das nützlicher, wohlthätiger und thatenreicher war, als vieler Menschen längeres Daseyn. Nicht auf die Länge

unſerer Lebensdauer kommt es an, ſondern wie wir die kurze Zeit unſeres Daſeyns benutzen. Durch edle Handlungen, durch thätige Nächſtenliebe können wir in wenig Jahren den wahren Genuß des Lebens mehr erſchöpfen, und es inhaltreicher machen, als Tauſende von Menſchen, die ein halbes Jahrhundert nach den Vergnügungen und Freuden des Lebens haſchen, und ſie nie erlangen, weil ſie die einzige wahre Quelle derſelben, Tugend und Menſchenliebe, verkennen.

Wie beneidenswerth iſt dieſes Prinzen Tod! Nur feige oder unwiſſende Menſchen können ihn traurig nennen. Glücklich im Leben durch ſein Bewußtſeyn, durch die Liebe und Achtung ſo vieler Tauſenden, deren Thränen er getrocknet, für deren Erziehung und Wohlfahrt er geſorgt, denen er Bewunderung entlockt, und zugleich zu edlen Handlungen Luſt eingeflößt hat, verleiht ihm die gütige Vorſehung nun auch den ſchönſten, rühmlichſten Tod. Ohne Kummer, ohne Schmerzen, ohne daß er die Mühſeligkeiten des Alters fühlen durfte, und ſelig im Bewußtſeyn ſeiner edlen Abſicht, verſetzte ihn ein Augenblick aus dieſer Welt in jene, wo er den ewigen Lohn ſeiner Verdienſte genießt. Prinz Leopold muß unausſprechliche Freude empfunden haben, wie jedes von euch empfinden würde, das plötzlich aus einem düſtern Zimmer in den herrlichſten, blühendſten Garten verſetzt, und dort von ſeinen lieben Aeltern, Freunden und Geſpielen mit Jubel empfangen würde. Nur den Zurückgebliebenen fiel ſein Verluſt ſchmerzlich; die an ihm einen Vater und Wohlthäter verloren, nur die waren zu bedauern. Um ihn klagten Männer, deren Armuth und Alter er erleichtert hatte, um ihn floſſen die Thränen der Wittwen und Waiſen, denen er Retter, Verſorger und Vater war; um ihn trauerte die geſammte Menſchheit, der er zur Ehre lebte.

Sein Andenken lebt noch jetzt bei allen Deutſchen, und die ihm geſtifteten Denkmäler werden auch den folgenden Geſchlechtern die Achtung und Verehrung bezeugen, die er ſich während ſeines kurzen Lebens erworben hatte.

13. Volney Bekner, der Sohn eines irländiſchen Matroſen, wurde durch die Uebungen, die ſein Vater mit ihm zur See vornahm, ſo kühn, ſo geſchickt und kraftvoll, daß er

von seinem vierten Jahre an das Schiff, auf dem er erzogen worden war, über eine Meile weit schwimmend verfolgte. Dieser Knabe war sehr begierig nach Ruhm, den er aber nur allein auf der Leiter des Verdienstes ersteigen wollte. Auf die Frage, die man einst an ihn stellte, worin denn dieser Ruhm, nach dem er so eifrig strebte, bestünde, gab er zur Antwort: «Dem Vaterlande dienen und seine Pflichten erfüllen, das ist der wahre Ruhm!» Welch ein Mann würde dieser Knabe geworden seyn, wäre sein Leben von längerer Dauer gewesen. Folgender heldenmüthiger Zug ist zwar die einzige kühne That seines Lebens, aber er bezeichnet ebenso die große, aufopfernde Nächstenliebe, so wie den werdenden Helden, und wird uns das Andenken dieses jungen Seemannes auf immer ehrwürdig machen.

Volney befand sich einst mit seinem Vater auf einer Fahrt nach Jamaika in West-Indien, und unter den Passagieren war auch eine reiche Amerikanerin mit ihrer kleinen Tochter, welche von Port au Prince in Frankreich abgereist war. Das Kind hatte sich von seiner Führerin, die sich ein wenig zur Ruhe gelegt hatte, entfernt, und sich aus Unvorsichtigkeit dem Rande des Verdeckes zu sehr genähert. Staunend blickte es in die unermeßliche Ferne, und indem es mit gierigen Blicken an dieser gränzenlosen Aussicht hing, machte ein plötzliches Schwanken des Schiffes dasselbe schwindeln, und es fiel ins Meer. Volneys Vater hatte es bemerkt, stürzte dem Kinde nach, und ergriff es in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe beim Kleide. Während dieser Matrose mit der einen Hand ruderte, und mit der andern das Mädchen fest an sich drückte, um so wieder an Bord des Schiffes zu gelangen, bemerkte er von weitem einen großen Seefisch, welcher gerade auf ihn losging. Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke dringender; Jedermann eilte auf das Verdeck, allein Niemand wagte sich weiter; man feuerte blos einige Flintenschüsse auf das Ungeheuer ab, das mit seinem großen Schwanze das Meer schlug, und einen fürchterlichen Rachen öffnete, um seine Beute, der es ganz nahe gekommen war, zu erreichen. Was in dieser dringenden Noth kraftvolle Männer nicht zu unternehmen wagten, das ließ die

kindliche Liebe und Nächstenliebe einen Knaben bei der Gefahr, in der das Leben zweier Menschen schwebte, versuchen. Der kleine Volney bewaffnete sich, ohne einen Augenblick sich zu bedenken, mit einem breiten, spitzigen Degen, stürzte sich mit demselben ins Meer, tauchte mit unglaublicher Schnelligkeit unter, schlüpfte unter dem Bauche des Ungeheuers nach hinten, und stieß ihm das Eisen bis an das Heft in den Bauch. So unversehens angegriffen und schwer verwundet ließ das Ungeheuer den Matrosen, und kehrte sich voll Wuth gegen den verwegenen Angreifer, der seine Stöße verdoppelte.

Welch bewunderungswerther Muth, und zugleich welch herzzerreißender Anblick! Hier die Amerikanerin, zitternd für das Leben ihres geliebten Kindes, dessen Errettung noch immer sehr ungewiß ist; dort ein großmüthiger Matrose, der sein eigenes Leben der Gefahr aussetzt, um das eines fremden Kindes zu retten; hier die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdecke versammelt, mit staunenden Blicken und unter den lebhaftesten Aeußerungen der Theilnahme und der Furcht auf die Kämpfenden schauend, und dort ein zwölfjähriger Knabe mit aller Kraft eines Mannes gegen die Wuth des Ungeheuers ringend, dem fast unvermeidlichen Untergange Trotz bietend, um den geliebten Vater und das Kind zu retten! Wessen Augen bei solchen Scenen trocken bleiben, der spreche nicht von Mitgefühl und Menschlichkeit.

So heldenmüthig indessen der Knabe gegen das Andrängen des stärkern Gegners kämpft, so war der Streit doch ungleich, und das einzige Rettungsmittel in schleuniger Flucht zu suchen Unter den vielen Tauen, die man dem Vater und Sohne zuzuwerfen sich bemühte, gelang es endlich jedem, eines zu erhaschen. Eiligst zog man beide an denselben heran, und schon sind sie fast 15 Fuß über dem Wasser, schon ertönt das allgemeine Freudengeschrei: «Sie sind gerettet!» — nein, da soll wenigstens doch Einer das Opfer für die Uebrigen werden. Wüthend, die Beute sich entrissen zu sehen, die ihm so nahe war, tauchte das Meerungeheuer unter, um einen gewaltigen Sprung zu machen, schnellte wie ein Blitz empor, faßte den unglücklichen Knaben, und biß ihn mit schneidenden Zähnen mitten

von einander, da er am angezogenen Seile hoch in der Luft hing. Der andere Theil seines Körpers gelangte ohne Leben, mit dem betäubten Vater und dem ohnmächtigen Kinde wieder an Bord des Schiffes.

So starb in einem Alter von 12 Jahren dieser junge, hoffnungsvolle Seemann als ein Opfer kindlicher Liebe und der Nächstenliebe, und als ein schönes Vorbild heldenmüthiger Aufopferung. Möchten doch Alle in ähnlichen Fällen zu ähnlichen Thaten sich entschließen; wer sein Leben für einen Unglücklichen verliert, wird es im anderen Leben gewinnen.

*

Der Sünder verachtet seinen Nächsten. Sprüchw. 14. 21. — Nimm's von dir selbst ab, was dein Nächster gerne oder ungerne hat. Sir. 31. 18. — Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. III. Mos. 19. 18. und Matth. 22. 39. — Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Röm. 13. 10. — Wandelt in der Liebe. Ephes. 5. 2. — Mit reinem Herzen und innig liebet einander. I. Petr. 1. 22. — Wer Gott liebt, liebt auch seinen Bruder. I. Joh. 4. 21. — Daran haben wir die Liebe kennen gelernt, daß Er sein Leben für uns gelassen; auch wir sollen das Leben für die Brüder lassen. I. Joh. 3. 16.

Hülfreich zu Bedrängten eilen,
Ihnen Schutz und Retter seyn;
Kummer lindern, Wunden heilen,
Wohlthun, trösten und erfreu'n:
Dieß mit treuer Lieb' verrichten,
Welche schöne Christenpflichten!

Ordnung.

Noch stehet ihr, liebe Kinder, auf den Stufen des jugendlichen Alters; euere ersten Begriffe entwickeln sich, ihr beginnet zu fühlen, warum ihr auf Erde seyd. Wie groß und herlich ist

euere Bestimmung, durch Tugend heilig und selig zu werden! Nach dem Maße, wie ihr hier als Menschen und Christen lebet und handelt, und euch der Vollkommenheit nähert, will Gott euch jenseits glücklich machen. Die Grundlage zur wahren Erfüllung unseres Berufes, die Ordnung, steht unter den Vorbereitungen zur Vervollkommung oben an. Ordnung thut und verwahrt Alles so der Zeit und dem Orte nach, wie es zu einander paßt, d. h. nach gewissen Regeln. Wer im Aeußern, in seinem Haushalt keine Ordnung hat, stürzt sich in tausend Verlegenheiten, verschwendet nutzlos tausend Stunden und Kräfte, und selten wird er nach Grundsätzen handeln können. Die Gegenwart hängt mit der Zukunft unzertrennbar zusammen. Jeder Tag ist eine Vorbereitung zur Ewigkeit, jede Stunde, jeder Augenblick also unendlich wichtig und werth, daß wir ihn benützen. Aber wie kann dieß ohne bestimmte Ordnung geschehen? Darum kann man euch nicht genug die Ordnung empfehlen. Ihr müßt euch leicht erinnern können, wo jedes Ding sich befindet, was euer ist, oder was man euerer Aufsicht anvertraut hat. Alle euere Sachen müssen so gereiht und geordnet seyn, daß ihr sie leicht übersehen und zu jeder Stunde ohne alle Mühe hervornehmen und benützen könnet. Gewöhnet euch so früh und so streng als möglich zur Ordnung; ihr erspart euch durch sie unzähligen Verdruß und die unangenehmsten Gemüthsbewegungen. Ihr genieſſet euer Leben doppelt durch Ordnung, werfet aber durch Unordnung einen großen Theil eueres Lebens hinweg. Alles an der menschlichen Bildung und Gestalt ist ein Meisterstück der schönsten Ordnung, Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu einem Zwecke. Der Schöpfer hat uns ein Muster der Ordnung und einen Beweis seiner Ordnungsliebe an uns selbst gegeben. Darum liebet die Ordnung, lebet darnach und denket oft an den Spruch:

Ordnung halt' in allen Dingen;
Alles thu' am rechten Ort,
Und zur rechten Zeit hinfort,
So wird dir's auch wohl gelingen.

1. Ordnung ist nothwendig beim Lernen, damit alles

zur rechten Zeit, durch die beſten Mittel, auf die rechte Art, und mit Ruhe geſchehe.

Heinrich P** war der Sohn eines vermöglichen Kaufmanns in S*. Wohl wußte der Vater, daß Ordnung und Thätigkeit zwei Wohlthaten ſeyen, wozu Aeltern ihre Kinder früh anhalten ſollen, und deren Nutzen ſich über ihr ganzes Leben verbreite. Sobald daher des kleinen Heinrichs Geiſteskräfte aufzuwachen begannen, hielt ihm der Vater gute Lehrer, und gewöhnte ihn an, alles zu ſeiner Zeit, mit Ruhe und auf die rechte Art zu erlernen. Heinrich unterzog ſich gehorſam dem Willen ſeines Vaters, und lernte nicht nur mit unermüdetem Eifer, ſondern beſonders in ſtrenger Ordnung; dadurch gründete ſich in ſeinem Charakter, und in allem, was er that, ein auszeichnender Zug, — eine vorzügliche Liebe zur Ordnung. Jedes Einzelne that er mit ſo viel Ruhe, mit ſolcher geſammelter Kraft des Leibes und Geiſtes, als wenn er nur dieſes Einzelne zu thun hätte. Es war eine wahre Freude, den kleinen Heinrich vom frühen Morgen, bis zum ſpäten Abend alles ordentlich, wohlüberlegt thun zu ſehen. So klein und jung er auch war, ſo ſah er doch ein, daß man unmöglich zwei Sachen zu gleicher Zeit thun könne, ebenſo, daß alles in Unordnung und durcheinander Gelernte niemals wohl verſtanden und aufgefaßt werden könne. Darum bat er auch ſeinen Lehrer, ihm eine Tages-Ordnung vorzuſchreiben, in welcher die vorzunehmenden Lehrgegenſtände ſorgfältig und zweckmäßig aneinander gereiht ſeyn möchten; er erhielt ſie auch, und lebte und arbeitete ſehr ſtrenge darnach. Dadurch benützte er die koſtbare, unwiederbringliche Zeit auf die beſte Art, ſammelte ſich wohlgeordnete Kenntniſſe, und machte mit jedem Tage größere Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Er übertraf auch ſeine Mitſchüler alle weit, weil dieſe meiſtens gewohnt waren, alles unordentlich zu thun. Heinrich kam auf die hohe Schule, und ſtudierte hier mit ſeiner gewohnten Ordnungsliebe. Er verſtand beſonders die ſeltene Kunſt, nichts aufzuſchieben, jedes dann zu thun, wenn es am beſten und leichteſten geſchehen konnte. Und durch dieſe Ordnungsliebe, die auch wohlthätig auf ſein Aeußeres und ſeinen ganzen Cha-

rakter wirkte, war er überall beliebt, erhielt nach vollendeten Universitätsjahren die Stelle eines Sekretärs bei einer höhern Gerichtsstelle, und empfahl sich durch seine Pünktlichkeit so sehr, daß er in wenigen Jahren immer höher stieg. Niemand wurde durch ihn aufgehalten, und kein Pflichtgeschäft versäumt. Bei der pünktlichen Beobachtung seiner Geschäfte blieb ihm auch Zeit zur ferneren wissenschaftlichen Ausbildung übrig; er gab mehrere sehr gehaltvolle Schriften heraus, wodurch er des Landesfürsten besondere Gunst sich erwarb, und starb, nachdem er eine sehr hohe Stelle lange Zeit mit Ruhm bekleidet hatte, allgemein hochgeschätzt als ein Mann der strengsten Ordnung.

Wer sich gründliche Kenntnisse erwerben will, muß mit aller Ordnung lernen.

2. Unsere Arbeit wird nur dann gut von Statten gehen, wenn alles mit Ordnung geschieht.

Der brave Johann Konrad W** hatte die Schule, mit den besten Zeugnissen versehen, bereits verlassen, und er bat seinen Vater, ihn die Handlung erlernen zu lassen. Es war auch in dem Städtchen, worin Johann geboren und erzogen ward, ein wackerer Kaufmann, der den allgemein beliebten Jüngling gern in die Lehre nahm. Mit rastlosem Eifer arbeitete Johann, und verrichtete alles, was sein Herr ihm befahl, sehr genau. Weil er aber schon von früher Jugend an gewohnt war, alles in gehöriger Ordnung zu thun, so hatte er sich auch eine Kunst eigen gemacht, ohne welche keine Arbeit gedeihet, und welche sich alle junge Leute bei Zeiten eigen machen sollten; er verrichtete nämlich seine Geschäfte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, ohne daß man aber, wenn man ihm zusah, heftige oder eilfertige Bewegungen der Hände gewahr wurde. Sein Hauptvortheil bestand in geschickter Vertheilung dessen, was jetzt, und was nachher, und was noch später zu thun war, in schicklicher Stellung der Materialien und Werkzeuge, die er brauchte, und in möglichster Ersparniß der Zeit und Kräfte, so daß er in kurzer Zeit in einem engen, aber bequem eingerichteten Raume, und mit weniger Kräften weit mehr zu Stande brachte, als Manche, die sich bis zur

Entkräftung abarbeiten. Dieß war auch die Urſache, daß die Leute ſehr gerne in jenen Kaufladen kamen, in welchem Johann war, weil man Alles pünktlich erhielt, und Johann zudem noch ſehr freundlich und artig war.

Johann erwarb ſich in der Handlung viele Kenntniſſe, die Achtung aller Menſchen, beſonders aber die Liebe ſeines Lehrherrn, und als dieſer in ſpäterer Zeit ſich einen Theilnehmer an ſeinem Handelsgeſchäfte ſuchte, wählte er den ordnungsliebenden, pünktlichen, freundlichen Johann zu ſeinem Genoſſen, gab ihm ſeine Tochter zur Ehe, und Johann wurde in der Folge ein ſehr vermöglicher, angeſehener Mann, der ſehr glücklich lebte.

Möchten doch alle jungen Leute erkennen, daß es bei der Arbeit aller Art nicht auf Haſtigkeit und Ungeſtüm, ſondern auf Ordnung und kluge Wahl der Zeit, des Ortes und der Handgriffe ankommt, an die man ſich von Jugend auf gewöhnen ſoll, damit Alles leicht von Statten gehe.

3. Ordnung und Pünktlichkeit erwerben die Achtung und das Vertrauen der Menſchen, und haben oft wohlthätige Folgen.

Veronika M**, die Tochter einer vermögensloſen Wittwe in einem kleinen Städtchen in Schwaben, war ein ſehr braves Mädchen. Ihre Mutter, ſo arm ſie auch war, hielt doch alles in Ordnung, und das wenige Geräthe, das im Hauſe war, ſtand immer glänzend und rein da. Wahre Einfalt und gute Sitten, vereint mit Arbeitſamkeit, Ordnung und Fleiß, herrſchten im Hauſe der Wittwe. Weil die Mutter Veronika ſchon frühe zur Ordnung anhielt, ſo war es dieſer auch nie recht, wenn etwas von ihren Kleidern, von Geräthen oder Werkzeugen nicht am rechten Orte lag. Jedem Stücke wies das Mädchen ſeinen beſtimmten Platz an, an welchen es daſſelbe ſogleich wieder hinlegte, ſobald ſie es gebraucht hatte. Wenn Veronika Abends zu Bette ging, ſo legte ſie ihre Kleider immer an einen beſondern Ort, und daher konnte ſie ſich auch am Morgen geſchwind und ſogar im Finſtern anziehen. Bemerkte Veronika, daß an einem ihrer Kleider etwas zerriſſen war, ſo ſorgte ſie ſogleich dafür, daß

es wieder ausgebessert werde, weil ein Schaden in Kleidern immer größer, und am Ende nicht mehr zum Verbessern wird. Nie hörte man, daß Veronika etwas verlor, oder etwas nicht finden könne; sie kam auch nie zu spät in die Schule, weil sie alles zur gehörigen Zeit zu thun gewöhnt war. Mußte sie ihrer Mutter in der Küche oder im Garten arbeiten helfen, so ging alles ordentlich und schnell von Statten, ohne daß sie heftig oder eilfertig gewesen wäre.

Als sie aus der Schule trat, wurde ihre Mutter recht krank; da gab es nun für das Mädchen sehr viel zu thun: allein alle ihre Geschäfte verrichtete sie in der größten Ordnung, zur rechten Zeit und auf die rechte Art, und nur dadurch gelang es ihr, den nöthigen Unterhalt für ihre Mutter und sich zu erwerben, und die Haushaltung mit Ehren fortzuführen. Veronika wurde bald ihrer Ordnungsliebe wegen von den Müttern des Ortes als ein Muster und Vorbild den Kindern vorgestellt, und als ihre Mutter starb, lebte sie still, gottesfürchtig und fleißig für sich, und gewann ihr Brod durch die Arbeit ihrer Hände. Ein wackerer Drechsler, der unlängst aus der Fremde gekommen war, und nun seine Profession in jenem Städtchen treiben wollte, suchte sich eine brave Hausfrau; manche vermögliche Tochter wurde ihm angetragen: allein er war ein gottesfürchtiger junger Mann, der nicht Geld, sondern Rechtschaffenheit suchte, und seine Wahl fiel auf Veronika, von deren Ordnungsliebe und Sittsamkeit er überall erzählen hörte. Diese, sagte er, werden mir mehr nützen, als ein Kapital von tausend Thalern. Veronika wurde mit dem wackeren Manne vermählt, behielt Zeitlebens Liebe zur Ordnung, und lebte sehr glücklich. Was war wohl der Grund ihrer glücklichen Versorgung? —

4. Liebe zur Ordnung erspart unzählichen Verdruß und die unangenehmsten Gemüthsbewegungen.

Als im Jahre 1813 die französischen Heere in Sachsen überall Schrecken verbreiteten, und ihr furchtbares Panier aufschlugen, lebte in einem kleinen Städtchen der Amtmann G**. Beinahe sämmtliche Bewohner des Städtchens hatten

ſich geflüchtet; nur wenige Menſchen waren noch da, und an der Spitze dieſer der Amtmann, in deſſen Hauſe nur noch ſein dreizehnjähriger Sohn Friederich und eine alte Magd wohnten. Von allen Seiten ertönten die traurigſten Klagen über die ſchrecklichſten Folgen des Krieges. In dem Hauſe des Amtmannes ſah es bunt durcheinander aus; denn er hatte die wichtigſten Papiere über ſeine Geſchäftsführung zu ſich genommen, und viele geflüchtete Einwohner hatten ihm Papiere von großer Bedeutung zum Aufbewahren anvertraut. Mit jeder Stunde ſah man der Ankunft des feindlichen Heeres entgegen.

Da klopfte in den erſten Tagen des Auguſts mitten in der Nacht eine Abtheilung feindlicher Truppen an der Wohnung des Amtmannes, begehrten ungeſtümm Einlaß, und als dieſer gewährt wurde, nahm man den Amtmann gefangen, und führte ihn in aller Schnelligkeit als Geiſel fort; kaum konnte er ſich noch ankleiden. Friederich ſah unter Thränen ſeinen geliebten Vater fortführen. Seine Mutter war zwei Jahre vorher geſtorben, und nun ſah er ſich ganz allein, ohne alle Hülfe, außer jener der alten Dienerin, in ſeinem väterlichen Hauſe. Zwar weinte er, aber er klagte nicht, er verlor den Muth nicht. Die Nähe des Feindes machte ihn darauf bedacht, wie er ſeinem Vater noch nützlich werden könne.

Von Jugend auf hatte der Vater ihn zur Ordnungsliebe angehalten, und daher dachte Friederich ſogleich, die umherliegenden Papiere, die ihm von ſeinem Vater als ſehr wichtig bezeichnet waren, ſorgfältig zu ordnen, ſie in Bündel zu binden, und wohl zu verwahren. Sobald er alſo vom erſten Schrecken ſich erholt hatte, ſuchte er alle Papiere, auch jene, die ſein Vater wohl verſchloſſen hatte, zuſammen, und trug ſie mit Hülfe der alten Dienerin in den gewölbten Keller, legte ſie dort in eine Kiſte, verſchloß dieſe, und war nun froh, die Papiere vom Verderben gerettet zu haben.

Der Feind rückte heran, es kam in der Nähe des Städtchens zu einem kleinen Treffen, und der fliehende Theil ſteckte mehrere Häuſer in Brand. Auch des Amtmanns Wohnung gerieth in Flammen, und kaum noch rettete der brave Friede-

rich etwas Geld und Silber, und versteckte sich in einen ihm wohlbekannten Schlupfwinkel. Sein väterliches Haus brannte ganz ab, bis auf den Keller, und glücklicherweise verfolgten sich die Soldaten so eifrig, daß Niemand daran dachte, in den Keller zu dringen. In den folgenden Tagen zogen sich die Truppen immer weiter nach Sachsens Hauptstadt, Dresden, und Friederich kroch aus seinem Schlupfwinkel hervor. Zwar traten ihm Thränen in die Augen, als er sein liebes Vaterhaus ganz in Schutt daliegen sah, und zudem weder Vater, noch Mutter hatte: aber er tröstete sich, daß er gewiß seinem Vater einen großen Dienst durch die Rettung der Papiere erwiesen habe, und ihn selbst vielleicht bald wieder sehen werde.

An einem Morgen suchten Soldaten den guten Friedrich, nahmen ihn fest, setzten ihn auf ein Pferd, und fort ging es im raschem Trab. Der Knabe wußte gar nicht, wie ihm geschah, warum man ihn ergriff, noch wohin man ihn führe. Er weinte bitterlich; die Soldaten aber sprachen ihm Muth zu; und versicherten ihn, daß ihm nichts geschehen solle. Nach einem scharfen Ritt von 6 Stunden gelangten sie gegen Abend in ein Dorf, wo man abstieg, und dem Gemeindehause zuging. Es war dem guten Knaben ganz sonderbar zu Muthe, als er in Mitte der Soldaten die Treppen hinauf stieg: aber wie erheiterte sich sein Blick und Angesicht als sein Vater ihm entgegeneilte, ihn umarmte, und rief: „So habe ich doch dich wieder, lieber Friedrich! Ach, ich habe alles verloren, und werde selbst meine Ehre, vielleicht meine Freiheit verlieren, wenn Du nicht für meine Papiere gesorgt hast.“ — Da wurde es dem Knaben auf einmal so wohl um das Herz, und er rief freudig: „Lieber Vater! Seyd ohne Sorgen; zwar haben wir unsere Wohnung durch den Brand verloren; aber die Papiere, die ich in den Keller verbarg, sind gerettet; ich habe gleich nach dem Brande nach ihnen gesehen, und sie unversehrt gefunden!“ — „Guter Sohn!“ sagte der Vater, „so hat die Liebe zur Ordnung, die ich dich von Jugend an auszuüben lehrte, diesmal so schöne Früchte getragen; sie hat mich gerettet und deine Klugheit!“ Und der Amtmann wurde in seine

Stadt geführt, die Papiere sorgfältig hervorgezogen, untersucht, und durch diese konnte er sich über einen ihm zur Last gelegten Verdacht rechtfertigen; er wurde wieder frei gegeben, die Truppen zogen ab, und des guten Sohnes Ordnungsliebe und Klugheit hatte dem Vater unzähligen Verdruß und die traurigsten Folgen erspart.

*

Der Kluge thut Alles mit Vernunft. Sprichw. 13. 16. — Durch ordentlich Haushalten werden die Kammern voll aller köstlichen und lieblichen Reichthümer. Sprichw. 24. 4. Alles geschehe mit Ordnung und Anstand. I. Kor. 14. 40. Wir hören, daß Einige unter euch ein unordentliches Leben führen, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben; diesen gebieten und ermahnen wir, bei unserem Herrn Jesus Christus, daß sie still forterbeitend ihr eigen Brod essen. II, Thess. 3. 11 — 12. Ein jegliches Ding hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Pred. 3. 1.

Liebe Ordnung; von dir weich' sie nimmer!
Einen Schatz hat der, der sie besitzt;
Sie ist's, die weit mehr, als Gold und Schimmer,
Die so gut, als Kunst und Weisheit, nützt.

Pflegekinder.

Es ist nicht selten der Fall, daß gutdenkende, gefühlvolle Menschen verlassene Kinder zu sich nehmen, sie ernähren, kleiden, erziehen, und mit eben dieser Sorgfalt und Liebe für diese Kinder sorgen, wie liebliche Aeltern für ihre eigenen. Solche Aeltern nennt man Pflegeältern, die von ihnen angenommenen Kinder aber Pflegekinder. Alle Pflichten, welche die natürlichen Kinder ihren rechtmäßigen Aeltern schuldig sind, haben auch Pflegekinder gegen ihre Pflegeältern zu erfüllen, welche die Stelle der rechtmäßigen Aeltern aus Men-

ſchenfreundlichkeit bei ihnen vertreten; daher ſind ſie ihnen Gehorſam, Hochachtung und Dankbarkeit ſchuldig, ſollen ſie in Leiden unterſtützen, bei allen wichtigen Angelegenheiten ihren Rath ſich erbitten, und ein dankbares Andenken an dieſelben noch in ihrem Herzen nähren, wenn jene ſchon längſt im Grabe ruhen.

1. Titus Aurelius Antonius ſtammte aus Nemauſus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarſchaft im Jahre 76 nach Chriſtus geboren. Sein Vater Aurelius Fulvius gab ihm eine ſorgfältige Erziehung; als aber dieſer ſtarb, nahm ihn der römiſche Kaiſer Hadrian, deſſen Vertrauen er ganz gewonnen hatte, als ſeinen Sohn an. Antonius zeichnete ſich immer durch Hachachtung und dankbare Liebe gegen ſeinen Pflegevater aus. Er verhinderte es, daß Hadrian, als er ſich wegen außerordentlicher Schmerzen in ſeiner letzten Krankheit ſelbſt ermorden wollte, dieſe ſeine Abſicht nicht erreichen konnte, indem er ihn ſehr ſorgfältig bewachen ließ. Er hielt ihm nach ſeinem Tode ein prächtiges Leichenbegängniß, redete öffentlich zu ſeinem Lobe, und errichtete ſogar ihm zu Ehren einen Tempel. Keinem von Allen, die in Aemtern ſtanden, nahm er ſeine Bedienung, weil Hadrian, ſein geliebter Pflegevater, ſie noch damit bekleidet hatte. Ja die Hochachtung gegen die Befehle, und die Folgſamkeit gegen Hadrians Willen ging ſo weit, daß er, ob er gleich ſelbſt Söhne hatte, dennoch mit Uebergehung dieſer, den von Hadrian angenommenen Mark Aurel nach ſeinem Tode zu ſeinem Nachfolger ernannte.

Der römiſche Senat gab ihm den Beinamen Pius (des Kindlich-Frommen), weil er überall ſeine Achtung und Liebe gegen den Pflegevater ausſprach. Er war, als er den Thron beſtieg, ein guter Regent, mäßig und einfach in ſeinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit; er war der Vater ſeines Volkes. Die Verfolgungen der Chriſten ſtellte er möglichſt ab. Er ſtarb 73 Jahre alt nach einer 23 jährigen Regierung im Jahre 161. Seine Aſche ward in dem Grabmahle ſeines Pflegevaters Hadrian beigeſetzt; der Senat aber bewilligte ihm einſtimmig gött-

liche Ehren, und weihte seinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden ist. Das ganze Reich beweinte seinen Tod als einen allgemeinen Verlust, und die folgenden Kaiser legten sich diesen Namen als eine Zierde bei.

2. Der geschikte Musiklehrer Blounth in London hatte im Hause eines begüterten Kaufmanns mehrere Jahre Unterricht ertheilt. Lyddi, des Kaufmanns einzige Tochter, zeigte schon im zarten Jugendalter ein entschiedenes Talent für Musik, und so geringe Fortschritte ihre älteren Brüder bei Blounths gründlichem Unterrichte machten, indem sie denselben, ungeachtet aller Aufmunterungen von Seiten der Aeltern sowohl, als des nachsichtsvollen Lehrers, nicht mit Eifer und Aufmerksamkeit benützten, so auffallend gewann Lyddi an fertiger und zarter Behandlung ihres Spieles auf dem Fortepiano, und als sie 12 Jahre alt war, hätte das liebliche Mädchen sich schon vor erfahrnen Kunstrichtern können hören lassen, wenn nicht ihre Aeltern sowohl, als Lyddi's Schüchternheit dieses verhindert hätten.

Ihr Vater, der sich in zu große Spekulationen eingelassen erlitt um diese Zeit das Unglück, sein ganzes Vermögen zu verlieren. Dieser Schlag traf sein Herz zu schwer; es brach nachher bald im Tode, und ein halb Jahr später folgte ihm seine Gattin, tief vom Grame gebeugt, in die Ewigkeit nach. Lyddi stand als arme Waise da. Ihre Brüder schifften sich nach Bengalen, den brittischen Besitzungen in Ostindien, ein Da trat Blounth hinzu, nahm sich des verwaiseten Mädchens an, und wurde nicht nur ihr Versorger und Lehrer im Gesange, sondern auch der Beschützer ihrer Unschuld und Jugend; denn diese waren vielen Gefahren ausgesetzt, als sie im 18ten Jahre die englische Bühne betrat, und bald in der Oper ausgezeichnet glänzte.

Allein Blounth konnte bei zunehmendem Alter sich seinen Unterhalt so wenig, als den für seinen einzigen erblindeten Sohn erwerben; aber Lyddy vergaß nicht, welche Wohlthaten ihr der alte, brave Lehrer erwiesen hatte. Sie war nun seine treue, dankbare, sorgliche Pflegerin, und ließ auch, als

Blounth gestorben war, dessen erblindeten Sohn, den sie Bruder nannte, nicht von sich; ja sie sorgte auch noch da wie eine liebende Schwester für ihn, als sie die Gattin eines angesehenen Mannes geworden war.

3. Ein sehr reicher Kolonist, welcher von einer der vornehmsten europäischen Familie abstammte, die auf der Insel Nassau ausgelandet waren, wohnte im Kreise Southampton in der Grafschaft Suffolk, dem östlichen Theile dieser Insel. Viele Jahre war er Magistrat und Oberst des Militärs jenes Kantons, und hieß J* S*. Im Anfange des Krieges, den die Amerikaner in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit den Engländern führten, ergriff er die Waffen, und führte den Kern des Regiments bei der amerikanischen Armee, da sich solche kurz vorher der Landung und den Fortschritten der englischen Truppen unter dem General Howe widersetzte. Doch an einem unglücklichen Tage siegten die Lohnbegierigen über Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe, und alle Einwohner der Insel mußten ein Mandat unterzeichnen, daß sie die Waffen niederlegen wollen, wofür sie den Schutz der englischen Armee und völlige Sicherheit genießen sollten; auch der Oberste J** S** mußte unterzeichnen. Kurze Zeit darauf kam der General Cl — an, um in jenem Canton zu jagen. Er wählte das Haus des Obersten zu seinem Logis; es lag an einer Bucht, wo diesem die Fischerei nebst den benachbarten Ländereien gehörte. Bei der Meerenge war nur eine ziemlich große Halbinsel sein Schutz. Der General war mit dem Obersten vor der Thüre, und sagte: «Ich bewundere die Lage ihrer Wohnung und Felder; Sie müssen hier ein glückliches Leben führen. Wildbret, Fischerei, Schiffahrt und die Fruchtbarkeit des Bodens, Alles vereiniget sich, Sie reich zu machen. Wie viele Kinder haben Sie?« — »Fünf, aber ich habe nur zwei Töchter bei mir, wovon die eine mein Pflegekind ist.« — »Sind Sie nicht den Einfällen der Leute von Konektikut ausgesetzt, welche, wie man mir gesagt hat, oft über den Sund gehen, ins Land fallen, und plündern?« — «Ich bin, wie Sie sehen, zwischen zwei Feuern. Viele, die meine Lage kennen, nennen mich Whig (Volksfreund), um

mir mein Vieh wegzunehmen, auf der andern Seite nennen die Amerikaner von Konektikut alle diejenigen Torys (Königsfreunde), die sich unter ihre Herrschaft begeben, und kommen öfter, große Contributionen einzutreiben. So ist meine Lage. So groß meine Reichthümer vor dem Kriege waren, so könnte ich jetzt kaum ohne die Fische leben, die wir täglich fangen.« — »Ihr Zustand,« fuhr der General fort,« ist wirklich traurig. Habe ich irgend Gelegenheit, so werde ich Ihnen dienen.«

Kurz darauf, als der General wieder abgereist war, war der Oberste eines Morgens in seiner Scheune, um mit den Negern Lein rein zu machen. Da sah er von Ferne 5 übel gekleidete, und dem Scheine nach sehr niedergeschlagene Personen auf sich zukommen. Er fragte sie, wer sie seyen, woher sie kommen, und wohin sie reisen? Die Fremden antworteten: «Wir kommen von Konnektikut, wohin wir auch wieder gedenken. Vor 3 Tagen schifften wir uns auf Guilford ein, um den ** gefangen zu nehmen, dem der Gouverneur Tryon die von Ihnen verlassene Plantage gegeben hatte. Da er von unserer Ankunft Nachricht erhielt, so rettete er sich durchs Fenster. Drei von unsern Kameraden sind getödtet, und viere verwundet. Da wir wissen, daß Sie, ungeachtet der englischen Unterjochung, im Herzen ein guter Amerikaner sind, so kommen wir, Ihren Beistand anzuflehen, und vorzüglich um etwas Mundvorrath und Leinwand für die Verwundeten zu bitten.« Der Oberste machte Vorstellungen, schützte sein Alter vor, das ihn für politische Meinungen gleichgültig mache, und wollte, indem er den Fremden durchaus nicht traute, ihnen keine Hülfe leisten. Als er aber sah, daß die sieben wohl Bewaffneten ihn zwingen könnten, gab er ihnen einen Schinken und zwei Torten, und bat sie bei dem großen Gott, niemals wieder zu kommen. Die Fremden, welche verkleidete Engländer waren, und es mit dem Obersten nicht gut meinten, freuten sich insgeheim, durch die Gastfreundschaft des Obersten nun einen Vorwand zu haben, von ihm Geld zu erpressen. Dem Scheine nach von Dank durchdrungen, gingen sie.

Des andern Morgens, da der Oberſte wieder in der Scheune war, ſah er von eben jener Seite fünf andere Perſonen, in der Uniform der Flüchtlinge der Halbinſel Loyd, herankommen. Dieſe Kleidung, ein böſes Vorzeichen, erſchreckte den Oberſten, und er machte ſeine Neger aufmerkſam, daß ſie nichts Gutes zu erwarten hätten, indem dieſe Leute nur da erſcheinen, wo es etwas zu morden und zu plündern gebe. «Kennt Ihr uns?» rief ſogleich der Eine dem Oberſten zu. — "Ja," ſagte er, "Sie ſind dieſelben, denen ich geſtern um dieſe Stunde Fleiſch und Brod gegeben habe.» — "Ja, Fleiſch und Brod," fuhren ſie fort; «dein Blut hätteſt du uns gegeben, wenn wir es von Dir gefordert hätten, ungetreuer Rebelle! Nicht genug, der Verräther des beſten Königs zu ſeyn, brichſt du auch dein gegebenes Wort, da du das Mandat unterſchrieben haſt, den Feinden nicht beizuſtehen, und haſt uns geſtern doch beigeſtanden, weil du uns für Leute von Konnektikut hielteſt. Alter Schurke! Du glaubteſt alſo, deine Liſt und Verſtellung könnte nicht entdeckt werden? Fort mit dir ins Gefängniß nach New-York, dein ſo lange verborgenes Verbrechen zu büßen.» Mit Ruhe erwiederte der Oberſte: «Iſt die Sache des beſten Königs gerecht, warum unterſtützet ihr ſie denn durch Betrug und Lügen? Ich kenne euere Abſichten, nach welchen ihr handelt. Denkt aber ja nicht, daß Furchtſamkeit des Alters und ſechszigjährige Seufzer eueren Triumph vermehren werden. Ueber 4 Jahre ſeufze ich ſchon nach beſſern Zeiten.» — "Uns iſt Alles erlaubt," ſchrieen ſie, «die heimlichen Rebellen zu entdecken. Ueberdieß haben wir dazu die höchſten Ordres.» — "Daran zweifle ich nicht, meine Herrn!" entgegnete der Oberſt. «Indeſſen iſt es Unglück genug, daß es den Anhängern des Königs Georg aufbehalten iſt, ſolches bis auf das Aeußerſte zu treiben, daß die Menſchheit ihre eigene Feindin werden, und eine wohlthätige Handlung in ein Verbrechen verwandeln muß."

Kaum traten nun die Falſchen in das Haus, ſo fingen ſie an zu plündern und die beſten Sachen zuſammen zu packen. Sie brachen einen großen Schrank auf; da ſie aber kein Geld fanden, ſo war das ihre Rache, daß ſie alle Papiere zerriſſen.

Die Frau des Obersten bat die Zerstörer und Räuber, dieser Schriften zu schonen, die über die Güter vieler Menschen sprechen, welche die Bajonette ihrer Freunde zu Waisen gemacht haben. Endlich öffneten sie einen Koffer, worin sie 383 Piaster fanden, und begierig zu sich steckten.

Unter dieser Zeit ging die Pflegetochter des Obersten, Julie, in die Kammer, wo sie 30 Guineen versteckt hatte, die sie dem Pflegevater geben wollte. Der eine Räuber bemerkte dieß, schlich ihr nach, und ergriff sie beim Arme, da sie ihn eben aus dem Koffer zog, drohte ihr mit bloßem Säbel, wenn sie ihm nicht die Börse geben würde. — «Soll ich denn,» rief das edle Mädchen fest, «auch das nicht einmal aus eueren Händen retten, womit ich meinem armen Vater im Gefängnisse beistehen wollte?» — Ohne ihr zu antworten, wollte er ihr den Beutel aus der Hand reissen; da er aber unerwarteten Widerstand fand, so gab er ihr einen Säbelhieb über das Gelenke. Ungeachtet die Wunde sehr blutete, widerstand sie doch, und warf den Beutel durchs Fenster einer Negerin zu, die den Auftritt mit angesehen hatte. Aus Verdruß wollte er den Hieb wiederholen, als zum Glücke der Oberst dazu kam. Die Kameraden des Abscheulichen schämten sich doch einer solchen Handlung, und hielten ihn zurück. «So sind es denn die Greise und Töchter, mit denen ihr Krieg führet?» rief das Mädchen. «Sehen Sie, liebster Vater, wie mich dieser Mensch zugerichtet hat. Mein Muth aber soll mit meinem Blute nicht vergehen.» Dieß setzte die Neger des Obersten in Wuth, und es würden blutige Auftritte erfolgt seyn, hätten nicht die Königlichen, die sich selbst nicht viel Gutes versprachen, eiligst einen Wagen bepackt. Sie banden dem Obersten die Hände auf den Rücken, und führten ihn fort. — «Heute triumphirt ihr,» rief die edle Pflegetochter; «in Kurzem aber wird euch euere Ungerechtigkeit gereuen.» — «Komm nach New-York,» riefen sie, «wenn du das Herz hast, die rebellischen Weiber gehören sowohl ins Gefängniß, als die Männer. Komm mit, wenn du so viel Muth hast.» — «Für meinen Vater wage ich Alles; und was für Verbrechen kann mir euer Kriegsrath vorwer-

fen? Ich werde auch mit Gefahr meines Lebens nach New-York gehen, um ihn zu vertheidigen.»

Der Oberſt beſchwor ſeine liebe Pflegetochter, ihrer Wunde wegen zu bleiben. Gegen Abend kam der Zug zu Setoket an, wo der Oberſte krank wurde. Eben als er die heftigſten Schmerzen litt, kam der Eine zu ihm, und ſagte: es käme nur auf ihn an, wieder in ſein Haus zurückzukehren; er wäre ja reich. Sie wollten ſein Verbrechen verſchweigen, wenn er ihnen 350 Guineen gäbe, außerdem was ſie ſchon mit ſich genommen hätten, welches ſie als eine gerechte Belohnung ihrer Strapazen anſähen. Der Oberſte erwiederte: „Dreihundert und fünfzig Guineen? Zu einer andern Zeit würde ich antworten, wie Sie es verdienten; jetzt aber unterwerfe ich mich meinem Schickſale, wie es ſeyn mag, und wie ich es von einer Nation erwarten kann, die ſich der erſten Naturrechte erfreut. Endlich kamen ſie nach New-York, wo das Gerücht von ihrer Expedition ſich ſchon verbreitet hatte. Kaum hatte der Oberſt den Fuß an das Land geſetzt, ſo wurde er durch eine Wache nach dem Gefängniſſe gebracht.

Die edle Pflegetochter Julie fand zum Glücke in ihrer Nachbarſchaft einen Wilden von Mantauk, der ihre Wunde verband, und nun ruhte ſie nicht, bis ſie bei ihrem Pflegevater war. Am fünften Tage war ſie zu New-York, und erhielt mit vieler Mühe die Erlaubniß, ihren Vater zu ſehen; bloß durch ihr edles Anſehen und durch ihr angenehmes Betragen erhielt ſie ſolche. Sie war groß, wohlgewachſen, artig, ohne ſchön zu ſeyn. In ihr vereinigte ſich die ſchüchterne Beſcheidenheit des Landes mit der anſtändigen Dreiſtigkeit der Stadt, ob ſie gleich nie darin war. Ihre anſehnliche Geſtalt, ihr ſchönes Benehmen, ihr Arm noch in der Binde, ihr Muth, ihre lebhaften Verſicherungen, die ſie dem Vater gab, ihn nie zu verlaſſen, machte bei Allen einen ſtarken Eindruck, und ſie wurde von allen Gefangenen mit Bewunderung betrachtet. So groß iſt die Kraft der Schönheit, wenn ſie mit Tugend verbunden iſt.

Einige Tage darauf wollte Julie ins Hauptquatier gehen; es wurden ihr unzählige Schwierigkeiten gemacht. Endlich kam

sie durch Vermittelung des Major André, eines Günstlings des Generaladjutanten, hinein. Sie hatte eine Schrift bei sich, in welcher die Umstände jener Gefangennehmung angezeigt, zugleich aber auch ein Versprechen in Erinnerung gebracht war, welches der General einige Zeit vorher gegeben hatte. Nachdem der General die Schrift gelesen hatte, antwortete er dem Mädchen sehr kalt: ihr Vater solle unverzüglich vor dem Kriegsrathe verhört werden; er aber wisse nichts von dem Versprechen, davon man ihm sage. Indessen gab er Julien die Freiheit, ihren Vater so oft zu sehen, als sie wollte. Allein über dem Wohlleben, den Geschäften und der Sorglosigkeit, welche in dem Hause des Generals herrschten, wurde der alte Oberst bald vergessen, und er blieb im Gefängnisse. In der ganzen Zeit von drei Monaten verging kaum ein Tag, da die brave Tochter ihren Vater nicht besuchte und tröstete. Oft brachte sie ganze Tage bei dem Gefangenen zu. Sie machte die Mahlzeiten der übrigen Gefangenen fröhlich, und das angenehme Wesen, das sie, gleich einem sanften Lichte, um sich verbreitete, verminderte das Traurige ihrer Lage. Endlich erhielt die gute Pflegetochter auf ihr unausgesetztes Bitten und Verwenden die Erlaubniß, daß der Oberst zwar zu den Seinigen zurückkehren, die Sachen aber, in Absicht der Flüchtlinge, die ihn gefangen genommen hatten, in dem nämlichen Zustande bleiben, und er eine Caution von 300 Gulden stellen sollte, den Leuten aus der Provinz Konnektikut nicht wieder beizustehen. Ob er es gleich beschwören konnte, daß die Sache ganz falsch sey, so mußte er sich doch unterwerfen. Seine Krankheit, sein Verdruß, das Bitten seiner Frau und Tochter, dieß alles nahm ihm den Muth, und er vergaß den Entschluß, den er vorher gefaßt hatte, so lange im Gefängnisse zu bleiben, bis er Gerechtigkeit gefunden hätte. An der Hand seiner muthvollen, getreuen Pflegetochter zog er wieder nach Hause. Was muß Julie bei dem Andenken gefühlt haben, der Trost und die Retterin ihres Pflegevaters gewesen zu seyn?

*

Der Herr will den Vater von den Kindern geehrt haben, und was eine Mutter die Kinder heißet, das will er gehalten haben. Sir. 3. 3. — Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Sir. 3. 9—10. — Du sollst Vater und Mutter ehren. Matth. 15. 4. — Ihr Kinder! seyd gehorsam euern Aeltern im Herrn, denn dieß ist recht. Ehre deinen Vater und deine Mutter! so lautet jenes Hauptgebot, mit einer Verheissung: damit es dir wohlgehe, und du lange lebest auf Erden. Ephes. 6. 1—3. — Seyd dankbar für Alles; denn das ist Gottes Wille in Christo Jesu an euch Allen. I. Thess. 5. 18.

So lohne stets mit Dank und Liebe
Der Pflegeältern Thätigkeit,
Sie sorgen ja mit frommem Triebe
Für dich, und deine Seligkeit.
Sey immer liebreich, folgsam, gut gesinnt,
So bist du dann ein gutes Pflegekind.

Reinlichkeit.

Eine der empfehlungswürdigsten Tugenden, die sich Kinder ganz besonders eigen machen sollen, ist das Bestreben, seinen Körper und seine Umgebungen vor allem zu verwahren, was beide für uns selbst und Andere eckelhaft und widrig zu machen im Stande ist; diese Tugend ist Reinlichkeit. Ein vernünftiger Mensch muß Achtung haben für seine Natur, seine Menschenwürde, seinen Vorzug vor den Thieren. Diese Achtung, diese Selbstschätzung wird ihn vor aller Unreinlichkeit bewahren. Reinlichkeit hat einen großen Einfluß auf die Erhaltung des Körpers, und mithin des Lebens. Eben das, was unseren Körper eckelhaft macht, ist auch seinem Wohlsein und seiner Festigkeit nachtheilig. Der Staub und Schmutz, der uns verunstaltet, verstopfet zugleich die kleinen Höhlen und Oeffnungen, durch welche unser Körper ausdünstet, und

ziehet uns Schnupfen, Flüsse und eckelhafte Krankheiten zu. Die vom Schweiße dem Auge widrige Leinewand verursacht zugleich Stockung und Fäulniß. Aber die reinliche, frische Wäsche, die unser Auge ergötzt, erfrischt und stärkt auch den Körper. Eben das kühle Wasser, das unsere Haut reiniget, stärkt auch die Nerven, und erweckt unsere Lebensgeister. Eben die Sorgfalt, die unsere Zähne weiß und unseren Athem rein und frisch macht, bewahrt den Mund vor Fäulniß, vor Flüssen und Zahnschmerzen. Auch ist gewöhnlich, und gewiß nicht mit Unrecht, daß man bei einem Menschen, der sich im Schmutze wohlgefällt, auch auf eine schmutzige und unreine Denkungsart zu schliessen pflegt. Daher seyd reinlich, liebe Kinder, und haltet Alles von euch entfernt, was euere Person, euere Kleider, euere Sachen und Wohnungen auf irgend eine Weise eckelhaft machen könnte. Reinlichkeit in Allem ist von jedem wohlgebildeten Menschen unzertrennlich; ihr seyd sie euch selbst, ihr seyd sie denen schuldig, mit welchen ihr umgehet. Denket oft an den Spruch:

Reinlichkeit gefällt nicht bloß,
Sie trägt auch zum Wohlseyn bei;
Drum ihr Kinder, klein und groß,
Macht, daß sie euch eigen sey.

1. Reinlichkeit kann und soll auch der Dürftige beobachten.

Romuald Bachmann war der Sohn einer armen Wittwe eines Dörfchens im Schwarzwalde. Seine Mutter, welche einst in der Stadt diente, und in häuslichen Arbeiten sehr geschickt war, ernährte sich und ihren Sohn durch die Arbeit ihrer Hände. So arm sie aber auch war, so bestrebte sie sich doch, den kleinen Romuald zur Reinlichkeit anzuhalten. Seine Kleider waren geflickt, aber nirgends bemerkte man Schmutz oder Staub. Während andere Knaben von Unflath strozten, und zerrissene Kleider hatten, war Romuald immer reinlich und anständig gekleidet. Darum war er auch dem Lehrer immer lieb, der ihn oft den andern Kindern als Muster vorstellte, und sagte: „Kinder! auch wenn man arm ist,

kann und ſoll man doch ſeine wenigen Kleider reinlich erhalten. Leib und Seele ſollen immer rein ſeyn, und Unreinlichkeit keinen Menſchen entſtellen.“

Einſt, als die Kinder eben aus der Schule gingen, lief ein fremder Herr durch das Dorf. Die meiſten Knaben tobten und lärmten, und ſprangen abſichtlich in den Pfützen herum; nur der kleine Romuald ging ſtill und ordentlich nach Hauſe, und trug Sorge, daß er von den muthwilligen Jungen nicht beſchmutzt werde. Dieß bemerkte der Fremde, und ſah, daß dieſer Knabe ſich durch ſeine Reinlichkeit vor allen andern unterſchied, und ſtill ſeine Wege wandelte. Er trat ihm entgegen, und fragte, wem er gehöre. Romuald zog ſeine Mütze höflich ab, und antwortete dem Herrn mit aller Artigkeit. Der Fremde fand Wohlgefallen an dem offenen, reinlichen Knaben, und ſagte, daß er ihn mit nach Hauſe begleiten wollte. Dieß freute den guten Romuald, und er lief dem Herrn ordentlich an der linken Seite, öffnete dann die Thüre des Kämmerchens, in welchem ſeine Mutter ſaß und nähte, und ſagte ihr, daß dieſer Herr mit ihr ſprechen wollte. Der Herr bemerkte Romualds Mutter: daß es ihm aufgefallen ſey, dieſen Knaben allein reinlich und anſtändig zu ſehen, während ſeine Schulkameraden alle ſehr eckelhaft ausgeſehen hätten, und er hätte bei ſich gedacht, daß er gewiß ſorgfältigere Aeltern, und eine beſſere Erziehung habe. Die Mutter erwiederte: daß ſie zwar arm ſey, aber dennoch alles anwende, um dieſen ihren einzigen Sohn zur Gottesfurcht, zum Fleiße und zur Reinlichkeit anzuhalten. Der Fremde, der ein Kaufmann aus einer benachbarten Stadt war, fragte nun die Mutter: ob ſie ihm nicht ihren Sohn mitgeben wollte? Er würde für ſeine fernere Erziehung und Bildung ſorgen, und ihn alles erlernen laſſen, wozu er Luſt hätte, und was zu ſeinem ferneren Fortkommen nützlich wäre. Die gute Frau weinte zwar ob dem Antrage des fremden Herrn: aber indem ſie ihre Armuth und die geringen Mittel erwog, ihrem Sohne ferner fortzuhelfen, fragte ſie Romuald, ob er wohl Luſt hätte, mit dem Herrn zu gehen? Und der Kleine ſtand da, und konnte ſich nicht recht entſchlieſſen. Endlich ſagte er: «Liebe Mutter! wenn der fremde Herr

mich zu sich nimmt und etwas Nützliches erlernen läßt, so kann ich dann desto sicherer auch für euch wieder sorgen; erlaubt mir daher, daß ich dem Herrn folgen darf!" Diese liebevolle Rede des Knaben erfreute den Herrn sehr, und er besprach sich nun über das Weitere mit Mutter und Sohn, gab der Erstern etwas Geld, um vor der Hand dem kleinen Romuald anständiger kleiden zu können, und wies ihn an, in 14 Tagen zu ihm nach der Stadt zu kommen. Romuald freute sich recht, daß der liebe Gott ihm so wunderbar geholfen hatte; oft hatte er früher gedacht: ich möchte gerne recht viel Nützliches erlernen, aber es fehlt mir an Mitteln, und wer wird mich lehren?

Romuald ging in die Stadt. Sein Fleiß, seine Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit erwarben ihm die Achtung seines Wohlthäters; in wenigen Jahren entschloß er sich zur Handlung, erlernte sie, und weil er sich immer durch Fleiß und Rechtlichkeit, so wie durch sein sittsames, gottesfürchtiges Betragen auszeichnete, nahm ihn der Herr zu seinem Handelsgenossen an, und als dieser starb, erbte Romuald die ganze Handlung und alles Vermögen seines Wohlthäters. Er nahm seine gute, alte Mutter zu sich, und sagte oft zu dieser: Reinlichkeit war der Grund meines Glückes!»

2. Reinlichkeit ist dem Anstande gemäß, und erhält gesund.

Marie Charlotte, die liebenswürdige Tochter des unglücklichen Ludwig des XVI., Königs von Frankreich, welcher am 21. Januar 1793 vor seinem Pallaste guillotinirt wurde, befand sich nach dem Tode ihrer Aeltern in der bedauernswerthesten Lage. In ein düsteres Gefängniß eingesperrt, und von jeder menschlichen Gesellschaft getrennt, war sie in dem zarten Alter von 14 Jahren sich selbst überlassen, und ohne alle Pflege. Ihr Unglück wurde durch die Trennung von ihrem Bruder noch schmerzlicher gemacht, der für Reinlichkeit und Beschäftigung theils nicht so empfänglich war, theils absichtlich verwahrloset wurde, und daher bald ein Opfer seines eingesperrten Zustandes ward.

Marie Charlotte hatte ebenfalls nicht mehr Unterstützung, als ihr Bruder; allein sie wußte sich selbst genug zu seyn, so jung sie noch war, und so sehr man sie von Jugend auf an die übertriebenste Bedienung gewöhnt hatte. In ihrer traurigen Lage suchte sie sich immer gut zu beschäftigen, und ihr Gefängniß sehr reinlich zu halten, und diesen beiden Eigenschaften, der Thätigkeit und Reinlichkeit, verdankte sie die Erhaltung ihrer Gesundheit, und vielleicht ihres Lebens.

In ihrem Gefängnisse machte sie sich ihr Bett stets auf das Netteste zurecht; sie reinigte ihr Gefängniß bis in den kleinsten Winkel; sie kämmte sich pünktlich, nähte sich ihre Sachen, wusch ihre Wäsche, und zog sich mit eben so viel Geschicklichkeit an, als wenn sie von bürgerlicher Geburt gewesen wäre. Um die Langeweile ihrer Gefangenschaft zu vertreiben, und den tiefen Schmerz ihres Elendes ein wenig zu besänftigen, zeichnete die Prinzessin, oder las abwechselnd; sie stickte sich Kleider, und machte allerlei niedliche Arbeiten mit der Nadel. So erhielt sich Marie Charlotte für bessere Tage, wie sie dann wirklich später auf Verwendung des österreichischen Hofes in Freiheit gesetzt wurde.

3. Johann Baptist von Helmont war 1577 zu Brüssel, in der Provinz Süd-Brabant in den Niederlanden, geboren. Er zeigte in früher Jugend eine besondere Vorliebe zur Naturlehre, Naturgeschichte und Medicin, studirte diese Wissenschaften, und machte darin solche Fortschritte, daß er schon in seinem 17ten Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie (Wundarzneikunst) gab. Er hatte eine große Liebe zur Reinlichkeit, die sich an seinen Kleidern, Geräthen und Schriften überall zeigte. Von früher Jugend an war er gewohnt, alle Morgen den Kopf mit kaltem Wasser zu waschen, was er auch bis in sein hohes Alter fortsetzte. Diese Liebe zur Reinlichkeit, hatte die gute Wirkung, daß Helmont bei jeder Abwechslung der Witterung von Schnupfen, Husten und Flüssen frei blieb, und selten krank war.

Helmont zeichnete sich durch merkwürdige Erfindungen in der Chemie (Scheidekunst) aus, stellte in dieser Wissenschaft neue Grundsätze auf, lebte viele Jahre in seinem Laborato-

rium (Werkstube des Scheidekünstlers), und starb, durch Reinlichkeit und Mäßigkeit alt geworden, am 30ten Dezember 1644.

*

Ein gesunder Leib ist besser, als großes Gut. Sir. 30. 15. — Ich ermahne euch, daß ihr euch selbst zu einem lebendigen, tadellosen und Gott wohlgefälligen Opfer darbringet. Röm. 12. 1. — Alles geschehe mit Anstand und Ordnung. I. Kor. 14. 40. — Was anständig, was rein, was liebenswürdig, was rühmlich, was irgend tugendhaft und löblich ist, dem strebet nach. Philip. 4. 8. — Die Frauen sollen sich mit anständiger Kleidung, mit Schamhaftigkeit und Bescheidenheit schmücken. I. Tim. 2. 9. — Jeder sehe darauf, daß er seinen Leib unbefleckt und ihn Ehren halte. I. Thess. 4. 4.

Es bleibt ein Haupttheil der Gesundheitspflege
Die Reinlichkeit; wer ungern nur und träge
Sich in der Jugend ihren Regeln weiht,
Der legt in sich den Keim zur Kränklichkeit.

Religion.

Es ist ein Schöpfer, so gewiß ein Geschöpf ist. So gewiß Du, liebes Kind, einen Vater hast, so gewiß haben alle Menschen Einen gemeinschaftlichen, unsichtbaren Vater. Er ist der Quell alles Lebens, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er lenkt und regiert Alles, und ohne seinen Willen, ohne seine Zulassung kann nichs geschehen. An ihn müssen alle Menschen glauben, ihn lieben, und durch eine reine Gesinnung und liebevolle Handlungen ihn verehren; dieses Bestreben, ihn zu erkennen, zu lieben und würdig zu verehren, um ihm wohlgefällig zu seyn, heißt Religion. Wer also Religion hat, oder religiös ist, beobachtet genau alle seine Pflichten mit der Ueberzeugung, den Willen Gottes zu erfüllen. Die reinste aller Religionen brachte der Sohn Gottes, Jesus Christus, vom Himmel auf die Erde, sie zeigt die

besten Mittel, um zum Ziele unserer Bestimmung zu gelangen, sie enthält die liebevollsten, erhabensten Trostgründe; sie führt zur wahren Glückseligkeit und zum ewigen Leben.

Möchtet ihr doch alle, liebe Kinder, Religion lieben, und in euerem ganzen Leben zeigen, wie sehr ihr von derselben durchdrungen seyd! Möchtet ihr immer mehr und besser Gottes Willen erkennen lernen, und durch ein reines, liebevolles Leben ihn verehren und anbeten im Geiste und der Wahrheit! Möchtet ihr wandeln vor dem Angesichte eueres Gottes, wie seine heilige Religion es befiehlt, fromm und rein, und alles ehren, was seinen Namen trägt, was von ihm herkommt, was ihn verehrt, damit ihr die Segnungen der heiligen Religion Jesu Christi im Leben und Tode genießen möget. Nur ein religiöser Mensch, der Gott und seinen Willen innig liebt, und durchdrungen von den Gefühlen der Liebe und des Dankes tugendhaft lebt und handelt, nur ein solcher Mensch ist ein wahrhaft guter, welcher sich der Gnade und des Wohlgefallens Gottes, so wie der Achtung aller guten Menschen erfreuet, und in lebendiger Hoffnung ewigen Lohnes einst von der Erde scheiden kann. Darum, liebe Kinder, liebet unsere heilige, göttliche Religion; lasset sie in euch leben und wirken, sie allein gibt Leben, Seligkeit und einst des Himmels Wonne. Ohne sie wären wir nichts, elende Würmer im Staube; sie aber erhebt uns, gibt uns in jedem Erdenschmerze Trost, und hilft uns Grab und Tod besiegen.

Höret daher von jugendlichen Seelen euch erzählen, welche die Religion über alles liebten, sie eifrig bekannten, und durch sie Segen, Trost im Tode, ewiges Leben fanden.

1. Religion muß Sache der Ueberzeugung und des Herzens seyn, und sich in Gesinnungen, Worten und Handlungen beweisen; dann veredelt sie den Menschen, und hat große Kraft auf Sittlichkeit und Tugend.

Adalbert von Prag erhielt von seinen reichen und angesehenen Aeltern eine sehr sorgfältige Erziehung. Sie machten es sich zum angenehmen Geschäfte, ihrem Sohne nützliche Kenntnisse beizubringen, ihn auf alles, was ihn umgab, aufmerksam zu machen, seinen Verstand zum Nachdenken aufzuregen,

sein Urtheil zu berichtigen, und ihm Liebe zur Arbeit einzuflößen. Als er etwas größer war, erhielt er geschikte, fromme Lehrer, die an der weiteren Ausbildung des Knaben mit Eifer und Treue arbeiteten. Man nannte ihm Gott als den Urheber, Erhalter und Regierer alles dessen, was da ist und geschieht, und von diesem Augenblicke an war Gott der vorzüglichste und liebste Gegenstand seines Forschens und Denkens. Er wollte viel, recht viel über ihn erfahren, und doch konnte seine edle Wißbegierde nicht ganz nach seinem Wunsche befriediget werden, weil manche Belehrungen und Aufschlüße über diese so wichtige und erhabene Angelegenheit für seine Fassungskraft noch zu schwer und nicht verständlich genug waren.

Adalberts Aeltern besaßen ein sittlich schönes, wahrhaft frommes Gemüth; daher war es ihre höchste Freude, schon frühzeitig bei dem Sohne ein so lebendiges Sehnen und Streben nach dem Himmlischen und Göttlichen wahrzunehmen, und Adalbert wurde daher ihrem Herzen doppelt werth und theuer durch seine Liebe zu Gott und der heiligen Religion. Je älter er wurde, desto mehr erweiterte sich der Kreis seiner Kenntnisse und Einsicht, besonders in Bezug auf die sittlichen und religiösen Angelegenheiten des Menschen. Ungemein glücklich fühlte er sich, als er eine vollständige Uebersicht aller menschlichen Pflichten, so wie eine genauere Kenntniß aller Religionswahrheiten in ihrem Zusammenhange erlangte, und durch den Besitz einer Auswahl trefflicher Schriften über Religion und Sittlichkeit sich in den Stand gesetzt sah, mit jedem Tage seine Kenntnisse zu vermehren. Er besaß aber auch nicht blos Religions-Kenntniß, sondern auch Religion, welche nie bloß eine Angelegenheit des Verstandes, sondern zugleich und besonders eine Angelegenheit des Herzens und Gemüthes seyn, und immer sich durch eine rechtschaffene, edle, frommegottergebene Gesinnung bewähren muß.

Mit den Wundern der Natur, welche die Erde enthält, wurde Adalbert immer bekannter und vertrauter. In allen entdeckte er deutliche Spuren nicht nur eines allmächtigen, sondern auch eines höchst weisen und allgütigen Urhebers; denn was er auch immer von den Dingen, die ihn umgaben, oder

die er aus genauen Beschreibungen näher kennen lernte, seiner Betrachtung unterziehen mochte, bei Allem fand er eine zweckmäßige, weise Einrichtung, die zur Bewunderung hinriß, und zugleich die Bestimmung, in dem großen Haushalte der Schöpfung zum Wohlseyn und zum Glücke der geschaffenen Wesen beizutragen. Selbst das, was ihm in der Natur beim ersten Anblicke als nachtheilig oder als ein Uebel erschien, enthüllte sich ihm, je tiefer er forschte, nicht nur als nothwendig und unentbehrlich, sondern selbst vortheilhaft und im hohen Grade wohlthätig. Er sah eine segnende Hand überall walten; als einen Gott der Huld und Liebe verkündigte ihm der Erdball mit seinen zahllosen Schönheiten und Wundern den Unsichtbaren auf dessen allmachtsvollen Ruf die Welt ins Daseyn trat. Und wie stieg seine Bewunderung gegen den großen Schöpfer, als sein Blick gegen den gestirnten Himmel hingerichtet und er mit den unzähligen Welten bekannt gemacht wurde, die in dem unermeßlichen Himmelsraume in nie gestörter Ordnung herum schweben! Groß war ihm immer der Erdball vorgekommen; aber nun erfuhr er, daß dieser ungeheuere Erdball, in einen fernen Winkel des Weltgebäudes hingeschleudert, verglichen mit der ganzen Schöpfung, fast in Nichts versinke, und kaum einem Sonnenstäubchen vergleichbar sey. Er erfuhr, daß selbst die ungeheuere Sonne, welcher wir Licht und Wärme, und noch so viel anderes zu verdanken haben, bei weitem nicht zu den größten Himmelskörpern gehöre, daß jeder Stern, den wir am Firmamente funkeln sehen, die wenigen Planeten ausgenommen, eine ungeheuere Sonne sey, um die sich eine größere oder geringere Anzahl Weltkörper bewege, und daß man bereits viele tausend solcher Sonnen gezählt habe, daß aber wahrscheinlich der bei weiten größere Theil derselben auch mittelst der größten und besten Fernrohre nicht wahrgenommen werden könne, und das Heer der Gestirne unzählbar sey.

Wenn Adalbert sich dieß Alles dachte, so ergriff ein heiliger Schauer sein Innerstes, und sein Geist erlag beinahe dem Staunen über die Macht des Allerhöchsten, Unnennbaren, der alle diese zahllosen Gestirne und Welten ins Daseyn rief. Als er überdieß noch damit bekannt wurde, daß die Myria-

den Gestirne, die des Schöpfers Hand in den unermeßlichen Weltraum hingesäet hat, sich gegenseitig nie berühren, sondern einander wechselseitig tragen und erhalten, daß sie in fester, unverrückter Ordnung ihre Bahnen durchlaufen, und die Harmonie, in welcher sie unter einander stehen, noch nie gestört worden sey: da bewunderte Adalbert nicht bloß die Allmacht, sondern auch die gränzenlose Weisheit ihres erhabenen Urhebers, der nicht nur Alles erschuf, sondern auch Alles auf das Zweckmäßigste ordnete, und diese hohe Ordnung in der großen Natur durch die einfachsten Kräfte aufrecht zu erhalten weiß. Zu diesem allmächtigen, allgütigen Wesen fühlte er sich mit Gewalt hingezogen, und seine Ehrfurcht und Liebe wurde nicht wenig erhöht durch die Betrachtung, daß der Mensch, obgleich ein kaum bemerkbarer Theil der Schöpfung auf Erden, und diese wieder ein fast ganz unbedeutender Theil des unermeßlichen Weltalls, doch von der Liebe des Allgütigen erreicht und geleitet, seiner Gnade und Barmherzigkeit nie fremd werde, und überall die schönsten Veranstaltungen zu seiner Bildung, Veredlung und Beglückung finde. Alles ward ganz anders, als der fromme Glaube an Gott in seinem Gemüthe recht lebendig und zur vollen Ueberzeugung wurde. Nun war ihm in der Schöpfung und im Leben nichts mehr räthselhaft; alles hatte nun Zusammenhang, alles Bedeutung durch seinen Glauben an den ewig liebenden, unerforschlichen Gott, und in sein religiöses Gemüth senkten sich Ruhe, Zufriedenheit und Frieden.

Mit inniger Liebe hieng Adalbert an Jesus Christus, dem göttlichen Stifter unserer heiligen Religion, dem wahren Sohne Gottes. Die Geschichte seines Lebens, Leidens, Lehrens und Segnens sprach ihn ausserordentlich an, und oft rief er nach gelesenem heiligen Evangelium: „Ja, du bist der Sohn des Allerhöchsten; du erschienest in Menschengestalt, um uns verirrten Schaafen den Weg zur Wahrheit und Liebe, zum bessern Leben zu zeigen; du starbest für uns, um uns Sünder zu versöhnen mit dem Vater im Himmel, und die verlorene Erbschaft des ewigen Reiches uns wieder zu erwerben. Ewiger Dank sey dir dafür!“

Nichts wäre vermögend gewesen, diesen religiösen Glauben zu erschüttern, noch weniger ihm demselben zu rauben. Höret hierüber einen schönen Zug aus seinem Leben.

Als Adalbert bereits die höhern Studienanstalten zu Prag besuchte, pflegte ein Kreis junger Studierender, welche sich der Gottesgelehrtheit widmen wollten, wöchentlich dreimal sich um ihn zu versammeln, um des Abends stille Stunden in der Betrachtung religiöser Lehrgegenstände zuzubringen. Seit einigen Tagen hatte nun auch ein junger Illyrier den Zutritt in diese Versammlung zu erhalten gewußt; aber daß wohl keine edle Absicht ihn hieher geleitet hatte, bewies sich nach und nach immer mehr aus den vielen, mit beißender Zweifelsucht vermischten Einwürfen, womit er bald die heiligen Urkunden der göttlichen Offenbarung zu bekritteln, bald selbst die wichtigsten Religions-Geheimnisse verwerfen zu wollen anfing. Lange hatte der religiöse, sanfte Adalbert den eitlen Vernünfteleien dieses unglaubigen Menschen zuzuhören die Geduld gehabt; aber als derselbe in seinen sinn- und gemüthlosen Meinungssätzen immer weiter gehen, und zuletzt sogar so frech seyn wollte, das Daseyn eines göttlichen Urhebers aller Dinge in Zweifel zu stellen, und den Bau alles Sichtbaren einem bloßen Ungefähr zuzuschreiben: da vermochte Adalbert sich nimmer länger auf seinem Sitze zu erhalten. Mit feierlicher Würde erhob er sich, trat mit glühender Wange zu dem hohen Bogenfenster des Zimmers, und riß mit eifriger Hast die beiden Flügel desselben auf, daß reiner und heller die blaue Decke des vom Monde beleuchteten, und mit unzähligen Sternen geschmückten Abendhimmels auf ihn und alle Anwesenden hineinstrahlte. Es erfolgte eine erwartungsvolle Stille; und nun trat Adalbert, der fromme Jüngling, ernst und ruhig dem erstaunten Illyrier entgegen, zog ihn an der Hand zum offenen Fenster, und forderte ihn zur Fortsetzung seiner gottlosen Worte auf. „Das große Buch,“ sagte Adalbert feierlich, „welches dir zur Vollendung deines wohl überdachten Lehrgebäudes beihilft, hast du nun aufgeschlagen vor deinen Augen. Stelle nur ferner den Trieb deines behaupteten Ungefährs unter den Lauf und Strahl der

vielen Lichtkörper, die auf uns hernieder blicken, und zeige, beweise uns recht deutlich und anschaulich, wie der Eingriff eines bloßen Ungefährs jene unverrückte Ordnung erhalten kann, in welcher alle diese fernen Lichtwolken um die große Axe des Himmelsgebäudes herumschweben.“

Der Glaubensfrevler aber stand vor der ernsten Hoheit des Feuerblickes, womit Adalbert ihn maß, wie gebeugt, wie vernichtet da, und schien vergebens nach Worten zu sinnen, womit er die tiefe Beschämung, die durch das Gewicht der Worte unsers edlen Jünglings über sein ganzes Gesicht sich verbreitet hatte, etwas zu verbergen suchte. Aber vergebens; eine drückende Stummheit schien seinen Lippen aufgelegt, und der Gotteslängner auf einmal jeder Vertheidigungswaffe beraubt zu seyn. Adalbert faßte nun in heiligem Eifer das Wort von der großen, höchst wunderbaren Bauart und Ordnung jener erhabenen Weltkörper auf, und knüpfte an sie das nothwendige Daseyn eines allmächtigen Urhebers und gütigen Erhalters. Der Erguß seiner Religions-Lehrsätze war von einer solchen Geisteserhebung und so herzdurchdringend, daß eine fromme Begeisterung aus dem glühenden Gesichte des religiösen Sprechers auch in jene seiner Freunde sich übertrug, während dem der entwaffnete glaubenslose Witzling mit Schaam und Reue sich fortzuschleichen suchte.

„Brüder, Freunde!“ rief nun Adalbert mit hoher Rührung aus. — „Danket Gott, daß nun die Luft um uns rein, so rein, wie der Blick des Auges ist, mit welchem wir seit dem ersten glücklichen Tage unsrer reif gewordenen Vernunft immer und so gerne zum schönen Sternenhimmel empor schauen, und in den Millionen der dort oben funkelnden Weltkörper eben so viele freundlich winkenden Spuren der göttlichen Allmacht, Weisheit und Liebe lesen. O lasset uns die erhaltene feierliche Herzensstimmung zum Anfange unserer religiösen Abendmusik benützen. Denn es ist ein Gott! Seine unermeßliche Allmacht, seine gränzenlose Güte, seine unendliche Liebe ist uns überall, in allen Gegenständen seiner weiten, herrlichen Schöpfung gegenwärtig. So unerschütterlich fest wir bis zum letzten Athemzuge uns an dieser heiligen Religions-

Wahrheit halten wollen, ſo hell und gemüthlich möge nun unſer Abendlied über Gottes Allgegenwart und Liebe in ſeine hohen Himmelshallen ſich empor ſchwingen.» So ſprach Adalbert, und begann mit ſeinen Freunden einen frohen Abendgeſang.

Eine ſolche Kraft hat die Religion, ſolche Segnungen bereitet ſie!

2. Schon in den erſten Jahren der Jugend machten die Lehren der Religion einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin Caſimire von der Lippe, und ſie bewies durch ihre Handlungen, wie durchdrungen ſie von der Vortrefflichkeit derſelben, und von der Schönheit, dem Werthe und Segen der Tugend ſey. Auch außer den dem Religions-Unterrichte beſonders gewidmeten Stunden waren Unterredungen über die Wahrheiten des Chriſtenthums ihr angenehmſtes Geſchäft. Selbſtbeſſerung und beſtändiges Wachsthum in chriſtlichen Tugenden war ihr eifrigſtes Beſtreben, und ſie erhielt dadurch ein ungemein zartes Gefühl von dem, was recht oder unrecht iſt, blieb ihrer Jugendpflichten ſtets eingedenk, und wurde in allen ihren Reden und Handlungen äußerſt gewiſſenhaft. Bei ihrem Beſtreben nach einer immer größeren Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion prüfte und überlegte ſie ſelbſt die Gründe derſelben, that Fragen, wiederholte dieſelben, und entdeckte ihre Zweifel, bis ſie zur vollen Gewißheit gelangte. Fleißig und mit aller Aufmerkſamkeit las ſie darum die heil. Schrift, empfand die edle und ungekünſtelte Einfalt der bibliſchen Schriftſtellen, und ſuchte Belehrung, ſo oft ihr etwas in den Lehren und Ausdrücken derſelben nicht deutlich genug einleuchtete. Von der hohen Würde und Wichtigkeit der Verpflichtungen des Chriſtenthums innigſt überzeugt bereitete ſie ſich mit einem Herzen voll Andacht auf den Tag ihrer Taufbundes-Erneuerung, und man bemerkte von dieſer Zeit an recht ſichtbar, wie ſehr ſie in der Gottſeligkeit befeſtiget war, und in derſelben zunahm. Unter allen Reitzungen zum Weltſinne, denen ſie ihres Standes wegen ausgeſetzt war, unter allen gefährlichen Lockungen zur Vergnügungsſucht und Religionsverachtung, die ſo häufig in der Welt der Großen

gefunden werden, bewahrte sie immer in ihrem Herzen eine aufrichtige Gottesfurcht, ein religiöses Gemüth, und zeigte sie in allen ihren Reden und Handlungen beständig thätig. Sie starb schon in ihrem 29ten Jahre, zum größten Bedauern ihrer Unterthanen und Aller, welche diese vortreffliche Dame kannten und verehrten. Religion, die ihres Lebens Wonne war, begleitete sie bis ins kühle Grab, erhellte ihr den dunkeln Pfad des Todes, und führte sie ins bessere Vaterland.

3. Pauline Werner, die Tochter eines sächsischen Beamten, hatte schon von Jugend auf einen sehr religiösen Sinn, den sie auch in allen ihren Gesinnungen und Handlungen zeigte. Mit außerordentlicher Freude und Geduld pflegte sie ihre kränkliche Mutter, und gab ihren jüngern Geschwistern ein schönes Beispiel der Nachahmung. Paulinens Mutter starb, und nun vertrat sie ganz die Stelle der Verstorbenen. Sie erzog ihre kleineren Geschwister, und bildete sie liebevoll zur Frömmigkeit und zum Fleiße; dabei stand sie dem Hauswesen ihres Vaters mit großem Fleiße und sorgsamer Wirthschaftlichkeit vor, was von einem erst 17 Jahre alten Mädchen kaum zu erwarten war. Bald sah sie die Früchte ihrer Anstrengungen reifen. Des Vaters Wirthschaft war in bester Ordnung, die Geschwister wuchsen kräftig heran, und machten der Schwester und dem Vater viel Freude. Werner dankte Gott oft für den Besitz einer solchen Tochter, und viele ansehnliche Männer wünschten sie sich zur Gattin.

Pauline wurde mit dem Sohne einer angesehenen Familie bekannt, ihr Vater gab sein Jawort, und sie wurden verlobt. Sie lernten sich nun täglich näher kennen; aber ein Umstand war für Pauline sehr schmerzhaft: ihr Bräutigam ließ nämlich eine gewisse Kälte gegen die Grundsätze der Religion blicken; jedoch dachte sie, dieses durch ihren Umgang noch an ihm zu verbessern. Einige Tage vor der festgesetzten Hochzeit waren die Verlobten in einer Gesellschaft, wo Paulinens Bräutigam unverholen äußerte, daß mit dem Hochzeittage manches Kleinstädtische unterbleiben möchte, worunter er den sonntäglichen Besuch der Kirche rechne. Diese Aeußerung schmerzte Pauline, die religiöse Jungfrau, sehr tief, und sie faßte den Entschluß,

nie von dieſer frommen Gewohnheit abzulaſſen, und lieber der Verbindung mit ihrem Bräutigam zu entſagen, da ſie mit einem ſolchen Manne, dem Religion nicht heilig ſey, niemal glücklich werden könne. Am andern Morgen ſchickte ſie ihm ſeinen Ring zurück, und ſchrieb ihm, daß ſie nie die Seinige werden könne, weil, wer Gott nicht verehre und die heilige Religion nicht zu ſchätzen wiſſe, auch eine Gattin nicht lieben und beglücken könne.

Alle Bitten des Bräutigams fanden bei Paulinen keinen Eingang mehr. Sie ſtand nun hierauf noch lange dem Hausweſen des Vaters vor, und wurde endlich die Gattin eines ſehr geachteten Schulmannes aus einer benachbarten Stadt, mit dem ſie ſehr glücklich lebte.

Wie viele Töchter unſerer Tage haben ſo viele Liebe zur Religion, daß ſie, wie Pauline, dieſelbe einer glänzender Verſorgung vorziehen? —

4. Ein treues Bekenntniß der Religion erwirbt die Achtung der Menſchen, Gottes Gnade und Segen.

Auguſtin Parma, aus dem Genueſiſchen, ging als ein fünfzehnjähriger Jüngling zur See, wurde mit ſeinen Schiffsgefährten von einem algieriſchen Seeräuber weggenommen, und von dieſem an einen türkiſchen Kaufmann zu Conſtantine, einer großen Stadt im Königreiche Algier, verkauft. Dieſer Kaufmann gab ſich alle Mühe, den Knaben zur muhamedaniſchen Religion zu bewegen, und wollte ihn deßwegen nach Mekka führen, einer berühmten Stadt im glücklichen Arabien, wohin, als dem Geburtsorte Muhameds, die Muhamedaner wenigſtens Einmal in ihrem Leben wallfahrten. Der Knabe aber kam unterwegs zu Cairo in Aegypten in Bekanntſchaft mit einem Chriſten, der ſeine Sprache verſtand. Dieſem offenbarte er ſein Unglück, und zugleich ſein feſtes Vorhaben, auch bei Verluſt ſeines Lebens der chriſtlichen Religion treu zu bleiben. Durch dieſen guten Freund wurde der Knabe bei dem Vorſteher des Manth- und Zollweſens bekannt, dem ſeine Glaubens-Standhaftigkeit ſehr wohl gefiel, der ihn deßwegen lieb gewann, und von dem Algierer Kaufmann loskaufen wollte.

Ehe dieſes aber vor ſich ging, wendete der Kaufmann Alles an, um den Knaben zum Abfalle von ſeinem Glauben zu bewegen. Anfänglich wurden ihm Geld, Koſtbarkeiten und noch manche andere Geſchenke angeboten, die er aber alle ausſchlug; hierauf ſuchte man ihn durch Drohungen dahin zu bringen, zuckte einen bloßen Säbel gegen ihn, und kündigte ihm den Tod an. Aber auch dies war vergebens. Der Knabe ſtreckte willig ſeinen Hals dar, und bezeugte, daß er lieber ſterben, als ſeinen Glauben abſchwören und die chriſtliche Religion verlaſſen wollte. Sein ſtandhaftes Benehmen erwarb ihm die Achtung ſelbſt ſeiner Feinde, und da der türkiſche Kaufmann nichts mit ihm ausrichten konnte, wollte er doch wenigſtens einigen Nutzen von ihm ziehen, und verkaufte ihn dem Obermauth-Beamten für 500 Zechinen (Dukaten), der ihn ſodann zu ſich in ſein Haus nahm, mit Achtung und Liebe behandelte, und in der arabiſchen Sprache unterrichten ließ.

5. Das Bekenntniß der Religion ſoll Jeder ehren, und nicht damit gleichgültig thun; wer es ohne Scheu, mit Treue und Standhaftigkeit beweißt, hat Gottes Segen gewiß zu erwarten.

Zwei Jünglinge reiſten einſt zu gleicher Zeit von Rom ab. Der eine war der Sohn eines ehrlichen Bürgers und hieß Theodor; der andere, Johann, war der Sohn eines reichen Kaufmannes. Ihre Väter ſchickten ſie aus verſchiedenen Urſachen nach der Inſel Malta. Der erſte ſollte ſich dort in der Kriegskunſt üben, weil dieſe Inſel damals in Krieg verwickelt war; der andere aber ſollte Handels- und Wechſelgeſchäfte betreiben. So verſchieden ihr Talent und ihr Gewerbe war, ſo verſchieden waren auch ihre Sitten und Neigungen. Theodor war artig, höflich; Johann hingegen zeigte in allen ſeinen Handlungen Flatterhaftigkeit, ob es ihm gleich ſonſt nicht an Erziehung fehlte. Nur dann, wenn es darauf ankam, Geld zu gewinnen, war er geſetzt. Vorzüglich unterſchieden ſie ſich dadurch, daß Theodor ſehr religiös war, und ſich nicht ſchämte, oft an Gott zu denken, von ihm zu reden, und nach ſeiner heiligen Religion zu leben. Johann hingegen

hatte gerade entgegengesetzte Gesinnungen, und lachte und spottete über die Frömmigkeit seines Reisegefährten.

Von Livorno reisten sie auf einem Kauffahrtheischiffe ab, und näherten sich nun dem Orte ihrer Bestimmung. Der Himmel war heiter, der Wind still und glücklich, welches die Fahrt froh und angenehm machte. Auf allen Gesichtern der Reisenden herrschte Freude, und Viele unter ihnen, die zum erstenmale auf der See fuhren, empfanden so viel Angenehmes, was sie nach ihrer Meinung auf dem Lande vergebens gesucht hatten. So hielt sich das Wetter bis gegen Abend; aber jetzt verdickte ein Nebel die Luft, welcher nach und nach in die Höhe stieg, sich in Wolken zertheilte, und endlich das schöne Blau des Himmels verbarg, so daß man bei Herannäherung der Nacht keinen einzigen Stern am Himmel sah. Bis zu dem Anbruche der Nacht war der Wind ruhig, und das Schiff segelte langsam fort. Jetzt aber erhob sich ein schrecklicher und wüthender Sturm, der so entsetzlich über dem Wasser tobte, daß die Schiffsleute genöthiget waren, die Segel einzuziehen, wenn sie nicht in Gefahr gerathen wollten, zurückgetrieben zu werden, oder wohl gar zu scheitern. Nun verschwand der Muth der Reisenden, und Furcht und Angst bemächtigten sich ihrer. Sie wiederriefen jetzt ihre erste Meinung, daß die See dem Lande vorzuziehen sey. Zwei ganze Tage hörte die Wuth des Windes nicht auf, und sie sahen sich endlich genöthiget, sich demselben gänzlich zu überlassen, als der Steuermann das Schiff nicht mehr regieren konnte, und nicht einmal wußte, in welche Gegend sie verschlagen waren. Endlich, als der dritte Tag zu dämmern anfing, legte sich der Sturm, die See ward still, und die Reisenden wurden wieder beruhigt. Zu ihrer großen Freude entdeckten sie bei dem Aufgehen der Sonnet die sie nun wieder mit ihren erwärmenden Strahlen erquickte, daß ihr Schiff weniger gelitten habe, als sie geglaubt hatten, und daß es noch im Stande sey, eine weite Reise auszuhalten. Der Steuermann untersuchte nun, in welcher Gegend sie sich befänden, und fand, daß sie von den Wellen weit von der Insel, wo sie hin wollten, verschlagen und eben an dem Ausflusse des Nils wären. Als sie wieder zurücksegeln wollten,

kam ein wohl bewaffnetes algieriſches Raubſchiff ſchnell auf ſie zu, und weil es zugleich Wind und Ruder forttrieben, erreichte es bald ihr Schiff, welches bloß von dem Winde bewegt wurde. Sie ſahen ein, daß es unmöglich ſey, ſich durch die Flucht zu retten, und beſchloſſen daher, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Aber ihr Verſuch war vergebens; ſie wurden gezwungen, die Waffen niederzulegen, und ſich dem Feinde zu ergeben. Dieſer bemächtigte ſich ſogleich des Schiffes und der darauf befindlichen Leute, und ſchickte ſie alle nach Algier, wo ſie zur Sklaverei verdammt wurden. Unſere Jünglinge aber blieben nicht dort. Der Befehlshaber glaubte viel Geld aus ihnen zu löſen, wenn er ſie verkaufte, und ſchickte ſie nach Alexandrien in Aegypten, wo ſie ein reicher muhamedaniſcher Kaufmann um einen theuren Preis kaufte. Er war mit ſeinem Kaufe ſehr wohl zufrieden, als er ihre ungewöhnliche Geſchicklichkeit bemerkte. Bei Johann fand er viele Handels-Kenntniſſe und Fähigkeit, Geſchäfte zu betreiben. Theodors einnehmendes und artiges Benehmen bezauberte ihn ſo ſehr, daß er ſogleich beſchloß, ihn bei ſeinen Handelsbüchern zu gebrauchen; den andern aber ſtellte er bei dem Betriebe des Handels ſelbſt und bei der Kaſſe an. Das Einzige war ihm an ihnen zuwider, daß ſie einer andern Religion zugethan waren, als er. Unabläßig bemühte er ſich, ſie zur Annahme des muhamedaniſchen Glaubens zu bereden. Bald wendete er Bitten an, dann verſprach er ihnen große Belohnungen, und zuletzt drohte er ihnen mit Strafen. Bei Theodor halfen alle Künſte nichts; aber bei Johann thaten ſie bald die erwünſchte Wirkung. Dieſer Jüngling, welcher keinen andern Gott, als den Gewinn und die Bequemlichkeit des Lebens kannte, opferte demſelben bald jenes anfängliche Widerſtreben auf, welches jeder Chriſt gegen einen ſolchen Schritt in ſeinem Herzen fühlt, und trat — zur Religion ſeines Herrn über. Ob ſich gleich dieſer ſehr zufrieden und freudig über den erhaltenen Sieg bezeigte, ſo war doch der Zorn, welchen er über Theodors Standhaftigkeit empfand, weit größer. Theodor konnte dieß vorzüglich aus den neuen heftigen Angriffen ſeines Herrn ſchließen, die nur ihren Grund in der Liebe und in

dem Zorne deſſelben hatten. Da Theodors Herz dankbar und empfindſam war, ſo kämpften in ihm tauſend heftige Leidenſchaften mit einander. Allein die Liebe gegen Gott und die treue Anhänglichkeit an ſeine Religion und Ueberzeugungen ſiegten über alle andern Empfindungen, und er opferte dieſer gern alles auf; da er wußte, wie ſchändlich es ſey, gegen Wiſſen und Gewiſſen zu handeln, um die Wünſche eines irdiſchen Herrn zu befriedigen.

Der Muſelmann bezeigte ſich immer günſtiger gegen Johann, und obgleich ſeine ganze Zärtlichkeit für Theodor rege war, ſo überhäufte er doch den Andern mit Geſchenken, um jenen zu verführen, Johanns Beiſpiele zu folgen. Um ſeinen Zweck deſto eher zu erreichen, gab er Johann eine eigene Kaſſe, und erklärte ihn faſt zugleich zum Herrn darüber. Darnach hatte der treuloſe Jüngling ſchon lange geſtrebt. Als er ſich nun näher beim Ziel ſeiner Wünſche ſah, lauerte er auf eine bequeme Gelegenheit zu entfliehen, und machte ſich mit den meiſten Schätzen ſeines Herrn davon. Er kam glücklich fort, und der betrogene Bekehrer erkannte nun ſeinen Irrthum, und hatte hinlänglichen Stoff zu klagen. Bei den Vorwürfen, welche ihm die Seinigen machten, daß er ſich auf einen Fremden zu ſehr verlaſſen habe, und bei dem übergroßen Schmerz, welchen er darüber empfand, nahm er von Niemanden Troſt an, als von Theodor. Dieſer wiederholte es ihm oft, daß derjenige, welcher ſeiner Religion ungetreu ſey, und wider ſeine Erkenntniſſe und Ueberzeugungen handle, unmöglich den Menſchen getreu ſeyn könne. Nach eingezogener Erkundigung erfuhren ſie, daß ſich Johann noch am Tage ſeiner Flucht auf ein fränkiſches Schiff begeben habe, um mit demſelben wieder nach Italien und Rom zurückzukehren. Nun verzweifelte der Muhamedaner, ſeinen Sclaven und ſein Geld je wieder zu bekommen. Nach vielem Ueberlegen ließ er Theodor zu ſich rufen. Als dieſer in das Zimmer trat, ſaß der Alte in tiefen Gedanken. Er kam bald zu ſich, und da er Theodor'n erblickte, ſtand er von ſeinen Kiſſen auf, lief ihm mit offenen Armen entgegen, und benetzte ſein Geſicht mit vielen Thränen. „Nimm,“ ſagte endlich der Alte tief bewegt,

müthig zu sagen!» — Der Beichtvater bezeugte ihm die Gefahr, in welcher er sey, und ermahnte ihn, sich seinem himmlischen Vater zu überlassen, in Geduld zu verharren, und im Glauben an Jesus Christus, seinen Heiland und Seligmacher getrost zu erwarten, was Gott über ihn beschlossen hätte. Nun antwortete der fromme kranke Jüngling: „Ja, ich bin bereit, — ich bin bereit! Gott mache es mit mir, wie es ihm gefällt! Vernunft und Offenbarung lehren uns, daß es mit uns Menschen nicht ganz aus sey wenn wir dieses Leben beschließen. Auf diejenigen, welche ihrem Heilande Christus treu bleiben bis ans Ende, wartet eine ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit; nur in ihm ist Heil und Seligkeit zu finden. — Auf Jesus und sein Verdienst habe auch ich mein Vertrauen von meiner Kindheit an gesetzt, und auch jetzt hoffe ich durch ihn selig zu werden, wenn mich Gott abrufen sollte. — Ich laße Dich nicht, du sollst mein Jesus bleiben.» So lange er reden und empfinden konnte, bezeugte er seine Liebe zur Religion, seinen ächt christlichen Sinn, sein Vertrauen auf Jesus, und starb getrost und selig.

7. Charlotte Christiane Wilhelmine von S* verdient, wenn wahre Liebe zu Gott und seiner Religion, so wie reine Nächstenliebe, die sich durch das ganze Leben und auch noch in den letzten Stunden desselben durch edle Gesinnungen und schöne Handlungen wirksam zeigt, den eigentlichen Charakter eines wahren Christen ausmacht, diesen ehrenvollen Namen mit vorzüglichem Recht. Sie, die älteste von drei Schwestern, war den jüngern immer ein Vorbild der weiblichen Tugend. Sie liebte ihre Aeltern mit aller Zärtlichkeit, und ihre kindliche Liebe gegen Beide dauerte bis an den Tod, obgleich sie nur von dem einen Theile mit eben der Zärtlichkeit erwiedert wurde. Sie war besonders in den letzten Monaten ihres Lebens in einer ängstlichen und bedenklichen Familienlage; aber auch hier hielt sie fest an der Religion, und blieb ihrer Pflicht und ihrem Gewissen getreu.

Sie verlor ihre Mutter; nun wurden ihre häuslichen und kindlichen Pflichten noch größer; aber genau erfüllte sie dieselben. Nichts lag ihr mehr am Herzen, als die Pflege ihres

kränklichen, mit den Beschwerden des zunehmenden Alters und manchen herznagenden Sorgen kämpfenden Vaters. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit sorgte sie für die Erziehung ihrer jüngern Schwestern und für die pünktliche Führung ihres Hauswesens. Fern von dem Flattersinn und Hang zu den Eitelkeiten, die in unserem Zeitalter manchem jungen Mädchen Kopf und Herz verdrehen, liebte Wilhelmine die Eingezogenheit. Der Umgang mit einer verständigen, gutdenkenden Freundin, oder die Lesung eines lehrreichen, nützlichen Buches waren ihre Erholung in den Stunden, welche ihre übrigen Pflichten ihr frei ließen.

Wilhelmine wurde krank, zwar im Anfange nicht gefährlich, aber sie betrachtete sich den nochals eine solche, welche zum Richter in die Ewigkeit gehen sollte. Ihre Krankheit wurde wirklich tödtlich, aber sie ließ nicht die geringste Furcht vor dem Tode blicken. Aus zärtlicher Besorgniß für ihren schwachen und tief bekümmerten guten Vater verbarg sie vor ihm die Gefahr, und machte ihm vielmehr Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung. Ihre Leiden und Schmerzen nahmen immer zu, sie bewies aber eine feste christliche Geduld. Als ihr Ende kam, zeigte sie, wie ruhig und getrost der Christ sterben könne, welcher seine Religion geliebt, und nach ihr gelebt hat. Sie sprach von nichts, als von ihrer bevorstehenden, wichtigen, seligen Veränderung; sie tröstete ihren wehklagenden Vater; sie betete für einige in ihrer Familie, daß Gott ihnen einen frömmeren Sinn geben möge. Allen ihren Hausgenossen und Dienern, welche um ihr Sterbebette weinten, sagte sie ein Wort des Trostes und der Ermahnung, und flehte zu Gott, sie in der ewigen Seligkeit einst alle wieder zu finden. Ihre Schwestern ermahnte sie nochmals in Gegenwart des Seelsorgers zur Gottesfurcht und Tugendliebe, und empfahl sie der geistlichen Fürsorge desselben; auch dankte sie diesem für alle Freundschaft und Liebe, die er ihr bewiesen, und bat ihn, eben das in ihrem Namen gegen alle diejenigen zu thun, die freundschaftlich gegen sie gesinnt gewesen wären; wie sie dann auch überhaupt von dem Glücke sprach, Freunde zurückzulassen, mit welchen man hoffen könne, einstens wieder vereiniget zu

werden. Getröstet und erhaben durch die heilige Religion, und im treuen Glauben an ihren Herrn und Erlöser gab sie ihren Geist auf.

8. Dietrich von Ende erhielt schon früh durch die weisen und heiligen Grundsätze der christlichen Religion ein feines sittliches Gefühl, das oft da, wo Andere auch nicht einen Schatten von Unrecht sahen, Zweifel erregte. Groß war seine Wißbegierde, und getrieben von ihr beschäftigte er seine Lehrer, und die um ihn waren, mit bescheidenen Fragen nach Allem, was ihm vorkam. Eben so groß war sein Fleiß. Alle Stunden, darin er nicht bestimmte Arbeit hatte, widmete er der Lesung nützlicher Schriften. Es machte ihm viele Freude, seinem jüngeren Bruder wieder mitzutheilen, was er gelesen hatte. Alles, was er in solchen Nebenstunden las, las er auch mit Ueberlegung und Anwendung, und mit inniger Theilnahme. Ein Beweis davon und von seiner Herzensgüte sey Folgendes:

Er las im göttingischen Magazin die Erzählung, wie der unglückliche Johann Heinrich Waser in Zürich Abschied von den Seinigen im Gefängnisse nimmt, wie er ihnen Lehren und Ermahnungen ertheilt, und dann am 27. Mai 1780 auf dem Schaffote starb. Das bloße Lesen dieser Geschichte war für sein gefühlvolles Herz schon zu rührend, und es flossen ihm Thränen über die Wangen. Nicht genug; er wollte in Ansehung seiner Empfindung, die immer mit Religiosität verbunden war, auch Andere zu gleicher Theilnahme an den Leiden und Freuden seiner Mitmenschen stimmen. Er erzählte also die Geschichte seinem jüngeren Bruder, und hatte die Freude, auch diesem Mitleidsthränen abzulocken. Ein junger Mensch von solchen Grundsätzen mußte nothwendig auch auf seinem Kranken- und Sterbebette groß seyn, und er war es.

Dietrich wurde krank, seine Schmerzen waren heftig, man konnte ihn nicht anfassen, ohne ihm wehe zu thun. Aber er klagte nie, und trug alle Schmerzen, auch bei den Beschwerlichkeiten einer Reise, die er machen mußte, nicht wie ein Kind, sondern wie ein Mann und Christ. „Ach Gott, hilf mir, und sey mir gnädig!“ Das war sein Seufzer im Wagen, wenn bis-

weilen die Heftigkeit der Schmerzen unerträglich wurde. Aber auch selbst im heftigsten Gefühle der Schmerzen suchte er noch Kenntnisse zu erlangen. Bei dem Fahren über die Weserbrücke bei Bremen sammelte er alle seine Kräfte, um noch die Gegenstände, die hier alle neu und anziehend für ihn waren, bemerken zu können. In Bremen, wo ein heftiges Entzündungsfieber ihn befiel, wurden die Umstände äußerst bedenklich. Der Arzt gab nun die Hoffnung auf, ihn retten zu können. Sein Vater hielt also für rathsam, ihm die Gefahr seines Lebens anzukündigen. Der Hofmeister that es; und nie hat wohl ein erwachsener Christ, oder ein abgelebter Greis die Ankündigung seines Todes mit größerer Gelassenheit und gesetzterem Muthe angehört, als der junge Dietrich bei so vielen schönen Aussichten in der Blüthe seines Lebens sie anhörte. „Mein lieber Dietrich!“ sagte sein Hofmeister zu ihm, „Sie fühlen wohl selbst, wie gefährlich Ihre Krankheit ist, sehen also auch wohl selbst ein, daß es Gott gefallen könnte, Sie durch diese Krankheit aus der Welt zu rufen.“ Ohne ihn ganz ausreden zu lassen, antwortete er mit der entschlossensten Miene und ohne eine Thräne zu vergießen: „Wie Gott es will!“ Es wurde ihm gesagt, daß er sich also in diesem wichtigen Zeitpunkte seines Lebens zu Gott wenden müsse; er wurde auf den Spruch geführt: „Herr Jesus, in Deine Hände empfehl ich meinen Geist,“ und er setzte mit inniger Andacht und Seelenruhe hinzu: «Du hast mich erlöset, Herr, Du getreuer Gott!» Sein Hofmeister gab ihm seine Zufriedenheit mit dieser Unterwerfung unter Gott und dessen weiser Schickung zu erkennen, bat ihn, auch ferner noch alles so christlich zu tragen, was er vielleicht noch zu dulden und zu leiden haben würde, denn er wisse ja, wessen Schickung es sey. «Es ist Gottes Wille,» antwortete Dietrich, «der mir manches Gute hat in meinem Leben genießen, durch die heilige Taufe zum Christen erheben, und durch Christus hat erlösen lassen.» Dann setzte er noch hinzu: «Gott ist getreu, er läßt uns nicht über unsere Kräfte versuchen.»

Einer der rührendsten Auftritte an seinem Sterbebette war gewiß dieser, wie er kurz nach dem vorhergehenden Gespräche mit voller Ergießung seines Herzens sowohl seinem

Vater, als seinem Hofmeister für das viele Gute, das er von ihnen genossen, besonders für seine christliche Erziehung dankte. „Wenn Sie nicht wären,“ waren seine Worte, „so wäre ich vielleicht kein Christ, würde Jesus Christus nicht erkennen, und nicht so ruhig sterben.“ Sein liebreiches, mitleidiges Herz bewies er dadurch, daß er die Umstehenden, die er weinen sah, fragte: warum sie weinten, sie hätten ja nicht Ursach; aber er sey ein Sünder: doch setzte er hinzu: „barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.“ — Die Umstehenden bat er wiederholt, nicht über ihn zu weinen, denn ihm sey wohl, und noch besser werde ihm seyn, wenn er erst bei Gott sey. Um sie zu trösten, versicherte er, daß er bei dem lieben Gott für sie beten wolle, wie er es schon oft hier gethan habe. Sein Todeskampf näherte sich bald; aber seine Miene und seine Gesinnung blieb noch dieselbe ruhige und entschlossene. Der Athem ging langsamer, es erfolgte ein hohles, tiefes Röcheln, und nachdem auch das bald ausblieb, bald wiederkam, ging er im 11ten Jahre seines Lebens mit einem tiefen Athemzuge zu Gott, und sein Hofmeister drückte ihm mit dem letzten Kusse die sterbenden Augen zu.

9. Wer die heilige Religion Jesu Christi lieb gewonnen hat, und von ihrem Geiste ganz durchdrungen ist, bekennt sie frei und öffentlich, und stirbt eher, als daß er sie verläugnet. Die Geschichte liefert uns viele Züge eines hohen Muthes im Bekenntnisse der christlichen Religion, welchen schwache Jünglinge und Mädchen zeigten. Höret einige derselben, staunet, freut und ermuntert euch, euerer Religion getreu bis in den Tod zu bleiben.

Wer die Aeltern des heiligen Knaben Celsus waren, ist ganz unbekannt. Nur soviel kann angegeben werden, daß wahrscheinlich Frankreich sein Vaterland war. Der heilige Nazarius hatte nämlich den Knaben auf seiner apostolischen Reise nach Frankreich gesehen, und so lieb gewonnen, daß er den kleinen Celsus in dem Christenthume unterrichtete, und endlich selbst taufte, dann aber ihn beständig mit sich nahm.

Die Verfolgung der Chriſten war damals eben von dem grauſamen Kaiſer Nero angeordnet worden; aber Nazarius wußte dem kleinen Celſus den Martertod ſo herrlich zu ſchildern, daß der Knabe nichts ſehnlicher wünſchte, als ſein Leben zum Bekenntniß der Gottheit Jeſu und ſeiner heiligen Religion aufopfern zu dürfen. Es fehlte dazu nicht an Gelegenheit; denn war auch Nazarius bereits manchen Verfolgungen entgangen, ſo war er doch zu Trier am Rheinſtrome kaum angekommen, als beide bald als Chriſten erkannt, und gefänglich eingezogen wurden; und weil Celſus eben ſo muthvoll, als ſein heiliger Lehrer, Jeſus Chriſtus laut bekannte, auch weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen zur Verläugnung des Chriſtenthums zu bewegen war, wurde auch er gleich dem heilige Nazarius verurtheilt, lebendig in den Fluß geſtürzt zu werden.

Mit hohem Muthe ging der Knabe neben ſeinem Lehrer einher, und wenn die göttliche Vorſehung es leitete, daß ſie beide auf eine wunderbare Art gerettet wurden; ſo geſchah es doch nur, daß ſie noch mehrere Heiden zur Erkenntniß der Wahrheit des Evangeliums bringen ſollten.

Aus welcher Urſache der heil. Nazarius, nachdem er beinahe ganz Frankreich durchreiſet, und ſehr Viele zum Chriſtenthume bekehrt hatte, nach Italien zurückkehrte, iſt unbekannt; aber mit dem heiligen Knaben in Mailand angekommen, währte es nicht lange, daß beide als Chriſten erkannt, und auf Befehl des kaiſerlichen Statthalters Anolinus eingezogen und vor Gericht geſtellt wurden. Auch hier zeichnete ſich der Knabe Celſus durch unerſchrockenen Muth im Bekenntniſſe des Chriſtenthums aus; auch hier waren Verheißungen und Drohungen des heidniſchen Richters vergeblich. Mit Freuden ertrug das zarte Kind alle Qualen, zu welchen es verurtheilt wurde; und endlich nebſt Nazarius zur Enthauptung verurtheilt, neigte auch Celſus bereitwillig ſein Haupt, um den tödlichen Streich, dafür aber auch aus der Hand ſeines göttlichen Richters die Marterkrone zu empfangen. Ihre Leichname wurden vor dem ſogenannten römiſchen Stadtthore in einem Garten beerdiget. Der heilige Biſchof Ambroſius entdeckte in der Folge, und

zwar im Jahre 395, ihre abgesonderten Gräber und heiligen Leiber.

Gott nahm also diesen heiligen Knaben, der bis zum Tode standhaft im Bekenntnisse seiner Religion war, aus der Mitte der Sünder zu sich, und lohnte ihn mit einer ewig unverwelklichen Krone.

10. Leokadia entsproß zu Toledo in Spanien von einem adelichen Stamme, und war schon im Frühlinge ihres Lebens ein eifriges Mitglied der Bekenner unserer heiligen christlichen Religion, die damals an Diokletion einen Hauptfeind hatte, welcher den unrühmlichen, abscheulichen Wunsch hegte: die letzten Reste des Christenthums vertilgen zu können. Ein getreues Werkzeug seiner Grausamkeit war Dacian, der als Statthalter die Mordbefehle des gekrönten Tyrannen nach Spanien überbrachte, und mit der Vollmacht versehen war, alles niederzuwürgen und zu morden, was sich nur immer weigern würde, vor den stummen Götzen die Knie zu beugen.

Da Leokadia ihres ausserordentlich frommen Wandels wegen schon lange der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung war, und keine Gelegenheit unbenützt vorbei ließ, die Religion Jesu Christi weiter zu verbreiten, so zog sie vor Andern die Aufmerksamkeit des Statthalters auf sich, und wurde vor seinen Richterstuhl gefordert.

Der Eindruck, welchen die ausnehmende Schönheit, mit welcher Leocadia von Natur begabet war, auf das verwilderte Herz des Statthalters machte, war eben so groß, als sein Erstaunen, welches er über die Standhaftigkeit bezeigte, mit welcher die junge Heldin die Wahrheit ihres Glaubens vertheidigte, und unerschütterlich im Bekenntnisse ihrer Religion blieb. Mitleid und Liebe flößten ihm anfangs sanftere Gesinnungen gegen die liebenswürdige Kämpferin ein; er schonte ihrer lange, und würde das vielleicht immer gethan haben, wenn nicht wiederholt verschärfte Befehle von Seiten des Kaisers eingetroffen wären, die ihn endlich zwangen, Leokadien züchtigen zu lassen. Er lieferte sie nun den Henkersknechten aus, die sie mit Geiselhieben unmenschlich an dem ganzen Leibe zerfleischten. Hierauf wurde sie in den Kerker geschleppt, und

da zu neuen Peinen aufbewahrt. Ihre Glaubensgenoſſen, die mit ganzer Seele an ihr hingen, und ſich freuten, daß ſie um des Namens Jeſu und der heiligen Religion willen bisher ſo ſtandhaft gekämpfet hatte, beſuchten ſie in ihren unverſchuldeten Feſſeln, und ſtatt aller Tröſtungen brachten ſie ihr die traurige Nachricht, daß das Verfolgungsſchwerdt in ganz Spanien wüthe, und Leichen auf Leichen thürme.

Leokadia, die längſt ruhig zu ſterben gelernt hatte, und vor dem Tode nicht bebte, äußerte laut den aufrichtigen Wunſch, bald ſterben und mit ihrem Blute die Wahrheit ihres Glaubens und die treue Liebe zu ihren Erlöſer und der von ihm gegebenen Religion beſiegeln zu können. Ihr Wunſch wurde bald erfüllt. Durch das bei der Geiſelung häufig vergoſſene Blut und das langwierige Ungemach des Kerkers ganz entkräftet, ſchlummerte ſie im Jahre Chriſti 303 ſanft ins beſſere Leben hinüber.

Das Andenken dieſer heiligen Jungfrau und Martyrin war ihren Glaubensgenoſſen ſo heilig, daß ſie ihr zu Ehren 3 Kirchen errichteten: eine in ihrem Geburtsorte, die zweite, wo ſie ſtarb, und die dritte an ihrer Ruheſtätte.

11. Mit welcher Wuth die Heiden unter der Regierung des Kaiſers Julian des Abtrinnigen die Chriſten, und ſelbſt Kinder derſelben verfolgten, davon liefert das Marterthum des hl. Neſtors, und der mit ihm auf die boshafteſte Weiſe verfolgten Chriſten einen auffallenden Beweis.

In der Stadt Gaza in Paleſtina, nun in der türkiſchen Provinz Syrien, hatten ſich beſonders drei Jünglinge, mit Namen Euſebius, Neſtablus und Zeno, welche Brüder waren, durch ihren Eifer im Chriſtenthume ausgezeichnet, und eben ſo der wahrſcheinlich mit ihnen verwandte Knabe Neſtor. Sobald nun Kaiſer Julian ſeine Verordnung zur Verfolgung der Chriſten hatte bekannt machen laſſen, eilten die Heiden der Stadt Gaza in das Haus dieſer chriſtlichen Familie, und weil jene drei Brüder das väterliche Haus nach öffentlicher Bekanntmachung des kaiſerlichen Befehls verlaſſen, und ſich in andern Häuſern verborgen hatten, ſuchten ſie ſo lange nach, bis es ihnen gelungen war, ſie alle zu entdecken, bei welcher Gelegen-

heit denn auch der Knabe Nestor ergriffen, und mit ihnen in das Gefängniß gebracht worden war. Im Gefängnisse angekommen wurden Alle mit unmenschlicher Grausamkeit gegeiselt, was sie aber mit unerschütterlichem Muthe erduldeten; hierauf wurden sie nach einigen Tagen vor den kaiserlichen Richter geführt, der sie anfänglich durch Verheißungen, nachher durch Drohungen zur Verläugnung Jesu und ihrer Religion und dagegen zur Anbetung der Götter Roms zu bewegen suchte; als aber Alle im Bekenntnisse Jesu standhaft verharrten, und laut erklärten, sie wären bereit, eher alle Martergualen zu erdulden, als dem Christenthume zu entsagen: da befahl der Richter sie in das Gefängniß zurückzuführen, und schickte seinen Bericht an den Statthalter in Palästina, um zu vernehmen, auf welche Art diese Christen bestraft werden sollten.

Noch war die Antwort des kaiserlichen Statthalters nicht angekommen, als in Gaza in dem Amphitheater ein heidnisches Fest gefeiert wurde. Bei dieser Gelegenheit forderte das freudentrunkene Volk von allen Seiten her den kaiserlichen Richter auf, er solle die elenden Heidenthums-Schänder, wie das Volk die Bekenner Jesu nannte, nach Gebühr und ohne weitern Zeitverlust bestrafen. Vergebens stellte der kaiserliche Richter dem Volke vor, er könne und dürfe ohne den Befehl des Statthalters abzuwarten nichts wider die Gefangenen vornehmen. Der Lärmen erreichte vielmehr den höchsten Grad, und veranlaßte einen Volksauflauf, so, daß man forteilte, und dann von allen Seiten her zum Gefängnisse stürmte, die Pforten erbrach, die 3 Brüder nebst dem Knaben Nestor aus ihrem Kerker hervorriß, und sie bald auf dem Leibe, bald auf dem Rücken fortschleifte, um sie in das Amphitheater zu bringen, wo sie dann als Verächter der Götter getödet werden sollten.

Während dieses geschah, und einige Heiden die christlichen Martyrer theils mit Stöcken schlugen, theils Steine nach ihnen schleuderten; Weiber sogar von ihrer Arbeit liefen, und die Heiligen theils mit ihren Spindeln stachen, theils siedendes Wasser über sie gossen, und sie mit verschiedenen Waffen

verwundeten, wurden doch einige Heiden von Mitleid gegen den heiligen Knaben Nestor, besonders wegen dessen Wohlgestalt und Sanftmuth, gerührt, und entrissen ihn den Würgern, welche die übrigen so lange mit Wunden bedeckten, bis ihr Haupt so zerschmettert war, daß aller Orten das Hirn herausdrang, und sie den Geist aufgegeben hatten.

Der heilige Knabe war nun zwar den Händen der Würger entrissen; er wurde in dem Hause eines Verwandten der drei heiligen Brüder und Märtyrer, welcher auch Zeno hieß, verbunden und gepflegt; aber die erhaltenen Wunden waren von der Art, daß er drei Tage nachher an denselben starb. Die Kirche feiert das Andenken dieses heiligen Knaben jährlich am 8. September.

Möchten alle Kinder aus dem schönen Benehmen dieser jugendlichen Seelen lernen, wie sie ihre Religion lieben, nach ihren heiligen Vorschriften leben, und sie standhaft bekennen sollen!

*

Herzlich liebe ich Dich, Herr, meine Stärke, mein Fels, meine Zuflucht, mein Erretter, mein Gott und meine Hülfe, auf die ich traue. Psal. 17. 2—3. — Lasset uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehört allen Menschen zu. Ecclesiast. 12. 13. — Alle sollen den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Joh. 5. 23. — Gott ist ein Geist; so müssen ihn auch seine Anbeter im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4. 24. — Halte im Andenken Jesum Christum, den von Todten Auferstandenen. II. Tim. 2. 8. — Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. I. Joh. 5. 3. — Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen. Matth. 10. 32. — Wer um meinetwillen sein Leben verliert, der wird es erhalten. Matth. 10. 39. und Mark. 8. 35.

Religion, von Gott gegeben,
Sey du uns über alles werth!

Ach, traurig ist das Erdenleben
Für den, der deinen Trost entbehrt,
Du gibst uns Trost in jeder Noth,
Hilfst uns besiegen Grab und Tod.

Sanftmuth.

Wenn wir im Umgange mit unseren Mitmenschen glücklich seyn wollen, so müssen wir uns bestreben, bei den Fehlern Anderer, besonders bei den Beleidigungen, welche sie uns zufügen, nicht gleich in heftigen Zorn zu gerathen, ihnen unseren Unwillen nicht auf eine harte Art empfinden zu lassen, sondern Geduld mit ihnen zu haben, ihrer zu schonen, und sie durch die möglichst gelinden Mittel, die zu ihrer Besserung führen, zurecht zu weisen; dieses Bestreben heißt Sanftmuth. Der Sanftmüthige ist also duldsam gegen die Fehler und Schwachheiten Anderer; er verweilt nicht gerne bei der genauen Erwägung und Zergliederung der ihm zugefügten Beleidigungen, und spricht nicht davon; er stoßt keine harten Worte aus, vielweniger läßt er sich zu körperlichen Mißhandlungen hinreißen; er ist ruhig und schweigt, wo der Zornmüthige auffahrt und in heftige Bewegungen ausbricht. Sanftmuth geziemt allen Fehlenden, besonders aber jungen, unerfahrenen, oft fehlenden Menschen, gegen welche man so oft Nachsicht, Schonung und Sanftmuth zu beweisen Anlaß hat. Der Sanftmüthige genieſſet Ehre, Ruhe und Liebe, und richtet durch sein sanftes Benehmen weit mehr aus, als jener, der lärmt und voll Zorn ist, welcher ihn selbst und Andere leiden macht; ja der Sanftmüthige kann um so mehr ein sanftes Ende und einen ruhigen Tod erwarten. Darum seyd sanftmüthig, liebe Kinder! Denket oft an das Beispiel eueres lieben Gottes, wie sanft er sich gegen euch und andere Fehlende verhält; denket an das Beyspiel Jesu Christi, der die lautere Sanftmuth und Liebe war. Ueberleget es ernstlich, wie leicht Menschen fehlen können, und wie oft ihr selbst schon gefehlt habet. Haltet die Beleidigungen Anderer immer

eher für die Wirkung menschlicher Schwäche, als für Bosheit des Herzens. Gewöhnt euch, wenn ihr die Fehler Anderer bemerkt, nie eher zu reden oder zu handeln, bis ihr euere Vernunft und euer Gewissen darüber zu Rathe gezogen habet.

1. Euclides wurde zu Alexandria in Aegypten, ungefähr 300 vor Christus, geboren, und studierte zu Athen unter dem berühmten Weltweisen Plato. Er zeichnete sich in frühester Jugend sowohl durch große Talente, als durch Fleiß und einen festen Charakter aus. Einst gerieth er mit seinem Bruder in Uneinigkeit und Streit, wobei der Letztere in der Hitze die Worte aussprach: «ich will das Leben nicht haben, wenn ich mich nicht an Dir räche.» Euclides aber nahm diese Worte, die mehr der Leichtsinn, als ein böses Herz ausgesprochen hatte, nicht übel auf, sondern antwortete: «und ich will das Leben nicht haben, wenn ich Dich nicht gewinne und besänftige!» Diese unvermuthete Mäßigung und außerordentliche Sanftmuth machte den aufgebrachten Bruder stutzig, und gewann ihn auf einmal. Euclides machte große Fortschritte in den Wissenschaften, lehrte zu Alexandrien die Geometrie (Erdmeßkunde) mit großem Beifalle, verfaßte mehrere sehr scharfsinnige Schriften, und wurde einer der berühmtesten Mathematiker, den man mit Recht den Vater der Mathematik nennen darf.

2. Als die Prinzessin Wilhelmine von **, welche durch ihre Liebenswürdigkeit und Sanftmuth die Herzen Aller fesselte, einst eine Reise machte, gerieth am Abhange eines Berges der Wagen in Gefahr umzustürzen; wirklich wurde er auch durch die Unvorsichtigkeit des Kutschers auf die Seite geworfen, jedoch so, daß weder die Prinzessin noch ihre Hofmeisterin einigen Schaden nahmen. Als nun die Hofmeisterin dem Kutscher und Bedienten, die zugegen und in der größten Verlegenheit waren, einige Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit und wegen dieses Ereignisses machte, sagte die Prinzessin im Tone der höchsten Sanftmuth: „Lassen Sie doch die armen Leute; es fehlt uns ja, Gott sey Lob! gar nichts, und gewiß sind sie mehr beim Unglücke erschrocken, als wir selbst.“

3. Gregor Willmer verlor seine rechtschaffene Mutter sehr früh. Als er 13 Jahre alt war, nahm sein Vater die zweite Frau, und der stille, gute Gregor bekam an ihr eine sehr schlimme Stiefmutter. Sie hatte ihn gar nicht lieb und er mochte arbeiten oder ruhen, lernen oder spazieren gehen, so konnte er doch niemals ihr Wohlgefallen erhalten, wurde sogar oft mit Schimpfwörtern überhäuft, oder mißhandelt. Wenn er auch hie und da etwas versah und fehlte, so wußte die Stiefmutter es so sehr zu vergrößern, daß selbst der sonst gute Vater ihn strafte. Wenn aber auch die Leiden und Verfolgungen noch so groß waren, wenn die Stiefmutter den andern Kindern bessere Speisen und Kleider gab, und der gute Gregor kaum zu seinem nöthigsten Lebensunterhalte, und nur alte, abgetragene Kleider erhielt, so klagte er doch nie, begegnete seinen übrigen Geschwistern liebreich, war nur desto aufmerksamer und zuvorkommender gegen seine Stiefmutter, und dachte immer in seinem Herzen: „es ist doch meine Mutter, welche zu ehren mir Gott befohlen hat!“

Einst, es war gerade Faschingszeit, bereitete die Stiefmutter den andern Kindern Kuchen; alle setzten sich um den Tisch, aßen und freuten sich; nur Gregor wurde nicht gerufen, und erhielt nichts. Aber auch diese ungerechte Behandlung ertrug er geduldig, wiewohl ihm eine bittere Thräne über die Wangen rollte. Er gieng in ein Kämmerlein, und während Alles sich freute, las er in seinem Schulbuche und bearbeitete die vom Lehrer aufgegebenen Hausaufgaben. Einige Tage darauf wurde die Stiefmutter sehr krank. Gregor wich nicht von ihrem Bette, und wartete ihr mit der größten Zärtlichkeit ab. Dies rührte das Herz der Frau. Sie ergriff die Hand des Knaben, drückte sie und sprach: „Gregor! ich habe bisher Dir oft wehe gethan; Du hast es nicht verdient; und doch bist Du mir in meiner Krankheit so liebreich begegnet! Vergib mir! Deine Sanftmuth und Herzensgüte hat mich eines anderen belehrt. Du bist ein gutes Kind!“ Gregor weinte, und versicherte die weinende Mutter, daß er sie immer geliebt und geehrt hätte, und sie nie in ihrer Krankheit verlassen werde. Im Frühjahre wurde die Mutter wieder gesund, und Gregor war

von nun an ihr eben so lieb, ja noch lieber, als jedes andere Kind.

Sanftmuth mit Liebe verbunden gewinnt der Menschen Herzen.

4. Euphrosine Haller, die Tochter eines wackeren Beamten in M**, war ein gar wohlgeartetes, freundliches, sanftes Mädchen. Ihr Onkel hatte sie auch recht lieb, und als sie ihm einst beim Schlusse des Schuljahres nebst den besten Zeugnissen noch ein Prämium brachte, beschloß er, ihr eine Freude zu machen. Er hatte bemerkt, daß Euphrosine eine große Freundin der Tauben war. Er schickte ihr also in einem schönen Käfig ein paar recht schöne Turteltauben. Das gute Mädchen hatte eine große Freude. Jeden Morgen, wenn Euphrosine aufgestanden und angekleidet war, ging sie zu ihren Täubchen, gab ihnen Futter und frisches Wasser, und wohl auch ein Stückchen Weißbrod, und schwazte ein wenig mit den guten Thierchen. Sie kam auch niemals aus ihrem Garten, ohne ihnen Vogelkraut, oder sonst etwas Grünes mitzubringen. Dadurch wurden die Täubchen so zahm, daß sie auf ihre Stimme an das Gitter kamen, aus ihrer Hand fraßen, und ihr recht viele Freude machten, besonders wenn sie recht lustig kirrten und lachten.

Eines Morgens war Euphrosine wieder beschäftigt, ihre lieben Gefangenen mit Futter und Trank zu versehen. Der Käfig war geöffnet, und ihr fünfjähriger Bruder Wilhelm stand neben ihr, und beschaute mit großem Wohlgefallen die artigen Täubchen. Da rief nun plötzlich der Vater, daß sie schnell zu ihm kommen möchte. Euphrosine war gewohnt, jedem Befehle ihrer Eltern auf das Genaueste zu gehorchen. Sie ließ also den offenen Käfig stehen, und lief dem Vater zu. Unterdessen wollte der kleine Wilhelm die Vögelchen näher betrachten, langte mit der Hand in den Käfig, wollte ein Täubchen fangen, und machte die Thierchen ganz scheu. Endlich kamen sie aus dem Käfig, flatterten ängstlich herum, und — flogen auf einmal durch das offene Fenster davon. In diesem Augenblicke trat Euphrosine in das Zimmer, und sah, was geschehen war. Glaubt ihr wohl, daß sie mit ihrem Brüderchen hart verfahren sey? Nein. Eins

heiße Thräne nach der andern träufelte über ihre Wangen: aber kein hartes Wort gegen ihren Bruder entfuhr ihrem Munde. Wie, hättet ihr wohl auch so schön gehandelt?

*

Du sollst nicht rachgierig seyn, noch dich der Beleidigungen erinnern. III. Mos. 19. 18. — Eine sanfte Antwort stillet den Zorn; aber ein hartes Wort richtet Grimm an. Sprchw. 15. 1. — Selig die Sanftmüthigen; sie werden das Land besitzen. Matth. 5. 4. — Lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig; und ihr werdet Ruhe für euere Seelen finden. Matth. 11. 29. — Mit aller Demuth und Sanftmuth, mit schonender Nachsicht ertrage Einer den Andern in Liebe. Ephes. 4. 1. — Ziehet, als Gottes Erwählte, Sanftmuth und Geduld an. Coloss. 3. 12. — Weise mit Sanftmuth die Gegner zurecht. II. Tim. 2. 25. —

Verbitt're dir dein Leben nicht
Durch Zorn und eig'ne Rache.
Vergeben ist des Menschen Pflicht,
Vergelten Gottes Sache:
Die Sanftmuth, die sein Wort gebeut,
Erfreuet, segnet und verzeiht.

Siehe auch die Artikel Friedfertigkeit und Geduld.

Selbstbeherrschung.

So lange wir in unserem sterblichen Leibe wandeln, haben wir mit den Begierden, Gefühlen, Wünschen und Neigungen desselben beständig zu kämpfen: denn was die sinnliche Natur verlangt, ist nicht immer gut; oft gehen die Begierden zu weit, da sollen sie gemäßiget werden; oft gehen sie sogar auf das Böse, und da sollen sie ganz unterdrückt werden; der Geist soll selbstständig seyn, und über das Fleisch herrschen. Die Fertigkeit der Seele, unsere sinnlichen Gefühle, Gemüthsbewegungen und heftigen Begierden so zu leiten und zu unterdrücken, daß

die Vernunft und das Christenthum immer die Oberhand, und im Kampfe das Uebergewicht haben, nennt man Selbstbeherrschung. Schwer ist der Kampf, und wer nicht schon in früher Jugend sich übt, Meister über seine sinnlichen Triebe zu werden, wird bald zum Sklaven der sinnlichen Natur herabsinken. Schwer ist es, die Begierden des Herzens und seine Lüste zu besiegen; auch weiß es immer die Sache recht angenehm darzustellen; allein seyd auf euerer Huth, und trauet nicht den Lockungen der Sinnlichkeit; bedenket, daß ihr berufen seyd zur christlichen Vollkommenheit, daß es euere Pflicht ist, dem Geistigen, Edleren, Besseren in euch das Uebergewicht zu verschaffen. Zwar ist die Krone des Sieges nicht so leicht errungen; aber bei einem ernsten Willen, bei Wachsamkeit und Gebet wird es euch doch gelingen, Meister über sinnliche Triebe zu werden. Darum übet euch, liebe Kinder, schon in zarter Jugend im Streite mit der Sinlichkeit, daß euere Kraft von Tag zu Tage wachse, und ihr muthvolle, starke Kämpfer für Gottes Sache und euer wahres Wohl werden möget. Wer hier siegt, der wird jenseits gewiß die Palmen des ewigen Lohnes erhalten.

1. Ein Jüngling war von Natur so jähzornig, daß ihn schon eine Kleinigkeit bis zur Vergessenheit seiner selbst hinreißen konnte; dabei ließ er sich noch von der höchst unglücklichen Leidenschaft der Wohllust beherrschen. Er sah, daß auf diesem Wege sein Geist und Körper zerrüttet werde, wenn er sich nicht rette, und die Leidenschaften seines Herzens zu beherrschen suche. Er dachte daher ernstlich über sich nach, öffnete der Stimme Gottes zur Rückkehr auf die Bahn der Tugend sein Herz wieder, und erzählt in der Geschichte seines Lebens, wie ihm das Werk seiner Selbstbesserung durch Gottes Gnade gelungen sey. Höret, wie er sich die Herrschaft über die Neigungen seines Herzens erwarb.

„Ich habe die Gesellschaften sorgfältig geflohen, in welchen die eine oder andere Leidenschaft hätte erregt werden können; und konnte ich sie nicht vermeiden, so ging ich, so bald ich merkte, daß das Blut in meinen Adern zu wallen anfing, hinaus, blieb ein Weilchen von der Gesellschaft abgeson-

dert, ſchickte einen innigen Seufzer zu Gott, und ich überwand. Und ſo machte ich es auch mit den Reitzen zur Wohlluſt. Ich bemühte mich, im Anfange der heftigſten Begierde zu widerſtehen, richtete deßwegen, ſobald ich für mich Gefahr merkte, die Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände, ſuchte der Einbildungskraft eine andere Richtung zu geben, oder ſie mit etwas anderem zu beſchäftigen, ſuchte mir die äußerſt ſchädlichen Folgen des Laſters für Seele und Leib recht lebhaft vorzuſtellen, und — ſiegte auf dieſe Art gewöhnlich. Beſonders habe ich unter allen Mitteln zur Bezähmung meiner Leidenſchaften Gebet und Arbeitſamkeit am wirkſamſten befunden. Dieſes mein Gebet beſtand aber nicht in vielen Worten, ſondern in einem ſtillen, aus ganzer Fülle des Herzens gethanen Seufzer, der doch immer die Kraft mit ſich führte, daß er meinen Gedanken eine andere Richtung gab, und mir Zeit gewährte, mich eines Beſſeren zu beſinnen. Ich lernte auch einige Sprüche der Bibel, die mir meine heftigen Triebe und Neigungen recht verabſcheuungswürdig darſtellten, auswendig und gewöhnte mich, ſie mir lebhaft ins Gedächtniß zu rufen, und gleichſam meiner Seele vorzuſagen, ſobald mein Blut aufbrauſen wollte, und ſie waren mir immer ein herrliches Gegenmittel gegen jene Aufwallungen. Auch dies, daß ich mir zeitig einen Freund wählte, der mich, weil ich ihm mein ganzes Zutrauen und meine Hochachtung geſchenkt hatte, durch ſein Beiſpiel ſowohl, als durch ſeine guten Lehren und durch ſeinen Umgang bildete, trug ſehr viel dazu bei, daß ich ganz unvermerkt aus einem leidenſchaftlichen Menſchen ein vernünftiger wurde. Dieſer rieth mir auch, daß ich über mich und mein Verhalten ein Tagbuch führen ſollte. Ich that es, und zeichnete jeden Tag, an dem ich irgend einen Fehltritt gethan hatte, mit einem rothen Striche, und merkte zuletzt, daß immer weniger derſelben wurden; und ſo half mir Gott, der meine Umſtände ſo leitete, daß die Macht der Neigung zur Sünde immer ſchwächer werden mußte, das vollbringen, was mir ſonſt unmöglich zu ſeyn dünkte.»

Ein ernſter Wille, Wachſamkeit und Gebet vermögen, mit der Hülfe des Höchſten, die unheiligen Begierden zu bezähmen.

2. Im Herbste 1788 hatte der siebenjährige Knabe des Schmiedes Thiesing zu Diepholz in Westphalen das Unglück, daß ein Holzschlitten, der über ihn hinfuhr, ihm den Knochen des einen Beines entzwei brach und das Fleisch zerquetschte. Seine Mutter, die gerade im Bette lag und krank war, und der man unvorsichtiger Weise dies Unglück berichtet hatte, sprang aus dem Bette, und fiel in Ohnmacht. Bei der schmerzhaftesten Operation, die jetzt vorgenommen wurde, verhielt sich der kleine Patient ganz ruhig, legte die Hände über seinem Haupte zusammen, und gab nicht einmal einen Laut des Schmerzes von sich. Die Umstehenden erstaunten über diese Standhaftigkeit des Knaben, und einer derselben fragte ihn, ob er denn gar keine Schmerzen empfinde? — «Schmerzen genug!» antwortete er leise — «aber ich verbeiße sie, damit die Mutter sich nicht kränke.»

Am dritten Tage schien der Schmerz seine Stärke zu überwältigen; er äußerte ihn jedoch nur durch leises Wimmern. Lange litt dies zärtliche Kind einer kranken Mutter mit unglaublicher Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit; endlich siegte die Natur, und es wurde geheilt. Wenn man die zarte Jugend des kleinen Leidenden in Betracht zieht, und bedenkt, daß das Schreien der Kinder ein so großes Erleichterungsmittel der Schmerzen ist, so wird man gegen diesen jungen Helden, der aus bloßer Zärtlichkeit für seine Mutter, ohne in laute Klagen auszubrechen, den Schmerz ertrug, gewiß mit Bewunderung und Liebe erfüllt werden.

3. Karl XII., nachheriger König von Schweden, wurde zu Stokholm am 27ten Juni 1682 geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, und ward von den ausgezeichnetsten Gelehrten des Landes in den Sprachen, in der Geschichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer seiner Muttersprache verstand er deutsch, lateinisch und französisch. Einst saß er, kaum 7 Jahre alt, mit der Königin, seiner Mutter, an der Mittagstafel, und reichte unbemerkt seinem Lieblingshunde einige Bissen unter dem Tische. Das hungrige Thier schnappte so gierig und rasch darnach, daß es den jungen Prinzen dabei heftig in die Hand biß. Das Blut strömte aus

der Wunde; aber der junge Prinz, der schon in zarter Kindheit die Anlagen zu einem Helden zeigte, verrieth weder durch einen Schrei, noch durch eine Schmerz andeutende Miene, was ihm widerfahren sey. Damit bei der Tafel niemand etwas von seinem Unfall merken möchte, wickelte er die blutige Hand in seine Serviette, und verhielt sich ganz ruhig. Mit der umwickelten Hand hörte er aber auf zu essen. Die Königin bemerkte dies, und fragte ihn: warum er denn nicht mehr esse? — „Weil ich keinen Hunger habe," entgegnete er. Die Königin war mit dieser Antwort zufrieden, aber mehrere Tischgenossen nicht; sie bemerkten, daß der junge Prinz auffallend blaß wurde, — eine Folge des starken Blutverlustes, — und äußerten ihre Besorgniß hierüber. Lebhaft bestürmte man ihn mit Bitten, die Tafel zu verlassen. Umsonst, Karl versicherte, daß ihm ganz wohl sey.

Endlich ward einer der aufwartenden Lakajen die umwundene Hand des Prinzen, die er sorgfältig unter den Tisch hielt so wie auch auf dem Boden Spuren von Blut gewahr. Er machte die Königin aufmerksam darauf. So wurde der Vorfall zum Glücke des gebissenen Prinzen entdeckt, und gleich dafür gesorgt, daß der Biß des Hundes nicht weiter böse Folgen hatte.

Karl würde sich für keinen Preis dazu verstanden haben, seinen treuen Hund zu verrathen, und als der Vorfall entdeckt war, bat er nur: dem guten Thiere nichts Leides zu thun und setzte hinzu: „Meine Unvorsichtigkeit ist allein Schuld; er hat gewiß nichts Böses im Sinne gehabt."

*

Bewahre dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus gehet das Leben. Sprichw. 4. 23. — Folge nicht deinen Gelüsten, und wende ab von deinem Willen. Sir. 18. 30. — Strebet hauptsächlich nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit. Matth. 6. 33. — Die Sünde herrsche nicht in euerem entstorbenen Leibe, so daß ihr in den Gelüsten desselben ihr Folge leistet. Röm. 6. 12. — Wenn ihr nach dem Fleische lebet, so seyd ihr todt; wenn ihr aber durch den Geist die Triebe des Leibes tödtet, so werdet ihr leben

Röm. 8. 13. — Die mit Christo verbunden sind, kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. — Galat. 5. 24. — Wer überwindet, soll mit weißen Kleidern geschmückt werden. Nie werde ich seinen Namen aus dem Buche des Lebens löschen; vor meinem Vater und seinen Engeln werde ich seinen Namen bekennen. Offenb. 3. 5.

Schwer ist der Kampf, denn nur errungen
Will jeder Preis der Tugend seyn;
Wer standhaft durch Gefahr gedrungen,
Wird sich des schönsten Lohnes freu'n.
Drum übe Dich, die böse Lust zu überwinden,
Und Du wirst dann gewiß die Siegespalme finden.

Siehe auch den Artikel Besserung.

Selbsterkenntniß.

Um ein wahrhaft guter Mensch zu werden, und in der Tugend und Vollkommenheit immer mehr zuzunehmen, ist nothwendig, daß jeder Mensch sich bemühe, sein Gemüth zu gewissen Zeiten von allen andern Neigungen abzuziehen und ernstlich über seinen inneren Zustand nachzudenken; insbesondere aber, daß er untersuche, ob er bisher seine Handlungen Gottes Gesetzen gemäß eingerichtet, und seine Fehler, Schwachheiten und Mängel zu verbessern sich bemüht habe. Dadurch wird er finden, welchen Werth er wirklich habe; diese demüthige Erkenntniß unserer Kräfte, Vorzüge und unserer Mängel am Verstande, am Willen und im Wandel ist Selbsterkenntniß. Ohne die Selbsterkenntniß ist keine wahre Selbstliebe, und keine standhafte Ausübung der Tugend möglich; ohne Selbsterkenntniß wird man nie vollkommen werden, sich zu viel von sich selbst einbilden, Andere verachten, und stolz werden. Je mehr man sich aber selbst kennt, um so eher kann man seine Fehler verbessern, sie nach und nach ablegen, und immer vollkommener werden. Wenn ihr daher, liebe Kinder, gute

und vollkommene Menſchen werden wollet, was auch euere Beſtimmung iſt, ſo gebet euch die Mühe, durch öfteres ernſtes Nachdenken über euch, über euere Vorzüge, Fehler und Mängel euch immer beſſer kennen zu lernen. Kein Tag, keine Stunde gehe euch vorüber ohne Prüfung euer ſelbſt. Verheimlichet euch ſelbſt die Quellen euerer Handlungen nie und fraget euch, ob ihr bisher aus Liebe zur Tugend aus Grundſätzen, oder aus andern Antrieben, aus Stolz, Eigennutz, Ehrgeitz dieſes thatet, jenes unterließet. Merket auf die Folgen euerer Handlungen; denn aus den Früchten erkennt man den Baum. Trauet euerm eigenen Urtheile nicht zu viel; viele Laſter nehmen oft die Farbe der Tugend an, und die Eigenliebe weiß manches Böſe zu beſchönigen. Ihr habt einen treuen, ewig wahren Freund in euerer Bruſt, der euch keinen euerer Fehler verſchweigt, bei jeder unedlen, niedern, eines Menſchen, dem Ebenbilde Gottes, unwürdigen Handlung warnt, euch Vorwürfe macht, und euere Sünden niederſchreibt für den Tag der Vergeltung. Höret die Stimme dieſes Freundes, eueres Gewiſſens; wenn ihr ſie erſticket, ſo erſticket ihr zugleich den Keim eueres Glückes. Trauet nicht dem Lobe der Schmeichler oder der Menge, die nur nach dem Scheine loben, ſondern höret die Stimme euerer Freunde und Lehrer, die euch beſſer kennen, ja ſelbſt euerer Feinde, welche gewöhnlich mit ſchärferen Augen, als ihr und andere, auf euere Fehler ſehen. Scheuet kein Hinderniß, keine Mühe, mit eueren Fähigkeiten, Vorzügen, Mängeln und Fehlern genau bekannt zu werden; nur dann, wenn ihr ſtrenge gegen euch ſeyd, und oft die frommen chriſtlichen Vorſätze vor Gott erneuert, werdet ihr gut, vollkommen, wahre Chriſten werden und bleiben. Darum rufet oft zu Gott, dem Herrn:

Hör' uns, Schöpfer, wenn wir hier auf Erden
Auf zu Dir um Selbſterkenntniß flehn;
Laſſe Tag in unſerm Innern werden,
Daß wir alle unſere Fehler ſeh'n.

1. Selbſterkenntniß iſt nothwendig, um ſich zu beſſern, um weiſe und tugendhaft zu werden.

Daß es die höchste Weisheit des irdischen Lebens sey, zu trachten, daß man sich selbst erkennen lerne, hierüber stimmten die tugendhaftesten und weisesten Männer aller Jahrhunderte in einhelligem Urtheile zusammen. Philemon ertheilte den weisen Rath: «Lerne es immer mehr einsehen, daß du ein Mensch bist; wenn du dieses stets überdenkst, so wirst du stets ein Mensch seyn.» Pythagoras lehrte: «Laß den Schlaf nicht in deine ermüdeten Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages geprüft hast. Frage dich: worin war ich heute nachlässig, was habe ich verrichtet, welche meiner Pflichten habe ich unerfüllt gelassen?» — Chilon, ein Weltweiser, pflegte unter den Lehren der Weisheit und Tugend, die er seinen Schülern vortrug, ihnen besonders oft die Erinnerung zu geben: «Seyd aufmerksam auf euch selbst.» — Sextius, ein Schüler des Pythagoras, war stets der Lehre seines Meisters eingedenk, und schlief keinen Abend ein, ohne sich zu fragen: von welchem Fehler hast du dich befreit? Welchem Laster hast du widerstanden? Worin bist du besser geworden?» Auch der ältere Cato, der so strenge nach den Vorschriften der Tugend, Gerechtigkeit und Mäßigkeit lebte, hielt es für eine heilige Pflicht, jeden Abend sich daran zu erinnern, was er den Tag hindurch gehört, gesagt und gethan hatte.

Kinder! Folget auch ihr schon in euerer Jugend dem Beispiele dieser weisen und tugendhaften Männer, und lernet euch selbst durchschauen; machet euch die höchste, schönste und wohlthätigste Weisheit des irdischen Lebens eigen, die Selbsterkenntniß.

Mark Aurel ward im Jahre 121 nach Christi Geburt geboren; Antonius Pius (der kindlich-fromme) hatte ihn an Kindesstatt angenommen. Er wußte gar wohl, daß kein Mensch wirklich tugendhaft werden könne, wenn er nicht frühe schon sich angewöhne, täglich Alles zu beobachten, was er dachte, that oder unterließ. Nur dadurch gelange man zur Selbsterkenntniß, die gleichsam als Grund jeder andern Tugend angesehen werden könne. Daher ließ Mark Aurel es sich recht angelegen seyn, alle Abende sich in die Einsamkeit zu begeben, um sorgfältig über sich nachzudenken, wie er den verflossenen Tag über gelebt

habe. Er führte hierüber ein eigenes Tagebuch, in welches er genau seine verübten Handlungen einschrieb. Vom 12ten Jahre bis zum letzten seines Lebens beobachtete er diese Ordnung pünktlich, und legte täglich strenge Rechenschaft über sich selbst ab; und dies verschaffte ihm die seltene Tugend der Selbsterkenntniß, und hob ihn auf eine hohe Stufe der Tugend. Er ward einer der besten römischen Kaiser, einer der edelsten Menschen, die jemals auf Erden waren, erfocht glänzende Siege, ward großmüthig gegen seine Feinde, erkrankte zu Sirmium, und starb daselbst im 59sten Jahre seines Alters und im 19ten seiner Regierung. Das Buch, in welchem seine Abendforschungen geschrieben sind, ist bis auf uns gekommen, und führt den Titel: Betrachtungen über sich selbst. Es finden sich Stellen darin, aus denen hervorgeht, wie groß die kindliche Liebe und Dankbarkeit Mark Aurels war. Er erinnerte sich an alles Gute, das er von seinem Großvater und seinen Aeltern gelernt, und sich eigen gemacht hatte. Von seinem Großvater Varus lernte er leutselig und nicht zornmüthig seyn; dem Nachrufe und Andenken an seinen Vater, den er durch den Tod so früh verlor, verdankte er eine bescheidene, männliche Gemüthsart; und von seiner Mutter lernte er fromm und freigebig seyn, sich nicht nur böser Handlungen, sondern auch aller bösen Gedanken enthalten, und mäßig leben. Dieses that er auch von seinem zehnten Lebensjahre an auf eine Weise, die manches zu weichliche und an das Wohlleben gewöhnte Kind beschämen muß. Er schlief auf bloßer Erde, aß des Tages nur einmal warme Speise, und theilte alle seine Stunden in die nützlichsten und wohlthätigsten Beschäftigungen aus. So machte er sich seine Studien-, Erforschungs- und Erholungs-Ordnung selbst, die er nie verletzte. «Immer, — so sagte er von sich selbst — findet der schwache Sterbliche etwas an sich, was ihm Anlaß zum Nachdenken, und einen Wink zur Verbesserung, einen Fingerzeig zur Vervollkommnung geben kann.»

2. Eulalie W**, die Tochter eines Beamten in S**, hat auf eine seltene Stufe der christlichen Vollkommenheit sich gehoben. Sie war in ihrer frühesten Jugend immer heiter und froh, in der innigsten Ueberzeugung, daß der fröhliche Genuß

des Guten, das uns der gütige Gott in unserm Leben schenkt, selbst ein Theil der ihm schuldigen Verehrung und Dankbarkeit sey. Sie hatte sich aber vorzüglich die Regel festgesetzt: alle Tage über sich nachzudenken, um sich selbst immer besser kennen zu lernen. Sie befließ sich auch einer außerordentlichen Sorgfalt und Strenge in der Prüfung ihrer Gedanken, inneren Regungen, Worte und Handlungen. Damit sie keinen Fehler übersehen möchte, fing sie schon in ihrem 11ten Lebensjahre ein Tagebuch zu schreiben an, in welches sie genau Alles schrieb, was sie alle Tage gedacht und gethan hatte. Man fand darin ihre Tugenden mit ihren Abwechselungen, so wie ihre Fehler mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkt; und dadurch kam Eulalie immer mehr zur Erkenntniß ihrer selbst, fand Alles, was an ihr zu verbessern war, und stärkte den Eifer in der sittlichen Vollkommenheit. Am Anfange ihres Tagebuches standen die Worte mit großen Buchstaben geschrieben: Lerne dich selbst kennen; und dann machte sie die Betrachtung über die Nothwendigkeit, seinen inneren sittlichen Zustand recht genau zu erforschen. „Wenn, sagte Eulalie, der Gärtner nicht recht sorgfältig in seinem Garten umher sieht, die zarten Pflanzen pflegt und schützt, das Unkraut aber mit emsiger Hand vertilgt; wenn er gleichgültig über den Zustand seines Gartens ist, so wird bald das wuchernde Unkraut die Oberhand gewinnen, und von ihm das Gute vollends noch erstickt werden. Darum will ich sorgfältig den Zustand meines Innern kennen lernen, die Quellen meiner Fehltritte aufsuchen, um sie dann verstopfen, und mit der Hülfe des lieben Gottes nach und nach alles Böse ablegen zu können.“

So kam es dann auch, daß dieses Mädchen von Jahr zu Jahr an innerem Werthe zunahm, eifrig im Gebete und der getreuesten Erfüllung aller ihrer Pflichten wurde, Religion über Alles hochschätzte, und in der Gnade Gottes und der Achtung aller Guten immer mehr wuchs. So sehr sie fremde Verdienste zu schätzen wußte, so demüthig dachte sie von den ihrigen. Sie beurtheilte immer sich selbst mit großer Strenge, Andere hingegen mit Nachsicht und Liebe. Schon als Jung-

frau von 16 Jahren zog sie die Aufmerksamkeit Aller durch ihre edle Gesinnung und ihren reinen Lebenswandel auf sich; sie behielt ihr Tagebuch bis in ihr späteres Alter bei, und fand in der Heirath eines sehr angesehenen, frommen Mannes eine schöne Versorgung. Oft sagte sie, wenn man von ihrer Tugend und hohen Sittlichkeit sprach: „dies habe ich meinem Tagebuche, und dem sorgfältigen Nachdenken über mich selbst zu verdanken.“

Wie viele Mädchen unserer Tage geben sich die Mühe, sich selbst zu erforschen, um das Böse abzulegen, das Gute immer getreuer und freudiger erfüllen zu können?

*

Die Weisheit des Klugen besteht darin, daß er auf seine Wege merket. Sprchw. 14. 8. — Warum siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, bemerkest aber den Balken in deinem eigenen Auge nicht? Matth. 7. 3. — Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung gerathet; der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Matth. 26. 41. — Prüfe jeder sich selbst; — denn wenn wir uns selbst richteten, so würden wir gewiß nicht gerichtet werden. I. Kor. 11. 28. und 31. — Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben stehet? Untersuchet euch selbst. II. Kor. 13. 5. — Prüfe Jeder sein eigenes Thun, dann wird er bei sich selber, und nicht gegen Andere seine Ehre finden. Galat. 6. 4.

Wer Alles weiß, und doch verborgen
Und unbekannt sich selbst noch bleibt;
Wie will der für sein Bestes sorgen,
Was ist, das den zur Beff'rung treibt?
Wer sich nicht selbst recht kennen lernt,
Bleibt von der Weisheit weit entfernt.

Selbstverläugnung.

Eine weise Liebe zu uns selbst ist freilich unsere Pflicht, die Stimme der Natur; allein wir haben auch die Pflicht, die

Forderungen der Selbstliebe einzuschränken, um höhere Zwecke oder das Wohl der Nächsten zu befördern; die sinnliche Selbstliebe soll der sittlichen immer untergeordnet seyn. Die Bereitwilligkeit, eher die liebste sinnliche Neigung in uns zu bekämpfen, und auf das größte sinnliche Gut Verzicht zu thun, als von der Pflicht abzuweichen, um desto eher höhere Zwecke und das Wohl der Nächsten zu befördern, heißt Selbstverläugnung. Sie besteht also darin, daß man alle seine Wünsche und Neigungen unterdrückt, und sich die Befriedigung derselben versagt, sobald sie der Liebe und Verehrung Gottes, der Liebe des Nächsten, der Beförderung des gemeinen Wohles, unserer Vervollkommnung im Guten und unserer wahren Glückseligkeit entgegen sind. Es ist zur christlichen Vollkommenheit nothwendig, sich selbst zu verläugnen, den Begierden und Lüsten zu entsagen; hiezu forderte uns der göttliche Erlöser Jesus Christus wiederholt auf. Waffnet euch daher, liebe Kinder, mit treuer Liebe zu Gott und weiser Liebe zu euch selbst, um immer über die sinnlichen Neigungen die Oberhand haben, um Gottes Ehre, euer und eurer Nebenmenschen Wohl desto sicherer befördern zu können.

1. Der gute Christ verläugnet sich selbst, um Anderen zu nützen und zu helfen, und scheuet manches Opfer nicht.

Der kleine Prinz Karl war der Sohn der Königin Anna von England und Georg's von Dännemark. Er verband mit einem für sein Alter ungewöhnlichen Scharfsinne und Beobachtungsgeiste die liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens. Leider aber hatte er einen ungemein schwächlichen Körper, und war daher vielen Unpäßlichkeiten unterworfen; allein sein edles Herz war dessen ungeachtet stark genug Opfer zu bringen, wenn es darauf ankam, Jemanden zu nützen.

Um den Prinzen in seinen kränklichen Umständen aufzuheitern, ließ man oft Kinder von seinem Alter zu ihm kommen. Ein solcher Knabe, Namens Warburti, von einem guten und fröhlichen Charakter, hatte die Gewogenheit des jungen Prinzen Karl durch seine Höflichkeit und Artigkeit vorzüglich zu gewinnen gewußt. Weil er aber sehr lebhaft

frau von 16 Jahren zog sie die Aufmerksamkeit Aller durch ihre edle Gesinnung und ihren reinen Lebenswandel auf sich; sie behielt ihr Tagebuch bis in ihr späteres Alter bei, und fand in der Heirath eines sehr angesehenen, frommen Mannes eine schöne Versorgung. Oft sagte sie, wenn man von ihrer Tugend und hohen Sittlichkeit sprach: „dies habe ich meinem Tagebuche, und dem sorgfältigen Nachdenken über mich selbst zu verdanken.“

Wie viele Mädchen unserer Tage geben sich die Mühe, sich selbst zu erforschen, um das Böse abzulegen, das Gute immer getreuer und freudiger erfüllen zu können?

*

Die Weisheit des Klugen besteht darin, daß er auf seine Wege merket. Sprchw. 14. 8. — Warum siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, bemerkest aber den Balken in deinem eigenen Auge nicht? Matth. 7. 3. — Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung gerathet; der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Matth. 26. 41. — Prüfe jeder sich selbst; — denn wenn wir uns selbst richteten, so würden wir gewiß nicht gerichtet werden. I. Kor. 11. 28. und 31. — Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben stehet? Untersuchet euch selbst. II. Kor. 13. 5. — Prüfe Jeder sein eigenes Thun, dann wird er bei sich selber, und nicht gegen Andere seine Ehre finden. Galat. 6. 4.

Wer Alles weiß, und doch verborgen
Und unbekannt sich selbst noch bleibt;
Wie will der für sein Bestes sorgen,
Was ist, das den zur Beff'rung treibt?
Wer sich nicht selbst recht kennen lernt,
Bleibt von der Weisheit weit entfernt.

Selbstverläugnung.

Eine weise Liebe zu uns selbst ist freilich unsere Pflicht, die Stimme der Natur; allein wir haben auch die Pflicht, die

Forderungen der Selbstliebe einzuschränken, um höhere Zwecke oder das Wohl der Nächsten zu befördern; die sinnliche Selbstliebe soll der sittlichen immer untergeordnet seyn. Die Bereitwilligkeit, eher die liebste sinnliche Neigung in uns zu bekämpfen, und auf das größte sinnliche Gut Verzicht zu thun, als von der Pflicht abzuweichen, um desto eher höhere Zwecke und das Wohl der Nächsten zu befördern, heißt Selbstverläugnung. Sie besteht also darin, daß man alle seine Wünsche und Neigungen unterdrückt, und sich die Befriedigung derselben versagt, sobald sie der Liebe und Verehrung Gottes, der Liebe des Nächsten, der Beförderung des gemeinen Wohles, unserer Vervollkommnung im Guten und unserer wahren Glückseligkeit entgegen sind. Es ist zur christlichen Vollkommenheit nothwendig, sich selbst zu verläugnen, den Begierden und Lüsten zu entsagen; hiezu forderte uns der göttliche Erlöser Jesus Christus wiederholt auf. Waffnet euch daher, liebe Kinder, mit treuer Liebe zu Gott und weiser Liebe zu euch selbst, um immer über die sinnlichen Neigungen die Oberhand haben, um Gottes Ehre, euer und eurer Nebenmenschen Wohl desto sicherer befördern zu können.

1. Der gute Christ verläugnet sich selbst, um Anderen zu nützen und zu helfen, und scheuet manches Opfer nicht.

Der kleine Prinz Karl war der Sohn der Königin Anna von England und Georg's von Dännemark. Er verband mit einem für sein Alter ungewöhnlichen Scharfsinne und Beobachtungsgeiste die liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens. Leider aber hatte er einen ungemein schwächlichen Körper, und war daher vielen Unpäßlichkeiten unterworfen; allein sein edles Herz war dessen ungeachtet stark genug Opfer zu bringen, wenn es darauf ankam, Jemanden zu nützen.

Um den Prinzen in seinen kränklichen Umständen aufzuheitern, ließ man oft Kinder von seinem Alter zu ihm kommen. Ein solcher Knabe, Namens Warburti, von einem guten und fröhlichen Charakter, hatte die Gewogenheit des jungen Prinzen Karl durch seine Höflichkeit und Artigkeit vorzüglich zu gewinnen gewußt. Weil er aber sehr lebhaft

und oft wild war, so geschah es zuweilen, daß er etwas im Zimmer umstieß und zerbrach.

Eines Tages lief Warburti sehr geschwind mit dem Prinzen, und indem er auf ihn fiel, machte er, daß dieser sich am Arme eines Lehnstuhles den Kopf beschädigte. Das Blut floß häufig herab. «Mein Gott!» rief der kleine Unbesonnene ganz in Thränen, — «was wird aus mir werden, wenn man erfährt, daß ich Sie hingestoßen habe!» Der liebenswürdige Prinz umarmte ihn, und sagte: „Sey nur ruhig, ich will sagen, ich wäre ausgeglitten, und will deiner gar nicht erwähnen!“ Karl wendete sich darauf zu einem alten Kammerdiener, welcher den Vorfall mit angesehen hatte, und sagte zu ihm: „Nehmet euch in Acht, meiner Mutter zu sagen, daß Warburti mich hingestoßen hat. Sein Vater würde ihn nur ausschelten, und das würde mir weit unangenehmer seyn, als das Uebel, das er mir zugefügt hat.“

Ein anderes Mal warf der kleine Unvorsichtige einen Tisch mit Porzellän um, welches größtentheils zerbrach. Die seltenen und vortrefflich gearbeiteten Gefäße hatten einen doppelten Werth, sie waren ein Geschenk des Herzogs von Sachsen, und stellten scharfsinnige Sinnsprüche und Darstellungen zum Lobe der Königin Anna vor. Der Sohn der Königin fühlte sogleich die Folge dieses Unglücks für seinen Freund Warburti, und suchte ihn aus einer so üblen Lage zu befreien. Er lief unverzüglich zu seiner Mutter, und sagte mit einer besonderen Rührung: „Ach! ich bin doch das ungeschickteste und unglücklichste Kind auf der Welt!“

„Nun, was ist denn geschehen?“ fragte ihn lebhaft seine Mutter.

„Ach, ich bin in Verzweiflung! Werden Sie mir es verzeihen, liebe Mutter?“ —

„Fürchte dich nicht, mein Sohn, und rede frey.“

„Ich habe im Laufen den Tisch von Ebenholz mit Ihren schönen Tassen umgeworfen.“

„Sie sind gewiß zerbrochen? —“

„Leider ja! —“

„Nun, mein Kind, du bist nicht Schuld daran; warum

willst du dich so sehr darüber betrüben? Warum mich betrüben? Bist du mir denn nicht lieber, als das Porzellän?»

Auf diese Weise hatte Karl seinen Jugendfreund aus einer angstvollen Lage gerettet. Allein, so sehr euch auch, liebe Kinder, dieses Beispiel gutmüthiger Selbstverläugnung aneifern muß, so ist es doch nicht nachahmungswürdig, daß Karl die Unwahrheit sagte. Nur die gute Absicht kann den Prinzen entschuldigen, aber nie rechtfertigen. Er hätte eben so gut auf eine andere Art seinen Freund retten können.

2. Drei Söhne reicher Aeltern hatten von ihrem Taschengelde eine für sie große Summe erspart. Sie entschlossen sich, mit diesem Gelde eine Reise zu ihrem Vergnügen zu machen, baten ihre Aeltern um Erlaubniß, und erhielten sie.

In Begleitung ihres Lehrers machten sie sich auf den Weg, und freuten sich schon zum Voraus, schöne Städte und merkwürdige Gegenstände zu sehen. Kaum aber hatten sie 2 Meilen von ihrem Vaterorte zurückgelegt, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden. Sie beeilten sich, dahin zu kommen, und fanden in einem nahen Dorfe die Bauern mit Löschung des Feuers beschäftigt, welches schon einige Häuser verzehrt hatte.

Die guten Jünglinge dachten zu edel und menschenfreundlich, als daß sie bloße Zuschauer hätten bleiben können. Sie halfen mit ihrem Lehrer nach besten Kräften, und das Feuer ward endlich gelöscht. Die Leute dankten den wackeren Jünglingen, und diese nahmen den Dank an; allein in ihrem Herzen war ein Entschluß gereift, den sie nun ausführen wollten. Schon während des Brandes sprachen sie, indem sie hörten, daß einige Familien durch diesen Brand sehr verunglückt seyen, daß es wohl besser seyn werde, wenn sie das zu einer Lustreise bestimmte Geld diesen Unglücklichen geben, sich selbst aber dieses Vergnügen zum Wohle Anderer versagen würden.

Nachdem die Leute gedankt hatten, sahen sie sich stillschweigend an, wurden unter sich eins, giengen zum Pfarrer des Ortes, und händigten ihm das zur Reise bestimmte Geld mit den Worten ein: «Wenden Sie diese Kleinigkeit zum Troste der armen Leute an, welche durch die Feuersbrunst gelitten haben.

Die Absicht unserer Reise ist erreicht, und wir können jetzt nach Hause zurückkehren. Wir wollten diese Summe zu unserem Vergnügen anwenden, und das ist nun geschehen.»

Die wackern Jünglinge verließen den gerührten Prediger, und kehrten mit den Segnungen der unterstützten Armen froh zurück.

3. Der Prinzessin von Orleans brachte eine Putzhändlerin zu einer Maskerade einige Dominos von verschiedener Arbeit und von verschiedenen Preisen, indem einige zwanzig, dreißig und vierzig Louisd'or kosten sollten. Eine unter diesen Fastnachts-Kleidungen war dabei, welche mit sehr vielem Geschmacke gemacht war, und für welchen die Putzhändlerin 50 Louisd'or forderte. Die Hofdamen und Kammerfrauen der Prinzessin fielen alle einstimmig mit ihrer Wahl auf diesen letztern Domino, und drangen in die Prinzessin, ihn zu wählen. Allein zur großen Verwunderung der Hofdamen wählte die Prinzessin einen von den schlechtesten zu 10 Louisd'or und sagte: «Auch dieser Anzug schickt sich für mich; die andern 40 Louisd'or sollen sogleich unter Arme ausgetheilt werden.»

4. Am persischen Hofe wurde der Sohn des Statthalters einer Provinz erzogen, und zeigte schon als Knabe in allen seinen Handlungen außerordentlichen Scharfsinn und viele Ueberlegung. Er war mit dem Sohne des Königs aufgewachsen, und zwischen beiden Knaben entspann sich das innigste Freundschaftsband, das selbst da noch fortdauerte, als der junge Prinz schon den Thron bestiegen hatte. Nun suchten aber die Hofbeamten, die den Jüngling in seinem Glücke beneideten, ihm verschiedene Schlingen zu legen, um sein Verderben herbeizuführen. Sie gaben sich alle Mühe, den Jüngling bei dem jungen Könige zu verdächtigen; allein es gelang ihnen nicht, weil der König von seiner Rechtschaffenheit zu sehr überzeugt war. Einst aber stellte er doch an seinen jugendlichen Freund und Vertrauten die Frage: „Was ist wohl die Ursache des Hasses, den meine Hofleute gegen dich haben? Er ist groß; könntest Du nicht machen, daß er aufhören würde?„

Der Jüngling erwiederte mit Ruhe: «Ich habe mich Deiner

Gewalt, o König, und Deiner Gnade bisher nur zum Glücke Deiner Unterthanen und zu Deinem Ruhme bedient; je mehr ich die Gunst Deines Volkes und Dein Herz gewann, desto mehr erregte ich den Haß und Neid meiner sogenannten Freunde und Bekannten. Ich weiß kein Mittel, sie wieder für mich zu gewinnen, als dies, daß ich die Bahn verlasse, auf der ich bis jetzt wandelte, und Dich bitte, mir Deine von mir so hochgeschätzte Freundschaft zu entziehen.» Gerührt von dieser edlen Denkungsart, von diesem großen Opfer, das der Jüngling durch seine Selbstverläugnung zu bringen willens war, erwiederte der König: "Fahre in deinem Wandel fort, und fürchte nichts. Die Sonne hört deswegen nicht auf zu scheinen, weil ihr Glanz die Augen der Nachtvögel blendet.»

5. Der Christ verläugnet sich selbst, um der Tugend getreu zu bleiben.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, nachher der große Churfürst genannt, wurde am 6ten Februar 1620 geboren. In seinem 14ten Jahre wurde er von seinem Vater, dem Churfürsten Georg Wilhelm, nach Holland geschickt, das von dem Schauplatze des dreißigjährigen Krieges und dessen Gefahren und Unruhen entfernt lag. Dies geschah auf Anstiften des ersten Ministers, Grafen von Sch**, der es mit dem österreichischen Kabinete redlicher meinte, als mit seinem Fürsten, und die brandenburgischen Staaten, über welche ohnehin alle Stürme des Unglückes, Krieg, Theurung und Pest, losbrachen, durch seine verderblichen Rathschläge ihrem gänzlichen Untergang nahe brachte. Er entfernte den Churprinzen, dessen Scharfblick er fürchtete, um ihm die Gelegenheit zu benehmen, sich von den Angelegenheiten seines Landes genauer zu unterrichten, und schickte ihn nach dem genußreichen Haag, als dem geschicktesten Orte, wo der junge feurige Prinz zu Ausschweifungen aller Art verleitet und an Geist und Körper vergiftet werden konnte. Als ein schwacher Fürst sollte er dann einst in seine Staaten zurückkehren, und so hoffte Graf Sch** auch ferner die Zügel der Herrschaft in seinen Händen zu behalten. Aber die göttliche Vorsehung wachte über ihren Liebling, und die abscheulichen Plane eines Ministers wurden vereitelt.

Kaum war der Prinz im Haag angekommen, als er auch der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung wurde. Die Vorzüge seines Geistes und sein einnehmendes Betragen erwarben ihm die Liebe und Hochachtung aller Edlen, die ihn näher kennen lernten; und sein Anstand, seine körperliche Schönheit machten ihn zum allgemeinen Günstling der glänzenden Zirkel des Haags. Wirklich schien auch der Prinz gegen so viele Lockungen nicht unempfindlich zu seyn. Aber er schien es nur; denn diese machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn. Wenn daher auch des Grafen Sch** Vertraute einmal dachten, den Prinzen gefesselt zu haben, und im Herzen über das Gelingen ihres Planes triumphirten, so sahen sie sich doch nur zu bald eben so weit, wie vorher, von dem Ziele ihrer Wünsche entfernt. Sie wünschten nichts mehr, als daß der Prinz nur einmal der Tugend untreu werden möchte, dann hofften sie gewonnen Spiel zu haben. Aber die edlen und weisen Führer des Prinzen, Leuchtmar, Schulenburg und Müller, denen diese Versuchungs-Plane nicht entgingen, arbeiteten ihnen im Stillen mit solchem Nachdrucke entgegen, daß es jenen nicht gelang, die vorzüglich guten Grundsätze des Prinzen zu untergraben.

Im Jahre 1637 war von ihnen ein neuer Plan angelegt worden, der an einem bestimmten Tage zur Ausführung gebracht werden sollte. Der Churprinz, der nichts weniger als solche Abscheulichkeit vermuthete, war an diesem Tage eben im Begriffe, sich in den Zirkel seiner und seines Vaterlandes Feinde zu begeben, als seine Begleiter, die von Allem unterrichtet waren, zu ihm kamen, und ihn sehr dringend baten, diese Gesellschaft nicht zu besuchen. Da sie, um die Ruhe des Prinzen nicht zu stören, ihm die eigentliche Ursache, die sie zu dieser Bitte bewog, verschwiegen und er ihre Gründe nicht stark genug fand, so wollte er sich von ihnen nicht zurückhalten lassen. Und nun sahen sie sich genöthiget, ihm das ganze Geheimniß zu enthüllen. Kaum hatte aber der Prinz das ganze Gewebe der Bosheit durchschaut, als er auch sogleich im höchsten Unwillen aufstand, indem er ausrief: „Ich bin es meinem Vater, meiner Mutter, meiner

Ehre und meinem Vaterlande schuldig, daß ich augenblicklich den Haag verlasse.“ Zwar wollten seine Begleiter diesen raschen Entschluß nicht ganz billigen; sie fanden bloß eine größere Vorsicht, nicht aber eine Abreise nöthig; aber der achtzehnjährige Prinz beharrte mit männlichem Muthe bei seinem Entschlusse, und war dadurch für die ganze Folgezeit der Tugend gewonnen. Er nahm sogleich überall, wo es nöthig war, Abschied, und verließ am folgenden Tage den Haag. Seine schnelle Abreise erregte freilich großes Aufsehen. Die edlen Männer, die er seines Umgangs gewürdiget hatte, bedauerten herzlich seinen Verlust; die glänzenden Zirkel, deren Seele er gewesen war, vermißten ihn höchst ungern, und die Ränkemacher ärgerten sich, daß ihnen so mit einemmale alle ihre Hoffnungen vernichtet waren. Wohl ahneten Letztere, woher ihnen der Streich kam; da sie sich aber nicht rächen konnten, so waren sie klug genug zu schweigen.

Friedrich Wilhelm begab sich in das Lager des Prinzen Heinrich von Oranien vor Breda. Dieser wunderte sich sehr über den unerwarteten Besuch. Als ihm aber Leuchtmar die Ursache entdeckte, brach er, entzückt über solche Selbstverläugnung und Seelenstärke, in die Worte aus: „Solche Flucht ist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobere!“ Und zu dem Churprinzen sagte er, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte: «Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet mehr thun; wer sich selbst besiegen kann, der ist großer Unternehmungen fähig.» Diese Worte gingen auch in der Folge herrlich in Erfüllung. Friedrich Wilhelm wurde ein ausgezeichneter Fürst, starb am 29. April 1688 zu Potsdam im 69sten Lebensjahre, und hinterließ seinem Sohne, Friedrich III., ein bedeutend vergrößertes und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thaler, und ein geübtes Heer von 28,000 Mann.

Was wäre wohl aus diesem vortrefflichen Prinzen geworden, wenn er den sinnlichen Lockungen gefolgt wäre, und sich nicht selbst verläugnet hätte?

6. Prinz Heinrich von Preußen wurde plötzlich von einer Krankheit befallen, die eben so schmerzlich als grau-

senvoll ist; er bekam die Pocken. Da er keine Furcht kannte, so fürchtete er sich auch vor den Pocken nicht, ungeachtet er wußte, welch schreckliche Verwüstungen sie kurze Zeit vorher angerichtet hatten, und ungeachtet des allgemeinen Schauders vor dieser Krankheit. Zum erstaunen war es, mit welcher Menschenfreundlichkeit dieser Prinz in seiner Krankheit sich benahm, und welche Selbstverläugnung er zeigte. Sobald ihn die Aerzte das Uebel kennen gelernt hatten, wovon er befallen war, untersagte er allen denjenigen seiner Leute, welche die Pocken noch nicht gehabt hatten, den Zutritt zu seiner Person, selbst einem seiner Kammerdiener. Er sagte: „Wenn man wünscht, daß ich ruhig seyn soll, so lasse man mich die Gefahr allein überstehen, ohne mich der Besorgniß auszusetzen, sie noch Andern mitzutheilen.»

Einer der Flügeladjutanten des Königs, der die Blattern noch nicht gehabt hatte, bot sich an, bei dem Kranken zu wachen. Der Prinz wies ihn zurück, indem er sagte: «Ich will nicht, daß sich Jemand um meinetwegen in Gefahr setze.» So fürchtete er nur für Andere, der eigenen Gefahr aber setzte er einen unerschütterlichen Muth entgegen. Diese großmüthige Denkungsart, diese Menschlichkeit, die erste der Tugenden, war sein eigenthümlicher Schmuck bis in den Tod. Geduldig ertrug er seine Schmerzen; unerschrocken blickte er dem Tode entgegen; heldenmüthig erlitt er den letzten Streich.

So bewies dieser Prinz eine edle Selbstverläugnung dadurch, daß er bei der ansteckenden Krankheit, von welcher er befallen war, lieber weniger Bedienung haben, als Gefahr laufen wollte, auch Andere unglücklich zu machen.

*

Folge nicht deinen bösen Lüsten, und wende dich von deinem Willen. Sir. 18. 30. — Will dich dein rechtes Auge zum Bösen verführen, so reiß es aus, und wirf es von dir; denn es ist besser, daß Eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Körper in die Hölle geworfen werde. Matth. 5. 29. — Wenn Jemand mir nachkommen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir

nach. Matth. 16. 24. — Wandelt im Geiſte, ſo werdet ihr die Gelüſte des Fleiſches nicht vollbringen. Gal. 5. 16. — Entſaget den Lüſten der Welt, lebet ſittſam, gerecht und gottesfürchtig in dieſer Welt. Tit. 2. 12. — Jeder, der zu Gottes Kinder gehört, überwindet die Welt; und eben dieſer Welt überwindende Sieg iſt unſer Glaube. I. Joh. 5. 4.

Die Tugend ſoll der Macht der Sinnen,
Der böſen Luſt und Eitelkeit,
Der Siege ſchwerſten abgewinnen,
Ein großer, aber edler Streit!
Willſt du der Sittlichkeit den Sieg erringen,
Durch Selbſtverläugnung wird es dir gelingen.

(Siehe auch den Artikel Edelmuth.)

Sparſamkeit.

Um ſich das Leben zu erhalten, iſt es Pflicht, ſich zeitliche Güter zu erwerben: allein damit iſt auch zugleich die Pflicht verbunden, ſeine Ausgaben einzuſchränken, alle unnöthigen zu vermeiden, um das Seinige zu erhalten, und daſſelbe weiſe und zu vernünftigen, beſſern Zwecken zu verwenden. Dieſes Beſtreben nennt man Sparſamkeit. Sie muß dadurch ſich zeigen, daß man ſeine Bedürfniſſe ſo viel möglich verringert, und die Befriedigung derſelben nach dem Verhältniſſe ſeiner Einnahmen einſchränket, daß man alſo nicht mehr ausgiebt, als man einnimmt, ſogar immer noch etwas für die Zukunft und beſondere Fälle vorräthig hat; der Sparſame ſucht durch Fleiß, Ordnung und Klugheit die Einnahme zu vergrößern, und giebt nichts zu ſeinem Vergnügen oder für Bequemlichkeiten des Lebens aus, wenn er noch für etwas höheres, beſſeres zu ſorgen hat, z. B. Unterſtützung der Armen, Bezahlung der Schulden, u. dgl. Doch hüte ſich der Sparſame, daß ſeine Begierde nach dem Beſitze irdiſcher Güter nicht unordentlich und unerſättlich werde, und in Geiz ausarte. Jener iſt nicht geizig, ſondern nur ſparſam zu nennen, der

das Seinige zu Rathe hält, nichts Nützliches verderben läßt, unnöthigen Aufwand vermeidet, und durch anständige und erlaubte Mittel seine irdischen Güter vermehrt, nicht, um sie bloß zu besitzen, sondern um sie nützlich zu verwenden. Wenig bedürfen ist wirklicher Reichthum. Durch Sparsamkeit setzt man sich in den Stand, mehr wirken und leisten zu können; wir setzen uns in den Stand, mehrere Pflichten, besonders jene der Wohlthätigkeit zu erfüllen, befördern unsere Ruhe und Zufriedenheit, und erwerben die Achtung und Liebe unserer Mitmenschen. Darum lernet schon in früher Jugend sparsam seyn, und denket oft an den Spruch:

Du mußt nicht geizig seyn,
Doch mußt du weislich sparen,
Um einst in Noth und in Gefahren
Dich eig'ner Hülfe zu erfreu'n.

1. Sparsamkeit und Fleiß sind die besten Mittel, etwas zu erwerben, und schützen vor künftigem Mangel.

Antonia und Justina L** waren die Töchter eines Bürgers von B**, einem kleinen Städtchen in Würtemberg, welcher früher als Wachszieher sein Brod ehrlich verdiente, aber diese Profession niederlegte, als sie nicht mehr erträglich war, und weil er gut lesen, schreiben und rechnen konnte, als Schreiber auf dem Rathhause seinen Unterhalt zu verdienen suchte. Er war ein sehr frommer und rechtschaffener Mann, welcher, weil er wenig Vermögen besaß, seinen Kindern als Kapital eine gute Erziehung zu geben suchte. Besonders hielt er sie zur Arbeitsamkeit an, und sie mußten alle häuslichen Geschäfte, in Küche, Keller, Boden und Garten, auf das Genaueste verrichten. Er ermunterte sie, mit Allem wohl zu Rathe zu gehen, unnöthigen Aufwand zu vermeiden, mit welchem schon manche Familie sich zu Grunde gerichtet hat, und alles nützlich zu verwenden. „Wenn man Gold und Silber verthut, muß man zuletzt das Eisen ergreifen," sagte er. „Wer Sparsamkeit, die Mutter, begehrt, dem wird der Reichthum, die Tochter, beschert. Wer nicht sparet zur rech-

ten Zeit, der darbet zur Unzeit.“ Durch solche und ähnliche Sprüche ermunterte der gute Vater seine Töchter zur weisen Sparsamkeit; und wirklich zeichneten diese beiden Mädchen sich auch durch außerordentlichen Fleiß und häuslichen Sinn aus. Sie boten sich treulich die Hand bei allen Hausarbeiten, spannen, strickten, nähten unermüdet, benützten sonst unscheinbare Kleinigkeiten zum Besten des Hauswesens, und waren recht emsige Haushälterinnen des Vaters. Besonders hüteten sie sich vor allen unnöthigen Ausgaben für Kleiderputz und Tändeleien, wofür viele Mädchen so vieles Geld verschwenden, welches sie wohl für etwas Besseres verwenden könnten. Sie waren mit einer anständigen bürgerlichen Kleidung zufrieden, äfften nicht alle neuen Moden nach, sondern hielten mehr auf Reinlichkeit, und einen Nothpfenning.

Diese ihre Sparsamkeit kam ihnen sehr wohl zu statten. Sie legten manchen Gulden, den sie für Stricken, Nähen und Sticken verdienten, beiseite, jedoch nicht ohne ihres Vaters Vorwissen, und hatten bereits ein kleines Kapital angelegt, als ihr Vater plötzlich am Schlagflusse starb. Die guten Kinder, von welchen das älteste kaum 17 Jahre alt war, waren zwar in einer traurigen Lage; aber ihr religiöser Glaube gab ihnen Muth, auch als Waisen die Wege der Gottesfurcht und Tugend zu wandeln, und sich nur um so enger an den allgemeinen Vater anzuschließen, der Keinen verläßt, welcher ihn liebt, seine Gebote erfüllt, und zu ihm in der Noth ruft. Sie nahmen eine kleine Summe von ihrem ersparten Kapital, legten einen kleinen Handel mit Specereien, Flachs und Leinwand an, waren ehrlich und redlich im Handel, zugleich fleißig und sparsam, und ernährten sich nicht nur ehrlich, sondern Gott segnete sie so sehr, daß sie alle Tage vermöglicher wurden, und ihre Geschäfte erweitern konnten. In wenigen Jahren hatten die braven Schwestern sich ein ordentliches Vermögen erspart, und die ältere heirathete in der Folge einen wackeren und angesehenen Bürger; die jüngere aber trieb den Handel fort, und hatte bei ihrem Tode den Kindern ihrer Schwester ein Vermögen von 10,000 fl. hinterlassen. So hatten also diese zwei Schwestern durch Fleiß und Sparsam-

keit sich nicht nur vor Mangel geschützt, sondern selbst wohlhabend gemacht.

2. Sparsamkeit setzt in den Stand, Andern desto mehr Gutes zu erweisen, und wegen Werken der Wohlthätigkeit nicht in Verlegenheit zu kommen.

Ein armer Landmann, aus der Gegend von Amboise (Amboas), hinterließ bei seinem Tode eine Frau und vier kleine Kinder im Elende. Die Frau wurde bald darauf auch krank, und folgte ihrem Manne ins Grab. Die Familie versammelte sich, und vertheilte die drei ältesten Kinder unter sich; mit dem vierten aber, das erst 4 Monate alt war, wollte sich Niemand belästigen.

Während dieser Streitigkeiten ordnete man einen Verwandten in das Schloß ab, um den Erzieher des jungen Montbrisson um Rath zu fragen. „Ich sehe," antwortete der Erzieher, welcher ein Geistlicher war, — „kein anderes Mittel, als den kleinen Unglücklichen in eine fromme Stiftung, oder in ein Findelhaus zu schicken." Diese Entscheidung hörte der junge zwölfjährige Montbrisson, und war darüber sehr betrübt. Er hatte immer die von seinem Vater erhaltenen Taschengelder sorgfältig zusammengespart, in der edlen Absicht, mit denselben Gutes zu stiften. Auf einmal rief er nun mit voller Seele: «Ich nehme mich dieses Kindes an!» Vergebens stellte ihm sein Erzieher vor, daß er zu wenig Geld habe, und sein Vater ohnehin schon genug Unglückliche ernähre.

«Wie!» fuhr der junge Montbrisson fort, „dieser dürftige Landmann, der kaum seine schwache Mutter zu erhalten im Stande ist, belastet sich mit einem dieser Waisen, und ich, der Sohn eines reichen Vaters, sollte nicht ein Gleiches thun? Gerne will ich meine kleinen Vergnügen aufopfern, um den Kleinen zu erhalten; was ich erspart habe, will ich zu seinem Wohle verwenden; und ist er dann einmal erwachsen, so muß er für sich selbst sorgen."

Sogleich stand der junge Montbrisson auf, und eilte in die Hütte, wo der Waise lag, der ihm ahnend seine kleinen Händchen entgegen streckte. Er erklärte, für denselben sorgen

zu wollen, ließ eine gute Amme aufſuchen, und beſtritt aus ſeiner Sparbüchſe ihren Lohn und alle die kleinen Ausgaben für ſeinen lieben kleinen Pflegeſohn, wie er ihn nannte, bis er im ſiebenten Jahre an den Blattern ſtarb.

3. Sparſamkeit und ein reger Eifer für gute und wohlthätige Zwecke vermögen vieles, ſelbſt bei geringen eigenen Mitteln, und lohnen herrlich durch das Gelingen derſelben.

Auf dem Arlberge, welcher Tyrol von dem Vorarlbergiſchen trennt, machen oft die Flug- und Schneewinde des Wanderes Schritte nicht bloß unſicher, ſondern verurſachen auch ſtechenden körperlichen Schmerz. Es giebt viele Klüfte, die von Schnee bedeckt ſind, in welche man, da ſie täuſchende Ebenen bilden, leicht hinunterſtürzen und zu Grunde gehen kann. Das Schickſal ſolcher Unglücklichen, welche auf den unwegſamen Pfaden fielen, rührte ſchon in grauer Vorzeit ein kindliches Gemüth; ein armer Knabe ſtiftete ein Denkmal, welches eben ſo ſehr ſeine hohe Menſchenliebe beurkundet, als auch darthut, wie Vieles und Großes reger Fleiß, Eifer für das Gute mit weiſer Sparſamkeit verbunden, wirken könne.

Heinrich, ein Findelkind und frommer Knabe, war es, der im Jahre 1386 die St. Chriſtophs-Bruderſchaft am Arlberge ſtiftete; der Zweck dieſer Anſtalt war nur die Rettung Unglücklicher. Rührend iſt es, den Anfang zu betrachten; er war unbedeutend: aber der fromme Menſch ſcheuet kein Opfer, keine Mühe, ſein Werk zu vollenden. Höret, wie jener Knabe den Urſprung der Sache ſelbſt einfach erzählt.

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Mayer von Kempten. Er verdarb Bürgſchaft halber, und hatte neun Kinder; ich Heinrich Findelkind war das zehnte. Da wies er uns zur Hälfte fort, daß wir in Dienſte gehen ſollten. Da kam ich zu zwei Prieſtern, die wollten gen Rom ziehen; mit dieſen gieng ich über den Arlberg, und kam zu Jaklein über den Rhein. Da ſprach Jaklein: «Wo wollt Ihr mit dem Knaben hin? — Da ſprachen die Herren: „er iſt zu uns gekommen auf dem Feld.“ Da ſprach Jakel: «Wollt Ihr ihn hier laſſen, daß er uns das Vieh hütet?» Da ſprachen ſie:

„was er thut das ist uns lieb!“ Da dingten sie mich, und gaben mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bei dem sogenannten Jaklein zehn Jahre, gieng mit ihm zur Kirche im Winter, und trug ihm das Schwerdt nach. Da brachte man viele Leute, die da waren auf dem Arlberge im Schnee verdorben, denen hatten die Vögel die Angen aus- und die Kehle abgefressen. Das erbarmte mich, Heinrich Findelkind, so schmerzlich. Da hatte ich 15 Gulden verdient mit dem Hirtenstab und zusammengespart; da ruft ich und sprach: ob Jemand wollte nehmen diese 15 Gulden, und einen Anfang wollt' anheben auf dem Arlberg, daß die Leute nicht also verdürben; das wollte Niemand thun. Da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülfe, und den lieben Herrn, der ein großer Nothhelfer ist, St. Christophen, und fieng an mit den 15 Gulden, die ich mit dem Hirtenstab vom Jakelein über dem Rhein verdient hatte, und rettete im ersten Winter sieben Menschen das Leben mit dem heiligen Almosen. Seit damals haben mir Gott und ehrbare Leute geholfen in den 7 Jahren, als ich und meine Helfer haben Lebenshülfe geleistet fünfzig Menschen, und den Anfang hub ich an im Jahre der Welt 1386 am Tage Johannes des Täufers.“

Der wackere Jüngling wußte, daß seine kleine Gabe, so rein dargebracht, reichliche Zinse bringen würde. Was edle Menschen ihm zu seiner Anstalt schenkten, hob er sorgsam auf, sparte sich selbst manches ab, und lebte einzig nur dafür, die Rettungsanstalt auf dem Arlberge immer mehr auszudehnen. Gott segnete sein menschenfreundliches Unternehmen. Leopold der Stolze, Herzog von Oesterreich, gab ihm am 27sten Dezember 1386 einen Lob- und Freiheitsbrief zu seinem schönen Zweck, auf der Höhe des Arlberges, wo es für dienlich geachtet wurde, ein Haus zu bauen. Nun sprach der unermüdete Heinrich auch fremde Herzen in entfernteren Gegenden an; von 1386 bis 1414 zog er durch ganz Deutschland, von der Brente bis zur Ems, durch Böhmen, Ungarn, Polen, Kroatien, und sammelte Beiträge. Des Jünglings offener, einfältiger Sinn rührte die Gemüther, die Unterstützung ward reichlich, die rettende Bruderschaft gegründet. Da verfolgte von nun an der einsame Wanderer ruhiger den gefahrvollen Pfad, und Heinrich, das

Findelkind, ward ein gefeierter Name, gleich als wäre es der Schutzheilige des Arlberges.

*

Läſſige Hand macht arm; aber der Fleißigen Hand macht reich. Sprchw. 10. 4. — Reichthum wird wenig, wo man ihn vergeudet; was man aber zuſammen hält, das wird groß. Sprchw. 13. 11. — Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll. Sprchw. 24. 4. — Wer ein Geringes nicht zu Rathe hält, der nimmt nach und nach ab. Sir. 19. 1. — Jeſus ſprach: Sammelt die übrigen Stücke, daß nichts umkomme. Joh. 6. 12. — Hütet euch vor der Habſucht; denn bei allem Ueberfluſſe iſt doch Keiner durch ſeine Habe des Lebens gewiß. Luk. 12. 15. — Kein Geiziger wird Erbe des ewigen Lebens werden. I. Kor. 6. 10.

Stets ſuche, was dein Fleiß gewinnt,
Und was oft ſchnell und leicht zerrinnt,
Mit Sorgfalt zu bewahren;
Du weißt es ja, die Folgezeit
Bringt oft auch Noth und Dürftigkeit,
Und Krankheit und Gefahren!

(Siehe auch den Artikel Häuslichkeit.)

Talente.

Es hat die gütige Vorſehung unzählige Kräfte in eueren Körperbau und Geiſt gelegt; allein ihr werdet von dieſen Fähigkeiten und Kräften keinen Vortheil ziehen, wenn ihr ſie zu jenen Abſichten nicht verwendet, zu denen ihr aufgelegt und berufen ſeyd. Anwenden, erhöhen, ſtärken ſollt ihr dieſe Kräfte und Fähigkeiten, dieſe Talente, die einzelnen ausgezeichneten Fertigkeiten des Erkenntnißvermögens, durch ſie ſollt ihr der menſchlichen Geſellſchaft, deren Glieder ihr ſeyd, nützlich zu werden, und die Hülfe und Vortheile, die ihr von derſelben täglich genießet, wieder zu vergelten ſuchen; darum theilt der liebe

Gott die Talente aus; nützlich zu werden suchen, ist des Schöpfers heiliger Wille. O lasset die von ihm euch verliehenen Kräfte und Talente nicht ungenützt in euch schlummern; seyd thätig, und sehet nicht so fast darauf, wie viele Talente er euch gab, als vielmehr, wie thätig ihr sie verwendet. Lernt die weise Einrichtung der göttlichen Vorsehung kennen, welche die Gaben und Talente verschieden ausgetheilt hat; danket für das, was ihr empfienget, lernet euere Kräfte kennen, und sie weise für euch und Andere anwenden, nach den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft und des Christenthums. Verliehret den Muth nicht, wenn auch große Hindernisse euch in den Weg treten, und ihr durch euere Kenntnisse und Thätigkeit nicht erreichet, was ihr zu erreichen suchet. Es ist schon an sich selbst ein stärkender, beruhigender Gedanke: gethan zu haben, was man vermochte. Beweiset einen anhaltenden Ernst in dem, was ihr zu lernen oder zu thun, und wozu ihr Talente habet, und vollendet mit muthiger Entschlossenheit das, was ihr angefangen habet. Wer etwas in der Welt werden und einst sein Brod ehrlich verdienen will, dem ist die rastlose und weise Verwendung seiner Talente unentbehrlich. Wer sie wohl benützt und mit ihnen haushält, wird sein Fortkommen sicher finden, wer hingegen das vom Schöpfer ihm verliehene Talent unbenützt läßt und vergräbt, wird zu Grunde gehen, und einst vor dem gerechten Richter nicht bestehen.

Wendet nun eueren Blick auf das Leben solcher jugendlichen Seelen, die vom gütigen Schöpfer Talente in besonderem Maaße erhielten, aber auch die geringeren, wie die grossen, mit rastlosem Eifer benützten, und dadurch sich selbst und Anderen Segen bereiteten, und lasset euch dadurch aufmuntern, auch in ihre Fußtapfen zu treten.

1. Talente müssen gut angewendet werden zur Erlangung von Kenntnissen, und können oft aus armen und niedern Personen große und hohe Männer bilden.

Anton Magliabecchi war zu Florenz am 28ten Oktober 1633 geboren. Seine Aeltern waren sehr geringen Standes und so arm, daß sie sich freuten, ihn bei einem

Obsthändler in Dienste zu bringen. Er hatte noch nicht Lesen gelernt; dennoch ergötzte er sich beständig mit Durchsuchung der Blätter alter Bücher, welche sein Herr zum Zerreissen in seiner Bude hatte. Ein in der Nachbarschaft wohnender Buchhändler, welcher dieß oft bemerkt hatte, und wußte, daß der Knabe nicht lesen konnte, fragte ihn einstmals, warum er das gedruckte Papier so begierig und aufmerksam betrachte? Der Knabe gab ihm darauf zur Antwort: «er wisse es nicht zu sagen; nichts in der Welt mache ihm mehr Freude, als dieß; er sey,» setzte er hinzu, «mit seinem Berufe sehr unzufrieden, und würde sich glücklich schätzen, wenn er bei ihm, der immer so viele Bücher in der Hand hätte, in Dienste kommen könnte.» Der Buchhändler erstaunte, gewann aber den jungen Menschen lieb, und sagte ihm endlich, daß er wohl Lust hätte, ihn in seinen Laden zu nehmen, wenn nur sein Herr ihn von sich lassen wolle. Magliabecchi dankte ihm mit Thränen der Freude, und glaubte, das größte Glück erlangt zu haben, als sein Herr, auf des Buchhändlers Ansuchen, ihm erlaubte, hinzugehen, wohin er wolle. Nachdem er lesen gelernt hatte, war er unermüdet seine Talente gut zu verwenden, und sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen. Mit dem größten Eifer legte er sich auf die Erlernung der gelehrten Sprachen. Sein außerordentliches Gedächtniß war ihm hiebei sehr förderlich; denn er konnte nicht allein die Sprachen, die er gelesen hatte, sondern auch alle Worte leicht behalten. Um die Stärke seines Gedächtnisses zu prüfen, lieh ihm einst ein Gelehrter, welcher seine Abhandlung zum Drucke fertig hatte, seine Handschrift. Einige Zeit darauf, da der Verfasser dieselbe zurückerhalten hätte, kam er mit einem traurigen Gesichte wieder zu Magliabecchi, und erzählte ihm einen erdichteten Zufall, wodurch das Manuskript verloren gegangen seyn sollte. Er bat ihn, das, was er sich noch daraus erinnere, zu Papiere zu bringen. Magliabecchi versprach es, und schrieb den ganzen Inhalt wieder auf, ohne ein einziges Wort zu verfehlen. So weit kann man es bringen, wenn man in früher Jugend sein Gedächtniß zu üben und zu stärken sucht.

Bei einem eisernen Fleiß und einem ungeheueren Gedächtniß erwarb sich Magliabecchi in kurzer Zeit eine Masse von Kenntnissen, welche ihn allgemein berühmt machten. Der Großherzog, Cosmus III., hörte von ihm, und ernannte ihn zum Bibliothekar an der von ihm errichtete Bibliothek. Dieser Posten entsprach seinen Neigungen, Kenntnissen und Talenten völlig; er befriedigte seine Lesebegierde, und erlangte eine erstaunliche Gelehrsamkeit und Bücherkenntniß. Er kannte nicht allein in allen Materien die Schriftsteller, sondern wußte auch in dem Buche, das von einer Sache handelte, die Worte, ja oft die Zahl der Seite, wo sie standen, anzuführen. Die Gelehrten zogen ihn daher fleißig zu Rathe, und einer seiner Freunde pflegte seinen Kopf ein Register von Titeln und Materien der Bücher zu nennen. Er war auch ausserordentlich bereitwillig, sowohl Einheimischen als Fremden mit den Schätzen seiner eigenen beträchtlichen und der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen. Mit seiner Lage innig zufrieden beschloß er sein Leben am 14. Julius 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die stete Treue, welche er durch sein ganzes Leben den Großherzogen bewiesen hatte, besiegelte er noch nach seinem Tode in einem Vermächtnisse, durch welches er ihnen nicht nur seine eigene, sehr schätzbare Bibliothek, sondern auch sein ganzes in ihrem Dienste erworbenes Vermögen zuwendete.

2. Alexander Pope war zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholischen Glaubens, kauften und bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Gut zu Viefield in Windsor-Forest. Pope war von Kindheit an sehr zart und schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Aus seiner Jugendgeschichte sieht man recht augenscheinlich, wie schnell ein junger Mensch, wenn er Kopf und Fleiß anwendet, von einer Vollkommenheit zur andern fortschreitet. Bis zu seinem achten Jahre blieb er zu Hause; dann kam er unter die Aufsicht eines Geistlichen, Namens Taverner, der ihn in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtete. Er faßte die Grundsätze beider Sprachen mit großer Leichtigkeit, ja er fühlte sogar schon etwas von den Schönheiten der Schriftsteller, die ihm zur Erlernung

dieſer Sprachen in die Hände gegeben wurden. Um dieſe Zeit lernte er eine engliſche Ueberſetzung des Homer und der Verwandlungen Ovids kennen; dieſe Verſe entzückten ihn, und die Geſchichte, welche den Inhalt des Homer'ſchen Heldengedichtes ausmachte, rührte den neunjährigen Knaben ſo ſehr, daß die Ueberſetzung davon, ſo hart und geſchmacklos ſie auch iſt, ſeine Lieblingslectüre wurde. Auch von der engliſchen Ueberſetzung des Ovids wurde er ſo entzückt, daß, wie er ſelbſt bemerkte, der Eindruck davon in ſeinem ganzen Leben unauslöſchlich blieb. Er kam ſodann auf höhere Schulen. In Hydepark-corner beſuchte er einmal das Theater, und der Eindruck, den daſſelbe auf ihn machte, war auſſerordentlich; mit aller Macht erwachte hier ſeine Vorliebe für Dichtkunſt. Er wagte den Verſuch, ein Theaterſtück zu dichten, und führte es mit ſeinen Mitſchülern auf. In ſeinem zwölften Jahre mußte er mit ſeinen Aeltern auf das Land gehen; und hier entſchloß er ſich, da er bey ſeinem dortigen Lehrer nicht genug Aufmunterung zum Fortgang in den Wiſſenſchaften fand, ſein eigener Lehrer zu werden. Er benützte den ländlichen Aufenthalt dazu, ſeinen Durſt nach wiſſenſchaftlicher Bildung zu ſtillen, und beſonders ſeine dichteriſchen Talente mehr zu üben und auszubilden. Das Leſen der engliſchen Dichter war ſeine angenehmſte Beſchäftigung. Er hatte mehrere Dichter ſchon geleſen, als ihm Drydens poetiſche Geſchichten bekannt wurden. Dieſer Dichter, deſſen Genie mit dem ſeinigen verwandt zu ſeyn ſchien, entzückte ihn ſo ſehr, daß er nicht eher ruhte, als bis er ihn von Perſon kennen gelernt hatte. Voll von Begeiſterung, die ihm dieſes Dichters Anblick eingeflößt hatte, ſtudirte er nun die Werke deſſelben, um ihm in der Stärke der Gedanken, im reineren Versbaue und in dem edlen Ausdrucke näher zu kommen. Eben ſo wenig unterließ er aber, ſich durch die Meiſterſtücke der Griechen und Römer noch mehr zu bilden, ſo daß er in ſeinem fünfzehnten Jahre die meiſten Schriftſteller des Alterthums nicht ſowohl durchgeleſen, als vielmehr ſtudirt hatte. Von nun an erſchienen von ihm mehrere Gedichte; beſonders übte er ſich im Ueberſetzen mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolge. Er machte Bekanntſchaft mit mehreren Gelehrten und berühmten

Männern, versuchte Dichtungen höherer Art, als er kaum 16 Jahre alt war, ward unermüdet in der Ausbildung seiner schönen Talente, gab mehrere schöne Gedichte und Schriften in Druck heraus, die, als die Früchte seines Talents und Fleißes, immer werden geschätzt werden, und starb in dem Ruhme eines sehr beliebten, großen englischen Dichters im Jahre 1744. Er wurde zu Twikenham, wo er lebte, begraben, und der Bischof Warburton ließ ihm ein schönes Denkmal setzen.

3. Gottlieb Hiller, der Naturdichter genannt, ist der Sohn eines armen Fuhrmannes, und wurde geboren zu Landsberg bei Leipzig im Jahre 1778. Es regte sich in ihm von Kindheit auf ein natürlicher, tüchtiger Verstand und eine gemäßigte Einbildungskraft, beide durch Beobachtung und einen muntern, festen, aber sanftmüthigen und gutgearteten Character bestimmt und geleitet. Hieraus entwickelte sich eine ausgezeichnete Lernbegierde und Nachahmungsgabe, welche sich in Stunden, wo er von den groben Arbeiten seines Standes frei war, durch mechanische Erfindungen, vorzüglich aber durch eifriges Lesen jedes Blattes, daß er auf der Straße oder in Gasthäusern fand, äußerte. Sorgfältig sammelte er die gefundenen Makulaturblätter, und hatte eine rechte Freude, wenn er darin etwas zur Bildung seines Geschmackes am Wissenschaftlichen und seiner Sittlichkeit fand. Er diente in seiner Jugend unter den Fuhrleuten; aber unaufhörlich war er bemüht, etwas Nützliches aus Schriften zu erlernen, und machte mancherlei Versuche, seine Gedanken und Einfälle in Reime zu fassen und aufzusetzen. Allein er verließ diese Lebensart und zog zu seinem Stiefvater, einem Taglöhner in Anhalt-Köthen, wo er mit dem Flechten von Taubennestern und mit Ziegelschlagen kümmerlich sich ernährte. Er wählte aber diese Lebensart, weil er in Feierstunden seinem Hange, sich auszubilden, mehr Genüge leisten konnte.

Gottlieb Hiller ist ein schöner Beweis, wie ein rechtschaffener Mensch die von der Natur erhaltenen Gaben und Talente verwenden soll; er genoß nur sehr wenigen planmäßigen Unterricht, und verdankte seine Kunst zu dichten fast allein der Verwendung seiner natürlichen Anlagen.

Im Herbste 1801 wurde sein Dichtertalent beim Anblicke einer grünen Schote geweckt, die für diese Jahrszeit eine seltene Erscheinung ist, und ihn daher zu einem Liede begeisterte, wodurch er zuerst als Dichter bekannt wurde. So dürftig, daß er sich des Sonntags aus Mangel an Kleidern nicht einmal in die Kirche wagte, sparte er die kleinen Geschenke, die er nun für verschiedene Gelegenheitsgedichte bekam, und die gewöhnlich in 4 Groschen bestanden, zusammen, um sich einen ganzen Rock zu kaufen.

Im August 1803 wurde er dem königlichen Hofe von Preußen vorgestellt. Sein Name fing an bekannt zu werden; alle Zeitungen sprachen von ihm. Der Inhaber eines Wachsfiguren-Kabinets, Wetschernek, bildete ihn in Lebensgröße ab, und kaufte von ihm zugleich für 15 Thaler seinen ganzen schlichten Anzug, um sein Ebenbild noch täuschender zu machen. Viele seiner Gönner und Freunde riethen ihm, seine Gedichte in Druck herauszugeben. Da er auf viele Unterstützung rechnen konnte, so ließ er 5000 Exemplare auflegen, wovon jedes einen Thaler kostete. Bald hatte er für 3000 Exemplare das Geld vorhinein eingenommen, und gab nun durch den Gebrauch, den er von dem Gelde machte, einen Beweis seiner edlen Denkart. Sein Stiefvater war ganz verschuldet; Hiller bezahlte alle seine Schulden, die sich auf 900 Thaler beliefen. Nun war ein Drittel seines Reichthums schon verwendet. Mit dem zweiten Drittel bestritt er die Unkosten der Auflagen, und den Rest suchte er für sich aufzubewahren, um dereinst sich ein eigenes Stück Feld anzukaufen. Denn ob er gleich in den meisten Städten Deutschlands, und selbst in Wien, wohin er im Winter 1804 gereiset war, mit ungemeiner Auszeichnung aufgenommen worden war, so machte ihn doch dieses so wenig stolz oder übermüthig, daß er sich seiner armen Verwandten nicht nur beständig mit inniger Liebe erinnerte, sondern ihnen auch von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke, oder andere Beweise seines Andenkens schickte. Hiller faßte den Entschluß, sobald er sich einiges Vermögen durch seine Schriften gesammelt haben würde, ein Stück Landes anzukaufen, und so wieder in den Stand zurückzutreten, aus dem er ent-

sproßen. Da, nahm er sich vor, will er mit seinen erworbenen Kenntnissen nützen, und seine Verwandten und Freunde zugleich durch sein Beispiel mehr auszubilden suchen. Er schlug auch viele vortheilhafte Anträge zur Versorgung aus, um seinen Aeltern und Freunden den Trost nicht zu entziehen, unter ihnen zu leben, und um ihnen nicht den Kummer zu machen, als schämte er sich ihrer, während er selbst der Gegenstand ihres Stolzes war. Und was er sich vornahm, setzte er auch ins Werk; er kehrte aus den Zirkeln der Vornehmen, in welche er erhoben worden war, zufrieden und munter in den Kreis seiner Familie und zu seinen liebgewonnenen Beschäftigungen, Ziegelschlagen und Taubennesterflechten, zurück.

Mit erworbenen Kenntnissen in seinem kleinen Kreise zu nützen ist der wahre Zweck eines vernünftigen Menschen; und nur der Eingebildete wird sich auf Talente und Geschicklichkeit etwas zu Gute thun, oder sich ihretwegen aufgeblasen über seine Mitmenschen erheben, da er doch weiß, oder wissen soll, daß er die Anlagen und Eigenschaften dazu nicht sich selbst, sondern der Güte Gottes zu verdanken hat.

4. Es erregt oft hohe Bewunderung, wenn man hört, wie die Natur und Vorsehung gewissen Menschen vorzügliche Talente verleiht, durch deren gute Anwendung sie sich auch hohe Bildung erwarben. Höret nun von einem Kinde, dessen Lebensgeschichte fast einzig in seiner Art ist, und welches durch außerordentliche Talente sich auszeichnete.

Christian Heinrich Heinecke, genannt das Wunderkind, wurde im Jahre 1721 in Lübeck, einer Hanseestadt an der Ostsee, geboren. Nicht leicht hat weder die Seelenlehre, noch Erziehungslehre eine merkwürdigere Erscheinung geliefert, als das kurze Leben des jungen Heinecke war. Sein Vater war ein Maler zu Lübeck, und ließ bald nach der Geburt das Kind einer Amme übergeben, weil die Mutter dasselbe nicht selbst stillen konnte. In den Armen dieser Person brachte es seine ganze Lebenszeit zu. Die ersten Spuren seines frühen Verstandes äußerten sich noch vor dem 10ten Monate. Sobald man diese frühen Fähigkeiten bemerkte, so gab man ihm einen Lehrer, der es weiter unterrichten sollte. Dieser fing

nun biblische Geschichten mit ihm an, und ehe der Kleine ein Jahr alt war, hatte er alle die vornehmsten Geschichten in den 5 Büchern Mosis nach der Ordnung fertig inne. Im dreizehnten Monate lernte er die übrigen biblischen Geschichten des alten Testaments, und im 14ten auch die des Neuen.

Da dieß Kind 2 Jahre und 6 Monate alt war, wurde ihm die Geschichte der Hebräer, Aegyptier, Assyrer, Phönizier, Perser, Griechen und Römer beigebracht, so daß es auf alles, was man es daraus fragte, richtig und schnell antworten konnte. Auch die Erdbeschreibung hatte es vor sich genommen, und darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß es die General- und Special-Charten der Länder und Reiche nach ihrer gehörigen Eintheilung erklären und die Beschaffenheit derselben, nebst ihren vornehmsten Flüssen, Städten und Oertern in unverrückter Ordnung nach einander hersagen konnte. Dabei hatte es mehr als 8000 lateinische Worte behalten, und lernte wenigstens in einer Woche 150 Vokabeln. Platteutsch lernte es von seiner Amme, und sprach auch immer so mit ihr, wenn es gutes Muthes war. Einst wies man dem Knaben den Todtenkopf eines gebliebenen Soldaten; nicht nur diesen, sondern auch ein ganzes Menschengerippe begriff er nach allen Theilen, und lernte also auch Anatomie.

Ehe Heinecke volle 3 Jahre alt war, fing er die dänische Geschichte an, und hatte bereits deutsch und lateinisch lesen gelernt, ohne ein ABC-Buch zu gebrauchen. Auch die Familien der europäischen Kaiser und Könige konnte er, ohne die vielen Namen zu verwirren, auswendig hersagen, und zur Freude derer, die es mit anhörten, wohlbedächtig vortragen. Alles das, ehe er drei volle Jahre alt war! Daß der Kleine auch die Religion aus dem Lübecker Katechismus gelernt, versteht sich ohnehin; ja man ging sogar schon zur Dogmatik, und lehrte dem vierjährigen Studenten die wichtigsten Beweissprüche aus der heil. Schrift. Auch mit der Kirchengeschichte kam er noch vor Verfluß seines vierten Jahres zu Ende. Daneben lernte er noch über 200 Lieder aus dem Gesangbuche mit ihren üblichen Melodien singen; ja er konnte noch 80 Psalmen und ganze Kapitel aus dem alten und neuen Testamente von Wort

zu Wort, wenn er ganz gesund und aufgeräumt war, auswendig hersagen. Latein hatte er aus dem Orbis pictus gelernt; dies war sein Leibbuch, in welchem er immer las und ganze Kapitel daraus hersagte, so oft ihm etwas vor die Augen kam, was darin stand. Neben der Weltgeschichte lernte er noch die Geschichte von Schweden, Rußland, Polen, Ungarn, Spanien, Frankreich und England. Eines jeden Königs Geschichte in allen diesen Reichen hatte er fest im Gedächtnisse, und konnte solche entweder ganz, oder einen merkwürdigen Theil derselben hererzählen. Das Artigste war, daß Heinecke mitunter auch seine eigenen Anmerkungen dabei anbrachte. Im Französischen kam er so weit, daß er ganze Historien auch in dieser Sprache hererzählen konnte. Aber schreiben konnte er noch nicht, seine Fingerchen waren noch zu schwach dazu. Das Einmaleins konnte er in und außer der Ordnung hersagen; auch numeriren, subtrahiren, addiren und multipliciren konnte er. Im Lateinischen lernte er außer vielen neuen Wörtern über 1500 gute Sprüche aus lateinischen Autoren, und in der Geographie fuhr er fort, das Merkwürdigste eines jeden Landes auf der Landkarte ohne alle Mühe und Anstrengung zu fassen.

Im May 1724 beschloß man, nach einer Krankheit, von welcher sich der gute Kleine erholt hatte, eine kurze Reise mit ihm vorzunehmen, damit er etwas frische Luft schöpfen könne. Es wurde ihm erlaubt, den Ort selbst zu bestimmen, wohin die Reise gelten sollte, er wählte Kopenhagen. Seine Mutter fürchtete, eine Seereise möchte für das schwache Kind gefährlich seyn; aber der kleine Christian sagte ihr: „Mutter! Sie haben mir die Wahl gelassen: Gott ist auch ein Gott des Meeres.“ — Die Anstalten zur Reise wurden gemacht, und das Kind fuhr in Begleitung seiner Mutter, seines Lehrers, seiner Geschwister und seiner Amme in einer Kutsche nach Travemünde, und begab sich von hier an Bord eines dänischen Schiffes. Schon in den ersten Tagen wurde Christian seekrank und bald darauf erhob sich ein schrecklicher Sturm. Als man dem Kinde auf seine Frage, was das Laufen und Rennen im Schiffe bedeute, die Noth erzählte, in der sich alle befänden, so richtete es sich geschwind in seinem Bettchen auf, und sprach zu den zitternden

Umstehenden mit erhabener, bewegter Stimme: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein; denn so du durch's Wasser gehst, will ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen.“ — Diese Worte, aus dem Propheten Jesaias Kap. 43. 2., und mehrere ähnliche Aeußerungen des Kindes erregten Erstaunen; man zweifelte nicht mehr, das dies das berühmte Lübecker Kind wäre, und Alle hofften nun, Gott würde den Untergang des Schiffes um des unschuldigen Kindes abwenden. Dies geschah auch, und die übrige Fahrt war glücklich. Wenige Stunden nach seiner Ankunft erscholl sein Eintritt in das Königreich schon im ganzen Lande, und verschiedene Vornehme ließen sich bereits melden, um den Knaben in Augenschein zu nehmen. Jedermann stutzte, der das Kind erblickte, das außer seinen lebhaften funkelnden Augen und seiner schönen Stirne mehr wie ein Gerippe aussah, und man wollte nicht gleich alles glauben, was der Ruf von ihm verbreitet hatte. Allein wie erstaunte man, wenn das magere, kleine Kind einige Stunden lang sprach, raisonnirte, erzählte! Ueberall mischte es geschichtliche Bemerkungen, lateinische und französische Sentenzen, biblische Sprüche und dergleichen in seine Reden ein, und was es sagte, war am rechten Orte.

Mit großer Sehnsucht harrte der kleine Christian nach einer Audienz beim Könige. Oft fragte er: «Weiß auch König Friedrich IV. von mir?» Er bat einen Jeden, den König daran zu erinnern, zählte die Stunden, ehe sein Wunsch erfüllt war, ward krank vor Verlangen; und als endlich die erwünschte Botschaft kam, erholte er sich und rief. »o venit post multas hora serena dies!« (nach vielen Tagen kommt eine heitere Stunde). Unerschrocken trat er vor den Monarchen hin, hielt mit vieler Lebhaftigkeit eine lange Rede an ihn, und küßte ihm hierauf die Hand und den Rock mit den Worten: „Permettez moi, Sire, que je baise la main de Votre Majesté, et le bord de Votre habit royal! (erlauben Sie mir, Sir, daß ich die Hand Eurer Majestät küsse, und den Saum Ihres königlichen Kleides). Die lange Rede hatte den kleinen Redner ermüdet, er sah sich nach seiner

Amme um, und sagte: sitio (mich dürstet). Sogleich befahl der König, die Amme herein zu rufen. Sie kam und setzte sich auf einen Stuhl, und der Redner stillte seinen Durst. Der König ließ seinen Kammerzwerg vor den Säugling hintreten.

Ein gemaltes Skelet, das dem Kinde gewiesen wurde, gab ihm Gelegenheit, seine Einsichten in der Anatomie zu zeigen. Es machte davon erst eine allgemeine, dann eine besondere Eintheilung, und arbeitete es von Stück zu Stück durch. Dann schritt man zu der geschichtlichen Prüfung. Der König, welcher examinirte, stand an der Tafel und ihm zur Seite die Königin. Der kleine Kandidat aber kam indessen seiner Sophie, der Säugamme, nicht vom Arme herunter. Das Examen dauerte lange, weil der kleine Gelehrte alle Fragen gar ausführlich zu beantworten und eine Menge historischer Bemerkungen mit einzuflechten wußte. Eben so erstaunenswürdige Kenntnisse zeigte der kleine Heinecke auch bei einem geographischen Examen und in der Religion. Heinecke verließ den König mit den Worten: „Sire! ich bin der allerhöchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir erzeigt haben. So lange der glimmende Docht meines schwachen Lebens noch dauern wird, werde ich Gott bitten, daß er Euerer Majestät glorreiches Scepter segnen wolle in Ewigkeit.“

Allgemein bewundert, angestaunt und reichlich beschenkt verließ endlich das Wunderkind am 7. October 1724 Kopenhagen, und kam nach 5 Tagen in seine Vaterstadt zurück. Es fing nun bald an, mit eben so großer Begierde als schwacher Hand zu schreiben, und in vier Wochen, noch ehe es völlig 4 Jahre alt war, war es schon so weit gekommen, daß es alles, was man von ihm verlangte, orthographisch und leserlich mit der Kreide oder Feder niederschreiben konnte. Bald darauf wurde es aber tödtlich krank, und mußte 9 Wochen lang, fast aller äußeren Sinne beraubt, sein Bettchen hüten. Bei allen Schmerzen, die es litt, bei aller Angst, die es fühlte, veränderte es dennoch seine Geberden nicht, und wie es bei fröhlichen Stunden nie überlaut gelacht hatte, so weinte es in seinen Leiden auch nicht. Es tröstete seine weinende Mutter mit kraftvollen Stellen der heil. Schrift, und beruhigte sich selbst mit dem Leiden des Erlösers; und wenn seine Geschwister

manchmal ungeduldig wurden, so ermahnte er sie: „Habt doch Geduld und seyd gesinnt, wie Jesus Christus es auch war.“ — Bis zu seinem fünften Geburtstage hatte das Kind blos von Milch gelebt, und bezeigte gegen jede andere Speise einen heftigen Widerwillen; jetzt wurde es gewöhnt, auch andere Nahrungsmittel zu genießen, und erholte sich allmählig von seiner Krankheit. Sobald es nicht mehr todtkrank war, ging das Studiren von Neuem an. Es brachte die Institutiones nach dem Hoppius zu Ende. Den lateinischen Text konnte es in's reinste Deutsch übersetzen, und bei jeder ihm gegebenen Gelegenheit wußte es die darin entschiedenen Rechtshändel geschickt anzubringen. Aber die Schwächlichkeit nahm bald wieder überhand, und es starb den 27sten Juni 1725, 4 Jahre 4 Monate 21 Tage weniger 3 Stunden alt. Eine Menge Zeitungen verkündeten in Europa seinen Tod. Dichter besangen ihn, und besuchten sein Grab. Der Körperbau dieses außerordentlich talentvollen Kindes, das die Welt nach einem so kurzen Aufenthalt wieder verließ, war zu zart, als daß ihn die ungewöhnliche Geistesthätigkeit nicht hätte zerstören müssen.

5. Talente müssen gut verwendet werden zur Erwerbung von Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, und führen oft zu Wohlhabenheit, Ehren und Würden.

Peter Anich wurde am 22ten Februar 1723 bei Oberperfuß, einem drei Stunden von Innsbruck entlegenen Dörfchen, geboren. Sein Vater hieß Ingenuin Anich, seine Mutter Gertrud Hamerin. Ersterer besaß ein kleines Häuschen nebst einem Grundstücke, womit er seine außer Peter noch in zwei Töchtern nebst Ehegattin bestehende Familie ernährte, und sich nebenbei auch mit Drechseln einigen Erwerb verschaffte.

Peter wurde ganz zum Bauernstande erzogen; seine Erziehung war die gewöhnliche der Kinder dürftiger Landleute, wenn man den mangelhaften Unterricht im Drechseln ausnimmt, welchen er von seinem Vater erhielt, dem er in spätern Jahren hiebei an die Hand ging, wobei jedoch Vater und Sohn sich nur auf die rohesten Elemente der Kunst beschränkten. In diesen Verhältnissen zeigte jedoch der junge Anich eine besondere Vorliebe zur Mechanik und zu den Wissenschaften, sprach

gerne mit erfahrenen Männern, bemerkte ihre Kunstgriffe, und wo er ein nützliches Buch zum Lesen erhalten konnte, hatte er seine Freude, obwohl er nur zur Noth lesen konnte. Besonders hatte er seine Lust daran, bei'm Hüten des Viehes den gestirnten Himmel zu betrachten. Peter war bereits 28 Jahre alt, als mit ihm eine große Veränderung vorgehen sollte. Kaum lernte er lesen, und seine Handschrift war sehr fehlerhaft und beinahe unlesbar. Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, erschien er, von Niemanden, als seinem eigenen Genius geleitet, im Jahre 1751 in dem Jesuiten-Collegium zu Innsbruck und verlangte mit dem P. Professor der Mathematik zu sprechen. Als dieser herbei kam, fragte ihn Anich ganz treuherzig in seiner derben Bauernsprache: «Bist du derjenige, dessen Amt es ist, den Himmel und die Gestirne zu beobachten?» Der Professor bejahte es und fragte ihn: warum er dies zu wissen verlange? — «Auch ich,» antwortete er, «möchte gerne den Lauf der Sterne kennen lernen; ich habe ihn oft mit Vergnügen betrachtet, als ich noch als Bube auf den Bergen die Heerden weidete.»

Es war der würdige P. Ignaz Weinhart, welcher mit dem lernbegierigen Peter die erste Bekanntschaft machte, und ihm bleibt das hohe Verdienst, einen Mann gebildet zu haben, der ohne seinen Beistand in der Dunkelheit geblieben wäre. Er nahm sich Anfangs die Mühe, Peters Verstand genau zu erforschen, um zu sehen, ob das Verlangen des schlichten Bauers mit seiner Fähigkeit übereinstimme. Er fand aber bald zu seiner großen Verwunderung an Anich eine beispiellose Fassungskraft und einen scharfsinnigen Verstand, die ihm einen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen erwarten ließen, und der Unterricht begann nun unausgesetzt. Alle Feiertage kam der eifrige Schüler von seinem Berge herab nach der 3 Stunden entlegenen Hauptstadt, um Weinharts mathematischen Unterricht zu genießen. Derselbe dauerte 4 Jahre, während welchen Anich sowohl unter Anleitung seines Lehrers verschiedene mathematische Bücher nebenbei studirte, als auch mehrere ihm vorgelegte mathematische Instrumente sehr geschickt und fleißig nachmachte. Am Ende dieses vierjährigen Lehrkurses trug ihm sein Lehrer auf, eine

große aſtronomiſche Himmelskugel für die akademiſche Jugend zu verfertigen, nachdem er ihm deren Einrichtung zuvor vollſtändig angegeben hatte. Im Jahre 1756 ward dieſer Globus von Anich bereits gefertigt. Er mußte, weil nicht nur die Stubenthüre, ſondern auch die Hausthüre kleiner war, als der Durchmeſſer der Kugel, gleich einem Simſon die Pfoſten beider Thüren ausheben und die Mauer ſo weit ausbrechen, bis man den Globus unverletzt hinausbringen konnte. Mit dieſem kam er nun nach Innsbruck, und erregte nicht nur bei ſeinem Lehrer, ſondern auch bei allen Kennern der Mathematik billiges Erſtaunen. Im nämlichen Jahre 1756, in welchem dieſer Himmels-Globus vollendet ward, wurde eine ausführliche Beſchreibung deſſelben ſammt einer lateiniſchen Zuſchrift durch den Gouverneur Grafen von Enzenberg, einem Künſte und Wiſſenſchaften befördernden Staatsmanne, der Kaiſerin Maria Thereſia überreicht, und von der Monarchin huldvollſt aufgenommen und aufmerkſam durchgeleſen. Die ſo große Zufriedenheit, mit welcher man dieſe aſtronomiſche Arbeit aufgenommen hatte, gab Anlaß, daß ſein Lehrer in vollem Ernſte daran dachte, die großen Talente Peter Anich's ferner zu entwickeln und ihm auch die Verfertigung eines Erdglobus aufzutragen. Anich fühlte nun lebhaft die hiezu unerläßliche Bedingung, ſeine noch immer höchſt fehlerhafte und unlesbare Handſchrift zu verbeſſern. Er übte ſich nun ganz im Stillen, ohne ſeine anderen gewöhnlichen Arbeiten zu unterlaſſen, ohne Gebrauch eines Lehrmeiſters, in den Nebenſtunden im Schreiben, und kaum waren einige Monate verfloſſen, als er ſchon ganz von ſich ſelbſt alle Arten von Buchſtaben und Schriftzüge ſo regelmäßig und zierlich zu machen wußte, daß er auch im Schreiben zum Muſter dienen konnte. Sein vorſichtiger Lehrer trug ihm jedoch nur zur Vorübung den Entwurf einer Landkarte vom dortmaligen Kriegstheater zwiſchen Oeſterreich und Preußen auf. Noch vor Ablauf des 17ten Tages war er mit dieſer 5 Schuhe langen und 3 Schuhe breiten Mappe oder Landkarte fertig. Sie war ſo ſchön und fleißig mit der Feder gearbeitet, daß man ſie für geſtochen hätte halten ſollen. Alle Kenner, ſelbſt die damals in Innsbruck anweſenden gefan-

genen preußischen Generale Fink und Rebentisch konnten sich über den Fleiß dieses Mannes und über die Genauigkeit, Feinheit und Zierlichkeit dieser Karte nicht genug verwundern.

Nun machte sich Anich an die Verfertigung des Erdglobus, und brachte im April 1759 auch diesen zu Stande. Diese zweite rühmliche Arbeit Anich's wurde damals dem kaiserlich-königlichen Repräsentationsrathe zu Innsbruk ehrfurchtsvoll mit einer Zuschrift gewidmet. Eben dieser Stelle widmete er auch die ein Jahr vor Vollendung dieses Erdglobus von ihm verfertigten und von ihm selbst in Kupfer gestochenen kleinen Karten der Himmels- und Erdkugel, die an Feinheit auch die sonst schönsten und besten übertrafen. Selbst die kleinsten Schriften sind darin so fein, zierlich und lesbar gemacht, als wären sie auf Silber gestochen.

In der Folge verfertigte Anich, unter unaussprechlichen Anstrengungen, Hindernissen und Bemühungen, auch noch eine Karte von Tyrol, die so vielen Beifall erhielt, daß ihm die Kaiserin Maria Theresia einen Jahrgehalt von 200 Gul. den anwies, und ihn sogar noch mit einer goldenen Ehren-Medaille zierte und erfreute. Allein er genoß alle diese so hohen Begnadigungen und Auszeichnungen nur eine äußerst kurze Zeit. Am letzten August des Jahres 1766 ging er zum Gottesdienste, in die von seinem Häuschen eine halbe Stunde entfernte Pfarrkirche, und kehrte hierauf ganz gesund und wohl wieder nach Hause zurück. Allein bald klagte er über heftige Kopfschmerzen, und sehr bedenkliche Krankheitsfälle stellten sich ein. Das k. k. Gubernium schickte auf die erste Nachricht davon die Leibärzte zu ihm; man berathschlagte sich und sparte keine Mühe und keine Kosten, die Tage eines Mannes zu fristen, dessen Leben für Wissenschaften und Vaterland so kostbar war. Aber umsonst! die göttliche Vorsehung wollte es anders. Ein Schlagfluß trat ein und raffte ihn am 1. September 1766 im 43sten Jahre seines Alters dahin, erschöpft von Arbeit, überhäuft mit Verdiensten.

Anich verband mit harmloser Einfachheit der Sitten zugleich stets ein tiefes, reges Gefühl für die heilige Religion, in der er geboren und erzogen war. Er war gewissenhaft in

Ausübung seiner Pflichten, und Gottesfurcht zeigte sich in seinen frommen Sitten und seinem reinen Charakter. Gelehrte Arbeiten waren sein Vergnügen. Ein Monument von Marmor zeigt jetzt die Stelle, wo Anich ruht.

10. Ludwig Heß ward am 16. October 1769 zu Zürich geboren. Sein Vater war ein Fleischer, der wegen der Einfalt seiner Sitten und der Biederkeit seines Charakters einer allgemeinen Achtung genoß. Schon in seiner frühen Jugend hatte Ludwig Neigung zu stillen, ernsthaften Beschäftigungen. Indeß andere Knaben auf der Straße herumliefen, saß er bei einem Buche daheim oder beim Zeichnen. Das letztere war von der frühesten Jugend an eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und er trieb es so anhaltend, daß seine Aeltern besorgten, er verderbe dadurch früh die Augen, und die, wie sie glaubten, zu nützlicheren Beschäftigungen bestimmte Zeit. Sie untersagten es ihm; allein Heß folgte seinem innern, heftigern Triebe, und die guten Aeltern, welche glaubten, ihn von unnützem Zeitverderbe abzuhalten, ergriffen gerade das rechte Mittel, ihn noch mehr anzureitzen. Oft zeichnete er beide Nächte hindurch, wenn man ihn schlafend glaubte, und zog sich dadurch wirklich eine Augenkrankheit zu. Neben dem Zeichnen übte er sich in der Mechanik, und verfertigte sich manches Werkzeug selbst; auch machte er Versuche in der Chymie, welche ihm nachher zur materiellen Kenntniß der Farben sehr behülflich waren. Schon im zwölften Jahre verfertigte er kleine Festungswerke in Carton, nach allen Regeln der Militair-Baukunst. Kurz, er versuchte sich in Allem.

Der Vater bestimmte indessen seinen Sohn für das Fleischerhandwerk, und dieser ließ es sich gefallen, weil er daneben immer noch Zeit zu gewinnen hoffte, seine Neigung zu den bildenden Künsten zu befriedigen. Schon aus den ersten Zeichnungsversuchen, die sich von ihm erhalten haben, erhellet, daß es ihm an guten Originalien mangelte. Die Natur war indessen das Muster, das er jetzt schon beobachtete, und dem er zeitlebens folgte. Da mit dem Fleischerhandwerke auch der Viehhandel verbunden war, so mußte er öfter die Sennen auf den Alpen besuchen, und diese Wanderungen waren ihm eine

erwünſchte Gelegenheit, ſich mit den Schönheiten der Natur immer vertrauter zu machen. Mit dem Knotenſtocke in der Hand, der Geldgurte um den Leib, in einfacher Kleidung, einen treuen Hund zum Begleiter, beſtieg er nie ohne geheimes Entzücken die Gebirge ſeines ſchönen Vaterlandes. Auf ſeinem einfachen Pfade beobachtete er, was die Gegend Maleriſches hatte. Sein Rechenbuch über das eingehandelte Vieh war auch zugleich ſein Zeichnungsbuch. Wenn ihn ſein vorgeſchriebener Weg nicht zu weit abführte, ſo kletterte er auf die Gipfel der ſteilſten Gebirge, zu Felſenhölen und Waſſerfällen. Staunend verlor ſich ſein Nachdenken an den majeſtätiſchen Felſenwänden, im blendenden Waſſerſtaub herabdonnernder Bäche, und am Rande ſchauervoller Abgründe, in die er furchtlos hinunter blikte. Alle ſeine Kräfte arbeiteten in ihm, ſein Genie erwachte, er fühlte ſeine natürliche Beſtimmung, und war entſchloſſen, ſein Leben derſelben zu weihen, was auch für Hinderniſſe ſich ihm in den Weg ſtellen würden.

Heß ſuchte nun vorerſt die Bekanntſchaft mit den zürichiſchen Künſtlern und vorzüglich den Zutritt bei Heinrich Wüſt, dem Landſchaftsmaler. Dieſer ſah aus demjenigen, was Heß bisher gemalt hatte, die ungewöhnlichen Talente dieſes Jünglings, aber auch zugleich, daß der beſte Kopf ohne gründliche Anleitung nur mühſame Fortſchritte macht. Mit vieler Gefälligkeit befriedigte Wüſt Heßens Wißbegierde in Abſicht der Zubereitung der Farben und der Behandlung des Pinſels. Unter Wüſtens Aufſicht kopirte er ein paar kleine Gemälde, und gelangte ſo zur erſten gründlichen Kenntniß der Farben, ihrer Miſchung und Behandlung. Mehr bedurfte es nicht, um ohne fernere praktiſche Anleitung fortzukommen. Er kopirte zu Hauſe noch einige Gemälde von Wüſt, und machte ſich dann an eigene Erfindungen. Er ſah die Schönheiten der Natur in einem neuen Lichte; da ſtehen mannigfaltige Kräuterblüthen in ſeinen Vorgründen. Seine Stämme erhoben ſich in ſchöner, ſchlanker Geſtalt mit Epheu umrankt, und von bemoosten Felſen rieſelten Bäche, die ſich in graſige Gründe und unter die ſpielenden Schatten überhängender Büſche verloren. Jeder ſeiner Spaziergänge war jetzt dem Studium der Natur geweiht, und ſelbſt

bei der Schlachtbank fand er Stoff für seine Kunst, da zeichnete er Hornvieh nach der Natur. Oft trug er Köpfe von Ziegen und Schaafen nach Hause, um darnach in Oel zu malen. Ein Ochsenkopf, den er in Lebensgröße nach der Natur malte, bleibt ein Meisterstück seiner Kunst für künftige Zeiten.

Als er über den Lago di Como fuhr, drohte ihm eine Gefahr, die er nur mit Entsetzen seinen Freunden erzählte. Einige Kerls hatten sich ihm zur Gesellschaft aufgedrungen, und beobachteten ihn heimlich beständig. Ein Bergamosker Hirte, der zufällig im Schiffe war, entdeckte die Gefahr, in welcher der ihm unbekannte Fremdling schwebte, und dachte auf seine Rettung. Kaum waren sie ans Land gestiegen, als der Hirt ihm durch heimliche Winke zu verstehen gab, daß sie sich zusammen entfernen wollten. Heß, durch die Zeichen aufmerksam gemacht, entdeckte nun ferner, daß die Kerls Sackpistolen und andere Mordgewehre bei sich trugen. Er vergaß seine innern Empfindungen so gut als möglich durch scheinbare Fröhlichkeit, trank im nächsten Gasthofe mit der saubern Gesellschaft ein Glas Wein und entfernte sich, während der übrige Wein noch auf dem Tische stand, heimlich. Der Hirt folgte ihm durch einen Umweg; und jetzt eilten sie Beide über einsame Bergpfade, der Gefahr zu entgehen, bald links, bald rechts, bis sie endlich beim Mondscheine an einen reissenden Bach kamen. Hier nahm der Hirte den Heß auf den Rücken und trug ihn durch die Fluth, und nun erzählte die ehrliche Seele unserm Reisenden den ganzen Mordplan, den er behorcht hatte und den nur er wegen der italienischen Sprache verstehen konnte. Heß bewunderte den Weg der göttlichen Vorsehung, und wollte seinen Retter belohnen; allein auch hier entdeckte sich die Seelengröße dieses anscheinend rohen Menschen — er wollte keinen Heller annehmen.

Mit Begeisterung setzte sich Heß nach seiner Rückkunft wieder an seine Staffelei, und wurde einer der ersten Landschaftsmaler seiner Zeit. Sein Hauptvorzug vor allen Landschaftsmalern ist sein Talent in Darstellung hoher Alpenmassen, ja selbst der Schnee- und Eisgebirge; er wußte seine vaterländische Natur mit einer so hinreißenden Wahrheit darzustellen,

daß ihm faſt dieſelbe Genugthuung ward, welche einſt Zeuxis, ein berühmter griechiſcher Maler, um ſeiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr nicht erfüllt, als bei einer ſeiner Zeichnungen ein Appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „ſchau! ſchau! ordetli hät er d'Berg abg'ſchriebe.“ Heß ſtarb am 12. April 1800 an einem herrſchenden Gallenfieber.

11. Domenico Cimaroſa war zu Neapel im Jahre 1754 geboren, und der Sohn eines armen Schuhmachers. Er ſollte das Bäckerhandwerk erlernen, und wurde daher von ſeinem Lehrherrn angehalten, die fertigen Backwaaren zu ſeinen Kunden umherzutragen. Zu dieſen gehörte ein damals berühmter Sänger, Namens Aprile; Cimaroſa, welchem ein Anverwandter, der Maſchinenmeiſter des Theaters Fiorentini war, hie und da den Eingang in deſſelbe verſchaffte, fand an dem Geſange unbeſchreibliches Wohlgefallen, und ſang gern einige dort oft gehörte Arien in jugendlicher Unbefangenheit nach. Als er aber jetzt, wenn er Backwaaren zum Sänger Aprile brachte, denſelben manchmal ſingen hörte, da wurde es ſein höchſter Genuß, Vocalmuſik zu hören, und ſein ſehnlichſter Wunſch, in derſelben ausgebildet zu werden. Aprile unterrichtete ein junges mit ihm verwandtes Mädchen in der Muſik; Cimaroſa merkte ſich die Stunde, in welcher dieſer Unterricht ſtatt fand, brachte immer nur zu dieſer Zeit die Backwaaren, und verkroch ſich dann, wenn es irgend anging, in einen Winkel des Ganges, welcher zu dem weit geöffneten Saale führte, in welchem Aprile unterrichtete, um ſo viel als möglich ſeine Unterweiſung mit anzuhören. Das junge Mädchen hatte ihn einigemal ertappt, wenn ſie, nach Beendigung der Lection haſtig den Gang hinablaufend, ihn eben ſein Verſteck verlaſſen ſah, und ſtellte ihn eines Tages über ſein Verweilen zur Rede. Cimaroſa erwiederte ihr, daß er ſie glücklich preiſe, einen ſolchen Unterricht zu empfangen, daß er für den Geſang begeiſtert ſey und geduldig die Schläge ſeines Lehrherrn ertrage, dem er ſo lange ausbleibe, während er hier ſitze und dem Unterrichte Aprile's zuhöre, oder vielmehr zuhorche. Das junge Mädchen hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihrem

Lehrer von dem närrischen Jungen zu erzählen, welcher fast täglich im Winkel des Ganges sitze, der zum Saale führe, und dort auf die ihr ertheilte Unterweisung merke.

Aprile ließ nun bei erster Gelegenheit den jungen Cimarosa zu sich rufen, fragte ihn über seine Verhältnisse aus und vernahm dasselbe, was dieser dem jungen Mädchen, seiner Schülerin, bereits erzählt hatte. Dann ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, die Anlagen des Knaben zum Gesange zu prüfen, und wurde von denselben so angenehm überrascht, daß er sofort beschloß, sich desselben anzunehmen, und ihm behülflich zu seyn, sein unverkennbares Talent für Musik gehörig auszubilden. Er hielt auch redlich Wort, denn nachdem er den jungen Cimarosa zunächst mit Einwilligung seines Vaters aus der Lehre bei dem Bäcker genommen hatte, unterrichtete er denselben eine Zeit lang selbst mit aller Sorgfalt, und da sein Schüler außerordentliche Fortschritte machte, so vermittelte er die Aufnahme desselben in das öffentliche Conservatorium für Musik. Cimarosa lebte nun für seine Kunst, studirte die Werke der berühmtesten Tonsetzer Italiens, und zwar mit unermüdetem Eifer, selbst oft bei Nacht, und brachte es, von seinem großen Talente unterstützt, bald dahin, daß er seine Kunst vollkommen inne hatte, und schon in seinem zwanzigsten Jahre als ein genialer und fleißiger Componist den italienischen Opern-Theatern bekannt wurde. Bald stieg sein Ruf so, daß er einen und den andern Ruf an verschiedene Höfe deutscher Fürsten erhielt, wonächst er einer sehr ehrenvollen Einladung an den russischen Kaiserhof nach Petersburg folgte. Dort blieb er vier Jahre und ging dann nach Wien, wo er die Gunst des Kaisers Leopold II. in hohem Grade genoß. Nach dem Tode desselben ging er nach Neapel zurück, und starb daselbst, nach andern zu Venedig, geliebt, bewundert und bedauert im Jahre 1801.

12. Daß ein amerikanischer Knabe in den Einöden von Pensylvanien sich, für sich selbst, die Kunst des Zeichnens und Malens erfindet, gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Ereignissen, indem es zugleich die angeborne und eigenthümliche Kraft dieses großen Künstlergeistes anzeigt. Daß

aber nachher dieſer vortreffliche Meiſter ſeine hohe Kunſt beſonders zur Verherrlichung der Tugenden, wie ſie in der heiligen und weltlichen Geſchichte ſich kund thun, wirken läßt, giebt ihm jetzt hier die gebührende Stelle.

Benjamin Weſt, in der amerikaniſchen Grafſchaft Cheſter im Jahre 1738 geboren, war als noch nicht ſiebenjähriger Knabe neben die Wiege einer kleiner Nichte hingeſtellt worden, während die übrige Hausgenoſſenſchaft den Feldgeſchäften nachging. Das Mägdlein lächelte in ſeinem ſanften Schlummer ſo wunderlieblich, daß durch den Anblick dieſer Schönheit und Unſchuld, wie durch einen Zauber, der Geiſt der Kunſt in dem Knaben erweckt und die entſcheidende Richtung ſeiner Kraft und ſeines künftigen Geſchickes unwiederruflich beſtimmt ward. Zufälliger Weiſe lag nämlich auf einem nebenſtehenden Tiſche Papier und Feder; auch ſchwarze und rothe Tinte waren zur Hand. Der erwachte Kunſtgeiſt trieb den Knaben flugs zuzugreifen, und — ein Bild der kleinen Schläferin war entworfen. Nie hatte er zuvor irgend ein Gemälde, auch nicht einmal ein Kupferſtich oder ſonſt eine Zeichnung geſehen, noch viel weniger je einen Verſuch gemacht, irgend einen Gegenſtand abzuzeichnen. Die entzückte Mutter, die eben jetzt aus dem Garten zurück kehrte und ſogleich die Aehnlichkeit des Abriſſes mit der kleinen Solly entdeckte, küßte den geliebten Sohn mit der innigſten Zärtlichkeit und Freude. Feder und Tinte waren von jetzt an dem kleinen Benjamin die liebſten Dinge in der Welt. Bald nachher erhielt er von einigen Indianern, die des Handels wegen zu den Pflanzern zu kommen pflegten, beſſere Farbeſtoffe. Dieſe wilden Bewohner der Wälder waren es, welche ihm Anweiſung gaben, die rothen und gelben Farben, womit ſie ſich ſelbſt und ihre Geräthſchaften bemalten, zu bereiten. Dann kam auch ein Stück Indigo, womit ihn der freundliche Vater beſchenkte, hinzu; und ſo ſah nun der Glückliche ſich bereits im Beſitze der drei Hauptfarben. Aber noch immer fehlte es in dieſem entlegenen Erdwinkel an einem Pinſel, um die Farbe anzulegen: doch auch hier fand der erfinderiſche Kopf bald eine Abhülfe. Eine Lieblingskatze mußte zu den erſten Pinſeln das

Haar herleihen. Die freudige Ueberraſchung eines Kaufmanns aus Philadelphia, Pennigton, eines Verwandten, als er das Zimmer ſeiner Freunde mit Schildereien von Vögeln und Blumen ausgeſchmückt ſah, ſetzte den jungen Künſtler nun auch bald in Beſitz eines Malerkäſtchens und guter Pinſel, und einiger Kupferſtiche. Ein ſo reicher Schatz, wie dieſer, verſcheuchte mehrere Nächte hindurch allen Schlaf, und bahnte deſto ſchneller den Weg zu der künftigen Meiſterſchaft.

Als bald nachher Benjamin Weſt auch das prangende Philadelphia und die nie zuvor geſehenen Schiffe erblickte, ergriffen dieſe neuen Wunder ihn ſo mächtig, daß er ſogleich eine Landſchaft entwarf, auf welcher man höchſt maleriſch einen Fluß, auf welchem Schiffe dahin ſchwebten und an deſſen Ufern Heerden weideten, erblickte. Als ihm nun aber auch Gemälde von Meiſtern der Kunſt zum erſten Male vor Augen kamen, da war ſein künftiges Geſchick entſchieden. Es dauerte nicht mehr lange, ſo lieferte er ſelbſt ſein erſtes, hiſtoriſches Gemälde, — den Tod des Sokrates, — und er hatte damals noch nicht ſein ſechszehntes Jahr erreicht.

Die allgemeine Bewunderung, ſelbſt der Kenner, welche ſich der Jüngling hiedurch erwarb, beſtimmte ſeine Aeltern, daß ſie einwilligten, er möge ſich hinfort lediglich der Kunſt widmen. Des Unterhaltes wegen bildete er anfangs Perſonen, die ihn gut dafür bezahlten, ab; aber ſein höherer Genius verſchmähte gar bald dieſe engen Schranken. Er lieferte ein neues Gemälde von eigener Erfindung, Suſanna vor Gericht. Längſt hatte ſein brennender Wunſch ihn nach der Heimath der Kunſt, nach Italien, hingezogen. Das Glück war ihm hold. Am 10. Julius 1760 langte er in Rom an, gewann die Gunſt des großen Meiſters Mengs, erhielt Empfehlungen nach Florenz, Bologna, Venedig, lieferte neue Meiſterſtücke, und nahm dann Abſchied von Rom, um über England nach Amerika heimzukehren, wohin die Sehnſucht nach einer geliebten Braut ihn zurück zog. In England nahm ihn der berühmte Meiſter Joſua Reynolds mit herzlicher Liebe auf, verſchaffte ihm Eingang in die berühmteſten Kunſtverſamm-

lungen und in die Häuser der reichen und vornehmen Kunstfreunde.

So hatte er bis zum Ende des Jahres 1817 in fast ununterbrochenem Glücke gelebt; da aber, am 10. Dezember, traf ihn ein harter Schlag, der ihm immer nachging. Seine Gattin starb. Die Ahnung seiner Freunde, daß er die Trennung von der treuen Gefährtin nicht lange werde erdulden können, ging leider nur zu bald in Erfüllung. Der erschütterten Gesundheit war nicht wieder zu helfen. Am 10. März 1820 folgte auch er, ohne einen heftigen Krankheitsanfall der geliebten Gattin nach. In der St. Paulskirche ruht seine Asche.

*

Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß dazu. Sprüchw. 2. 2. — Herr, du hast mir fünf Talente gegeben; siehe, ich habe noch fünf andere dazu gewonnen. Matth. 25. 20. — Jeder hat seine eigene Gabe von Gott; der Eine so, der Andere so. I. Kor. 7. 7., und 12. 4—11. — Vernachlässige nicht die Gabe in dir, welche dir verliehen ist. I. Tim. 4. 14. — Jede gute Gabe, jedes vollkommene Geschenk kommt von oben herab, von dem Vater des Lichtes. Jak. 1. 17. — Beeifert euch, eueren Beruf und euere Erwählung durch gute Werke zu befestigen. II. Petr. 1. 10.

Der ehr't Gott nicht, der seine Tage
In trägem Müßiggang verlebt,
Und sich und Andern gleich zur Plage
Erhaltenes Talent vergräbt;
Gott ist's, der uns den Fleiß gebot,
Und wer ihn übt, der ehret Gott.

(Siehe auch den Artikel Lernbegierde und Wißbegierde.

Thiere.

Zu den Gegenständen, welche wir zur Erreichung sittlicher Absichten und Zwecke benützen können, gehören auch die Thiere, jene empfindenden Wesen auf Erden, an welchen sich Leben und willkührliche Bewegung, aber keine eigentliche Vernunft und Sprache bemerken läßt. Weil der Mensch Vernunft und Freiheit hat, so hat ihn auch Gott zum Herrn über alle Thiere gesetzt 1. Mos. 1. 27, und nach seinem Willen sollen und dürfen wir die Thiere so behandeln und gebrauchen, wie es unsere vernünftigen Zwecken erfordern. Daher darf man sich Thiere auf eine rechtmäßige und erlaubte Art zum Eigenthume machen, ihre Erzeugnisse zur Verbesserung der Wirthschaft anwenden; dafür soll man sie aber auch sättigen und für ihren Unterhalt sorgen. Wir dürfen die Dienste der Thiere uns zueignen, und sie zur Bewahrung unseres Eigenthums, zum Lasttragen, Feldbau, zum Reisen, und zu jedem andern vernünftigen Zweck, selbst zur Beförderung eines unschuldigen Vergnügens gebrauchen; aber wir sollen sie auch ohne Noth mit keiner übertriebenen Arbeit beladen, sondern ihnen die nöthige Ruhe gestatten, und in ihrer Schwachheit beistehen. Wir dürfen die Thiere auch tödten, theils um ihr Fleisch zu speisen, theils aus Nothwehr, um uns, unser Eigenthum und unsere Hausthiere gegen ihre Anfälle zu vertheidigen; aber wir sollen sie nicht quälen, nicht langsam hinrichten, nicht ohne einen vernünftigen Zweck, aus Muthwillen, Leichtsinn oder kindischer Wollust umbringen oder verstümmeln. Dieß sind unsere Pflichten gegen die Thiere.

Bei einigem Nachdenken über die Natur und Bestimmung der Thiere finden wir, daß Gott sie nicht allein für uns erschaffen hat, sondern, daß es sein Wille und seine Absicht ist: sie sollen während ihres Daseyns so froh und glücklich seyn, als sie es nach ihren Fähigkeiten und nach ihrem Zustande werden können. Die Thiere bringen uns großen Vortheil in das Hauswesen, machen uns manche Freude, und darum sollen wir sie werthschätzen, und weil sie fühlende Wesen und Gottes Geschöpfe sind, gegen sie barm-

herzig seyn. Manche geben sogar eine bewunderungswürdige Zuneigung, Dankbarkeit und Treue gegen uns zu erkennen.

Es giebt aber leider viele Menschen, Erwachsene und Kinder, welche nicht nach diesen Pflichten gegen die Thiere handeln, und dem Viehe, Schaafen, Ziegen und Schweinen, wenn man sie auf die Weidplätze treibt, mit Gerten, Peitschen oder Prügeln nachlaufen, und jedes Stück Vieh, das sie erreichen können, hauen, stoßen, schlagen. Andere legen ihnen solche schwere Lasten auf, daß die armen Thiere fast darunter erliegen; andere geben ihnen schlechtes Futter, oder sind sogar so grausam, daß sie dieselben aus Muthwillen und Leichtsinn umbringen, quälen oder verstümmeln; besonders zerstören die Knaben oft die Vogelnester, welche diese Thiere so mühsam und zugleich künstlich gebaut haben; sie zerschlagen die Eier muthwilliger Weise, nehmen die Jungen zu früh heraus, nnd bringen sie ohne Noth um das Leben, welches ihnen Gott gegeben hat. Das Quälen der Thiere ist eine wahre Beleidigung Gottes, eine Undankbarkeit gegen Gott; man fügt durch dasselbe sich und Andern großen Schaden zu, giebt sich und Andere mancherlei Gefahren preis, verräth ein gefühlloses Herz, und thut den ersten Schritt zur Grausamkeit gegen Menschen, wenn man Thieren Angst und Qual verursacht, sie über ihre Kräfte anstrengt, oder sie ohne Noth und vernünftige Absicht umbringt; es entspringen aus dem muthwilligen und boshaften Thierquälen für die Tugend und Veredlung des Menschen die nachtheiligsten Folgen.

Die Thiere sind nicht nur von Gott erschaffen, sondern Gott gab uns auch einen schönen Beweis seiner Liebe und Güte, indem er die Thiere zu unserem größten Nutzen, zu unserer Freude erschaffen hat. Wer die Werke Gottes, des allmächtigen Vaters aller Geschöpfe, mit Verachtung behandelt, mit Hohn und boshafter Freude quälen kann, versündiget sich an dem Schöpfer und Herrn Himmels und der Erde. Es ist ein schändlicher Undank, und verräth einen hohen Grad von Bosheit, wenn man das, was Gott aus Liebe und Güte zu

unserem Nutzen, zu unserer Freude gab, mißbrauchen, boshaft quälen und grausam zerstören will.

Durch das Quälen der Thiere geräth der Mensch in den Stand der Wildheit, und wird für die Menschen noch weit gefährlicher, als die wilden Thiere; ebenso beraubt er sich und Andere des Nutzens, der Vortheile und des Vergnügens, zu welchen Gott die Thiere geschaffen, und dem Menschen untergeordnet hat. Wir Alle haben von Natur aus ein sanftes Gefühl des Wohlwollens und reiner Güte gegen alle lebendigen Wesen. Dieses schöne Gefühl wird durch jene böse Lust getödtet, man gewöhnt sich nach und nach an solche Schauderscenen und an die unnatürlichsten Vorstellungen grausamer Martern, bei denen die gequälten Thiere bald ein herzergreifendes Stöhnen, bald ein empörendes Geschrei hören lassen; bald in Wuth und Zorn ihr Leben aushauchen, bald unter Zittern und Schaudern enden. Das Bewußtseyn, gegen solche Martern, wenigstens für die gegenwärtigen Augenblicke, sicher zu seyn, und also ruhig die Marter dieser lebenden Geschöpfe beobachten zu können, erregt in leichtsinnigen Herzen bald ein Selbstbehagen, das in Lust und Freude ausartet. Hier wird dann die edle Empfindung getödtet, und Aug und Herz an Greuelscenen gewöhnt. Wie nun das Böse in dem menschlichen Herzen sehr leicht überhand nimmt, so wird der Quäler bald gleichgültiger gegen die Leiden der Mitmenschen, bis er so weit kommt, daß Leiden und Unglück seines Nächsten eine Befriedigung seiner Rache und sogar eine Lust für sein grausames Herz werden.

Liebe Kinder! Ferne sey daher von euch, die armen Thiere muthwillig zu quälen. Danket vielmehr dem Herrn und Schöpfer des Weltalls, daß er durch die Erschaffung der Thiere so liebreich für unser Bedürfniß und Vergnügen gesorgt hat. Mißbrauchet, quälet, verstümmelt oder zernichtet niemals muthwilliger oder boshafter Weise die Thiere, sondern schätzet sie, und erbarmet euch ihrer. Wer für das Thier die gehörige Sorge trägt, und dasselbe nicht mißhandelt, der verräth ein gutes, fühlendes Herz; denn auch die unvernünftigen Thiere haben Leben und Empfindung, ohne es klagen zu kön-

nen. Gott verſprach auch dem, der ſich des Viehes erbarmet, den jungen Vögelchen die Alten ſo lange läßt, als ſie ihrer bedürfen, ſeinen Segen, »damit es auch dir gut gehe, und du lange lebeſt.« Grauſamkeiten aber gegen Thiere bleiben nicht ungeſtraft. Achtet die Thiere als Geſchöpfe Gottes, und gönnet ihnen auch, ſich ihres Lebens zu freuen. Höret noch die Worte eines berühmten Kinderfreundes über die Pflicht der Barmherzigkeit und die Sünde der Grauſamkeit gegen die armen Thiere:

»Barmherzig ſeyn, wie unſer Vater im Himmel barmherzig iſt, und jedes Werk der Barmherzigkeit thun, dieß ſchließt nothwendig auch die Pflicht in ſich, unſere Barmherzigkeit auf jeden Gegenſtand derſelben zu erſtrecken, und zu erweiſen. Kein Geſchöpf iſt ſo unbedeutend, das nicht, da es Leben hat, auch ein Recht auf Glückſeligkeit haben ſollte. Es iſt alſo ſehr unvernünftig, ja thöricht von den Menſchen, den Grad der Sünde der Grauſamkeit gegen irgend ein Geſchöpf nach dem Werthe abzumeſſen, den wir auf das Geſchöpf ſelbſt ſetzen, oder zu wähnen, daß ein Unterſchied der Größe oder der Schönheit eine Grundurſache zu einer weſentlichen Verſchiedenheit des Gefühles bei Thieren ſey. Eine Fliege fühlt ſo gut als ein Stier, und eine Kröte hat ſo viel Recht zur Glückſeligkeit, als ein Kanarienvogel; denn derſelbe Gott hat den Stier und die Fliege, die Kröte und den Vogel geſchaffen. Es iſt wahr, wir haben einen Abſcheu vor einigen Geſchöpfen, und gegen einige mehr Neigung als gegen andere; aber deßwegen ſollen wir ſie nicht quälen, wenn wir es vermeiden können: denn Grauſamkeit gegen ein Thier iſt haſſenswerth und abſcheulich, es ſey ein Laſtthier oder ein Vogel, ein Fiſch oder ein Wurm. Niemals müſſe ein Geſchöpf in unſern Augen ſo unbedeutend ſeyn, daß wir ohne Verletzung des Rechtes der Natur ihm einigen Schmerz zufügen dürften; denn jedes lebende Geſchöpf iſt das Werk des Gottes der Natur.«

Darum achtet die Thiere als Gottes Geſchöpfe, und ſeyd gegen ſie barmherzig. Gott hat es ſo eingerichtet, daß ſie viel Angenehmes, wie die Menſchen, empfinden kön-

nen. Sie nehmen mit Wohlgeschmack ihre Nahrung zu sich; Ruhe und Schlaf erquicket sie, und wir sehen sie auf mannichfaltige Art ihr Vergnügen und ihre Freude äußern. Störet nie unnöthiger Weise ihr Wohlseyn, weil ihr sonst den weisen Absichten Gottes entgegen handelt, der, nach seiner unendlichen Güte, auch diese seine geringeren Geschöpfe liebt, und nach der Erklärung der heiligen Schrift, sich auch ihrer väterlich annimmt. Denn Jesus sagt: „Der himmlische Vater ernähret sie, und ohne seinen Willen stirbt auch nicht ein Sperling.“ Luk. 12. 6. Zeiget immer ein dankbares, gefühlvolles Herz, zeiget euch als verständige, gutgesinnte, sittliche Menschen, und seyd daher gütig und mitleidig gegen die Thiere, damit es euch gut ergehe, und ihr lange lebet. *)

Höret nun von solchen Kindern, welche die Thiere schätzten und gegen sie barmherzig waren, und ahmet ihre schönen Handlungen nach.

1. Der Christ schätzt die Thiere, ist liebreich und schonend gegen sie, und läßt ihnen Schutz, Mitleid und Barmherzigkeit angedeihen.

Philipp Grieser, der Sohn eines vermöglichen Landmannes in Schwaben, war ein guter, fleißiger Knabe, und wurde deßhalb seinen Mitschülern von dem Lehrer oft als Muster vorgestellt. Er hatte, obwohl er nur von geringer Herkunft war, dennoch ein sehr gefühlvolles Herz, und nahm warmen Antheil an den Leiden und Freuden seiner Mitmenschen. Er hatte von seinem Vater die Erlaubniß, von dem Verdienste, den er sich durch Arbeiten in den Feierstunden erwarb, eine Sparbüchse sich anlegen zu dürfen; sah nun der gute Philipp einen Unglücklichen, so eilte er schnell, um von seinem Ersparten mitzutheilen, Trostlose zu trösten und die Thränen der Leidenden trocknen zu können.

---

*) Diese Einleitung wurde absichtlich weiter entwickelt, weil man diesem Gegenstande gewöhnlich zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, da er doch von einem so großen Einflusse auf die Tugend und Veredlung der Menschen ist.

A. d. V.

von dem Vater sagen, wie oft sie dasselbe des Tages werde füttern müssen, und wieviel auf jedesmal, und sie hielt die pünktlichste Ordnung. Das Thierchen fraß und wuchs, und bekam in wenig Tagen Federn. Nach und nach lernte der Sperling allein fressen. Jetzt machte ihm Caroline ein weiches Nest aus Moos und Federn, und that ihn mit dem Neste in einen Käfig, dessen Thüre aber offen war. Ein kleines Näpfchen mit Wasser, und ein Kistchen mit Futter wurden ebenfalls hineingestellt.

Der Sperling wurde völlig zahm, wohnte gerne in dem Neste des Käfigs und schlief Nachts in demselben. Am Tage flog er frei in der Stube herum, und scheute sich vor Niemand; aber mit Caroline that er sogar bekannt; er flog auf ihren Kopf, und setzte sich auf ihren Schooß, und wenn sie an dem Tische saß, und las oder schrieb, so hüpfte er unbesorgt vor ihr herum, pickte in den hingehaltenen Finger, ließ sich mit dem Finger streicheln, und sogar sich fangen; dadurch wurde der Vogel Carolinen sehr lieb. Den ganzen Winter über blieb der Vogel bei ihr; als aber das Frühjahr kam, und die Tage wieder wärmer und länger wurden, da lebten auch die Sperlinge draussen wieder auf, und zirpten und zwitscherten. Der Sperling in der Stube hörte das; er schien immer aufmerksamer darauf zu werden; er flog ans Fenster, die andern Sperlinge zu sehen, und zirpte ebenfalls; aber, wie es Carolinen vorkam, nicht so lustig, als die, welche im Freien waren. In der That war der Vogel lange nicht mehr so munter, als sonst. „Was mag ihm nur fehlen?“ fragte Caroline; „er frißt und säuft nicht mehr, wie sonst.“

„Ihm fehlt viel, liebes Kind,“ antwortete die Mutter. „Er ist hier einsam, und hört die andern draussen lustig zwitschern. Da wird das Verlangen nach ihnen rege; er möchte gern bei seines Gleichen seyn, und mit ihnen überall umherfliegen; dann erst wäre ihm wohl.“

Caroline hatte genau gemerkt, was die Mutter sagte. Sie wartete einen Tag, und noch einen, ob ihr Sperling nicht wieder so lustig werden würde, wie zuvor, aber er wurde es nicht. Stunden lang saß er am Fenster ganz still an einem

Orte, dann und wann zirpte er einmal ganz kläglich, und nur dann regte er sich lebhafter, wenn er einen andern Sperling sah.

Caroline fühlte Mitleid mit dem armen Thierchen und sprach zur Mutter: „Ich will den Sperling hinauslassen; er sehnt sich gar zu sehr nach den andern und will nicht wieder froh werden.“

„Läßt du ihn auch gern weg?“ fragte die Mutter.

„Nicht recht gern,“ antwortete Caroline; „er ist mir so lieb, weil ich ihn aufgefüttert habe; aber ehe er sich grämen soll, will ich ihn lieber frei lassen.“

Caroline öffnete das Fenster, an welchem der Sperling seit einiger Zeit immer gesessen hatte. Der Vogel fühlte die freie Luft, er hielt den Kopf in die Höhe und flog nach einigen Augenblicken auf den Rahmen des Fensters. Hier sah er sich erst eine lange Zeit um, und schien gar nicht begreifen zu können, wo er war; — dann flog er fort.

«Nun ist er fort, Mutter,“ sagte Caroline, die ihm nachgesehen hatte, und eine kleine Thräne füllte ihr Auge. Die Mutter aber sagte: „Nun wird ihm aber auch wieder wohl seyn, und wenn er ein Mensch wäre, so würde er Dir für seine Freiheit danken.“

3. Es zogen eines Tages mehrere Knaben über den Hof des Landmannes Kaspar Steinhardt, der einen guten Sohn, einen Knaben von 10 Jahren, Namens Fridolin, hatte. Jene Knaben sahen eine Kohlmeise vor dem Loche des Stammes eines alten Aepfelbaumes sitzen, die eben im Begriffe war, hinein zu schlüpfen. Das zog die Aufmerksamkeit der Knaben auf sich, und sie warteten eine Weile, um zu sehen, ob die Meise nicht wieder zum Vorschein kommen würde. Sie kam wieder und eilte hinweg. In dem Augenblicke kam wieder eine Meise vor das Loch geflogen. «Gebt einmal Acht,» sagte einer der Knaben, der sehr böse war, «wie schön ich die treffen werde!» Er nahm einen Stein, warf, und die Meise fiel todt zu Boden nieder. Jubelnd eilten die Knaben dem Baume zu, hoben die todte Meise auf und ließen das arme Vögelein aus einer Hand in die andere wandern. Noch

waren ſie mit Beſehen des unglücklichen Opfers des Leichtſinnes beſchäftiget, als die erſte Meiſe wieder herzuflog und unruhig durch die Zweige des Baumes flatterte. «Zurück, zurück!» ſagte jener Knabe, «auch dieſe treffe ich, was gilt die Wette?» Man lief von dem Baume nach dem erſten Standpunkte zurück. Die Meiſe näherte ſich dem Loche, und ſo wie ſie hinein ſchlüpfen wollte, ſank auch ſie durch den Wurf des böſen Knaben vom Baume nieder. Nun war der Jubel noch größer; zwei Vögel hintereinander zu treffen, meinte der Knabe, wäre doch wohl ein Kunſtſtück, und glaubte jetzt die beſte Probe ſeiner Geſchicklichkeit im Werfen abgelegt zu haben, deren er ſich gewöhnlich rühmte.

Durch dieſe lärmende Freude der Knaben wurden Fridolin und ſein Vater aufmerkſam auf ihr Thun, und nach einiger Erkundigung bei dem Geſinde erfuhren ſie den traurigen Vorfall. Fridolin that es ſehr wehe, die guten Vögel getödtet zu wiſſen; ſie hatten ſeinem Vater und ihm viele Freude gemacht. Seitdem ſie ihr Neſt anlegten, beobachtete er ſie täglich und ergötzte ſich in Ruheſtunden an der Thätigkeit der Vögel beim Herbeiholen des Futters für ihre Jungen. Aergerlich ging der Vater auf die Buben zu, um ſie dieſer Streiche wegen herzunehmen, und hätten ſie ſich nicht, durch die ernſte Miene des Landmannes in Furcht geſetzt, ſchnell aus dem Hofe gemacht, ſo möchten wohl Schmerzen im nahen Gefolge ihrer Freude geweſen ſeyn.

Es wunderte nun den guten Fridolin ſehr, wie es mit den jungen Vögelchen ſey. „Die armen Vögelein,“ ſprach er, „wie mag es ihnen ergehen? Ob ſie ſchon bald mögen ausfliegen können? Wüßte ich das doch! — Wie werden ſie jetzt die Schnäbelchen aufſperren und ihre Aeltern mit heißem Verlangen zurückerwarten! Und ſie kommen nicht, kommen nie wieder. Arme Vözelein!“ — Er ſetzte ſich unfern des Baumes auf einen Holzblock, und dachte nach, ob er nichts für die verlaſſenen Thierchen zu thun vermöchte. Da vernahm er abwechſelnd leiſe und laut das Schreien der Vögelein um Nahrung. Das ſchmerzte ihn zu ſehr, und er ging darüber ins Haus.

Nach einiger Zeit ging er mit einem Beile zum Baume, in der Absicht, das Loch zu erweitern und die Vögelein herauszunehmen. Wie erstaunte er, als er eine alte Kohlmeise aus dem Loche kommen sah! Er setzte sich wieder hin und beobachtete den Baum, und siehe, dieselbe Meise kam wieder und brachte Futter in die Höhle des Baumes. «O!» sprach Fridolin, «nun ist meine Sorge überflüssig, da Gott schon für euch gesorgt und euch eine Pflegemutter zugeführt hat.» Mit Freuden ging der gute Knabe nach Hause und erzählte den Seinigen, was er Schönes und Wunderbares gesehen.

4. Wir sollen verfolgte Thiere kräftig beschützen und gegen feindliche Angriffe auf ihr Leben vertheidigen.

"Zu Ende Decembers," erzählt ein Augenzeuge folgender Geschichte, "standen wir in der Gegend von Cremona auf freiem Felde, unter Frost, Stürmen und Regengüssen. So gut es uns möglich war, gruben wir uns in den Boden, errichteten Baraken und bedeckten sie mit Baumzweigen, Stücken von Rasen, Schilf und Stroh, so wie wir etwas dergleichen vorfanden. Alle Bäume der Umgegend wurden niedergehauen, damit wir uns unser dürftiges Soldatenmahl kochen, unsere oft völlig durchnäßten Montirungsstücke trocknen, und uns bei den nächtlichen Wachen etwas erwärmen konnten. Die schöne lombardische Ebene stand in Gefahr, eine traurige Wüste zu werden. Am Ende gebrach es uns an Allem. Die Feinde hatten die umliegenden Ortschaften besetzt und in den Zwischenräumen Feldbatterien aufgeworfen, die wir ungestraft nicht überschreiten konnten. Zufuhr war unmöglich, das Land hinter uns verheert, und wollten wir nicht verhungern, so mußten wir vorrücken und die vom Feinde besetzten Ortschaften angreifen. Dies geschah endlich an einem finstern, neblichten Morgen. Die feindlichen Vorposten wurden nach der tapfersten Gegenwehr zurückgeworfen; wir brachen in die von unsern Gegnern besetzten Dörfer ein, wurden aber überall, nach blutigem Kriegsgebrauch, aus Fenstern und von Dächern herab mit Kugeln empfangen. Die Gefahr stieg; wir mußten zu unserer Rettung Alles wagen. Da zündeten einige Haubizgranaten hier und da Gebäude an,

und nun zog ſich der Feind unter Begünſtigung des Nebels zurück. Eine Abtheilung unſeres Chors verfolgte die Flüchtlinge, eine andere aber, bei der ich mich befand, mußte zur Vertheidigung der genommenen Ortſchaften, für den Fall eines wiederholten feindlichen Angriffs, zurückbleiben. Während des Brandes, der mehrere Häuſer verzehrte, ſchleppten die Soldaten alles Eßbare zuſammen, was ſich nur vorfand: Früchte, Obſt, Reißgarben, und trieben das Vieh aus den Ställen fort. Ein Theil des Landvolkes flüchtete ſich in die benachbarten Gebirge. Wir aber zündeten ſogleich mehrere große Feuer an, um uns einmal wieder recht zu erwärmen.

Ein wackerer Jüngling von unſerm Truppentheile, ſehr blutend und, obſchon nicht gefährlich, an der linken Hand verwundet, die er mit einem Nastuche zugebunden hatte, ſetzte ſich an ein benachbartes Feuer, in Erwartung eines Wundarztes, der ihn verbinden konnte. Er ſchaute nachdenkend und düſter in die verglimmende Kohlengluth, und manchmal darüber hin, ſeufzend auf das mit Leichen beſäete Feld. Auf einmal entſtand von der Seite des Dorfes her Laufen, Rufen und Tumult. Die Soldaten ſchienen ein Thier zu verfolgen; es flogen Steine, Säbel, Bajonette und Stücke Holz vorwärts her. Der Jüngling ſchaute traurig auf, blieb aber auf ſeinem Holzſtoße ſitzen. In dem nämlichen Augenblicke ſprang ein gejagtes und hart verfolgtes Lamm auf ihn zu und drang zwiſchen ſeine Arme ein, dort Schutz ſuchend. Der Jüngling ſchloß das verſchüchterte Thier feſt an ſich und nahm ſeinen Mantel darüber hin. Da langten aber auch die Verfolger deſſelben an und wollten es ihm entreiſſen. Unmuthig ſuchte er dies zu verhindern, und rief: «Nimmermehr ſollt ihr es erhalten! das arme Thier iſt mein Gefangener; es hat meinen Schutz geſucht und ſoll ihn finden.» Nun gab es Lärm; man erhitzte ſich in heftigem Wortwechſel; Einige zogen ſogar den Säbel. Aber auch der brave Jüngling war nicht müßig, und indem er das zitternde Thier zwiſchen ſeinen Füßen vom Mantel halb überdeckt hielt, ſchlug er mit ſeinem Seitengewehr jeden Angriff ſehr gewandt zurück. Bald hätte man um eines armſeligen Lammes willen einen ernſthaften Kampf und Blut-

vergleßen gesehen. Die herbeigeeilten Offiziere legten sich ins Mittel, geboten Friede und untersuchten den Streit. Die Soldaten behaupteten beharrlich, ihren Antheil an dem Thiere zu haben; der junge Mann aber griff in die Tasche und sprach: "Ich habe nichts mehr, als dieses halbe Guldenstück; nehmt es hin und laßt mir meinen Gefangenen." Die Soldaten lachten, nahmen das Geldstück und zogen ihres Weges; die Offiziere aber, welche seit geraumer Zeit eben so wenig, als Jene, einen guten Bissen genossen, vielmehr oft nicht minder als sie mit Mangel an Nothwendigkeiten gekämpft hatten, wollten dem Jünglinge das Lamm nunmehr, um es schnell zubereiten zu lassen, abkaufen, und boten ihm, da er sich weigerte, einen bedeutenden Preis; allein er lehnte jedes vermehrte Gebot bescheiden, aber bestimmt ab.

Gegen Abend, als ich die Runde hatte, traf ich den Jüngling am Ausgange des fast niedergebrannten Dorfes bei einem alten Taglöhner im Greisenalter und einer fast erblindeten Frau an, die ihm im Beiseyn vieler Kinder und Erwachsenen mit thränenvollen Augen dankten, daß er ihnen ihr einziges Besitzthum, das bei dem Unglück des heutigen Tages ihnen noch übrig geblieben war, zurückbringe. Der wackere Mensch hatte nämlich so lange beharrliche Nachforschungen angestellt, bis er den armen Besitzer des zu ihm geflüchteten Thierchens entdeckt und es demselben unversehrt wieder gegeben hatte.

5. Mitleid mit den Thieren erwirbt die Achtung der bessern Menschen und hat oft gute Folgen.

Emil** war ein guter Knabe, der ein sehr gefühlvolles Herz besaß; oft klagte er, daß es so böse Kinder gebe, welche die armen Thiere qnälen und martern. Er aber hatte sie lieb, und wo er Gelegenheit fand, that er ihnen Gutes. Das Haus seiner Aeltern war, bis auf eine Seite, von Bäumen und Hecken umgeben; vor dem Hause führte die Landstraße vorbei. Was diese Wohnung gar angenehm machte, das waren die Vögel, die sich in den Gebüschen und Bäumen aufhielten. Aber es kam einmal ein sehr harter Winter; da war für die

So hat also dieses arme Thier seine Dankbarkeit dadurch erwiesen, daß es das Leben derjenigen rettete, die einst das seinige gerettet hatte.

7. Ein Knabe, Pirmin O**, gebürtig von R. am Bodensee, studirte in einer Stadt, und zeichnete sich vor vielen seiner Mitschüler nicht nur durch seinen Eifer im Lernen, sondern auch durch sein sittliches Betragen und seinen lebendigen Sinn für alles Gute und Schöne sehr vortheilhaft aus.

Einst ging Pirmin an einem heitern Abende vor das Thor spatzieren, und hatte ein gutes Buch mitgenommen, um die Abendstunde nicht nur angenehm, sondern auch nützlich zuzubringen. Da sah er einen Fuhrmann, dessen mageres, elendes Pferd eine schwere Last fortschleppen sollte. Das unglückliche Geschöpf erlag fast unter seiner Last und war so entkräftet, daß die unbarmherzigen Peitschenhiebe, die ihm sein tyrannischer Treiber sogar auf den Kopf und in die Augen gab, es nicht zum Aufstehen brachten. Das Elend des armen Pferdes rührte den guten Pirmin bis zu Thränen; es war aus Mangel an Futter bei übertriebener Arbeit fast verschmachtet. Unwillig trat Pirmin zu dem gefühllosen Fuhrmanne und sprach: «Gefühlloser Tyrann! so könnet ihr mit einem armen Geschöpfe umgehen, es so aushungern und elend verschmachten lassen! Auch dies Thier fühlt Schmerz, wie ihr; Gott hat es auch zu einer ihm angemessenen Glückseligkeit erschaffen, wie euch; es ist ein Geschöpf Gottes, wie ihr, und ihr begeht eine abscheuliche Undankbarkeit gegen Gott; ja es ist desto strafbarer, dem armen Thiere Unrecht zu thun und ihm Qual zu verursachen, weil es nicht klagen kann und kein Richter es hört, als der Allwissende, den ihr wenig achtet. Schämet euch eueres gefühllosen Herzens, euerer Thorheit, welche von dem Thiere das Brod empfangen, ihm selbst aber nichts geben will; erleichtert ihm seine Last und gebet ihm sein gehöriges Futter, oder zittert vor der Strafe, welche der gerechte Richter über den Gefühllosen und Grausamen verhängt.»

Ganz verblüfft stand der Fuhrmann da; eine solche Lehre hätte er von keinem Knaben erwartet. Es hatten sich unter dessen mehrere Menschen um das arme Pferd versammelt, und

Alle bedauerten die klägliche Gestalt des Thieres und tadelten die Härte und Unbarmherzigkeit des Fuhrmannes. Da trat aus dem Haufen der Menschen ein Herr auf Pirmin zu, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Lieber Knabe! du verräthst eine gefühlvolle Seele; wer bei dem Leiden unglücklicher Thiere mitleidig ist, wird um so mehr beim Elende der Menschen fühlen. Willst du mit mir einen Spatziergang machen?“

Pirmin nahm das Anerbieten an, und wandelte bescheiden an der Seite des Herrn fort. Dieser fragte über Pirmins Aeltern und Verhältnisse, und der offene Knabe entdeckte ihm, daß er arm sey, seine Aeltern, nur Rebleute, aber alles aufbieten, um ihn studiren zu lassen, doch aus ihren Mitteln allein würde er nicht alles bestreiten können; edle Menschenfreunde geben ihm Kosttäge und Monatgeld. Der Herr fragte ihn: welches Hauptfach er einst ergreifen wollte? Und Pirmin sprach sich für die Rechtswissenschaft aus. Der Herr fragte nun noch über Mehreres, und immer mehr gefiel ihm der klare Verstand, die Offenheit und Bescheidenheit des Knaben. Endlich erklärte ihm der Herr: daß er in Zukunft die Kosten seines Unterhaltes bestreiten wolle, und zwar so lange, bis Pirmin sein Brod selbst verdienen könnte; doch müsse er stets die vortheilhaftesten Zeugnisse über Sittlichkeit und Fleiß von ihm erhalten; dann bezeichnete ihm der Herr das Haus, wo er ihn morgen besuchen sollte, und schied.

Mit welcher Freude Pirmin nach Hause ging, kann ich euch nicht beschreiben. „Nun darf ich meinen Aeltern nicht mehr beschwerlich fallen,“ sagte er zu sich selbst, „und will aber auch recht sittlich und fleißig seyn!“ Als der Herr am andern Tage seine Angelegenheiten mit Pirmin in Ordnung gebracht hatte, ging der gute Knabe zu seinen Wohlthätern, dankte ihnen und bat sie, ihre Gaben nun andern Armen zukommen zu lassen. Der edle Herr war der Staatsrath von **, der für Pirmin sorgte, bis er selbst sein Brod verdiente. Pirmin bezeigte sich der Wohlthaten nicht unwürdig, studirte unermüdet und lebt jetzt als ein geschickter, angesehener Beamter.

8. Gottfried Mind war der Sohn eines Schreiners, welcher in einem Dorfe nahe bei Bern seinen Aufenthalt hatte.

Schon in früheſter Jugend hatte er die Thiere ſehr lieb, und dies war die Veranlaſſung, daß er ein berühmter Maler und Bildhauer wurde.

Oft hatte Gottfried Gelegenheit, bei einem talentvollen und geſchickten Landſchaftsmaler, Namens Legel, Riedingers ſchöne Sammlung von Thieren durchzuſehen; da verſuchte dann der kleine, von ſeinen Aeltern verwahrloſte Knabe, wenn er dieſe Thiere mit Wohlgefallen betrachtete, einige derſelben mit Bleiſtift nachzuzeichnen. Vorzüglich wählte er Löwen, welche lange ſeine Lieblingsthiere waren. Nach und nach wagte es der Kleine, gleich ſeinem Lehrer, nach der Natur zu arbeiten, und einige Ziegen, Schaafe, Katzen abzubilden, woraus ungefähr die ganze lebende Thierwelt in ſeinem Dorfe beſtand. Sein Vater aber meinte, auf ſo einem Wiſche Papier zu zeichnen ſey nichts; Holz ſey das einzige Material, in welchem zu arbeiten ſich der Mühe lohne. So oft daher der Knabe Papier zum Zeichnen von ihm verlangte, warf er ihm ein Stück Holz hin, und ſo verſuchte Gottfried auch nothgedrungen, ſeine Thierchen in Holz zu ſchnitzen, worin er es bald zu einer ziemlichen Geſchicklichkeit brachte, ſo daß allmählig ſeine hölzernen Ziegen und Schaafe auf allen Kleiderſchränken und Oefen im Dorfe prangten, und als Kunſtſtücke bewundert wurden.

In der Folge wurde der geſchickte Maler Heinrich Freudenberger in Bern auf den jungen Mind aufmerkſam gemacht. Er half dieſem nun ſeine ländlichen Schweizerſitten unermüdet und mit der größten Treue koloriren. In allem übrigen Wiſſen und Können aber blieb Gottfried ſehr weit zurück, ſo daß er mit Noth ſeinen Namen zu ſchreiben verſtand und ſo unbehülflich war, daß er ſelbſt nach Freudenbergers Tode bei deſſen Wittwe blieb und ſeine eigenen geiſtreichen Zeichnungen bei ihr und für ſie um geſetzten Tagelohn verfertigte. Nach Freudenbergers Tode erſt war es ihm vergönnt, ſein eigenthümliches Talent an den Gegenſtänden zu entwickeln, denen er ſein ganzes Leben hindurch mit beſonderer Liebe zugethan war und die er eben darum auch mit ſolcher Treue und Wahrheit darzuſtellen wußte. Bei ſeinem eingeſchränkten Stubenleben hatte er ſich mit den Haus- und Stubenthieren, beſonders den Katzen, in ein freund-

liches, so zu sagen väterliches Verhältniß gesetzt. Gewöhnlich saß ihm, wenn er zeichnete, eine Katze auf dem Nacken oder auf der Schulter, und er duldete so sie Stunden lang in der unbequemsten Stellung, um sie nur nicht zu stören. Oft saß noch eine zweite neben ihm auf dem Tische und sah zu, wie er arbeitete; zuweilen lagen einige Junge in seinem Schooße unter dem Tische, Laubfrösche in Gläsern standen gewöhnlich neben seinem Reißbrett, und mit allen diesen Thieren sprach er auf die liebkosendste Weise.

Den meisten Fleiß und die sorgfältigste Zierlichkeit wendete er auf die Darstellung seiner geliebten Katzen. In richtiger Zeichnung ihrer Formen wußte er die allgemeine Natur dieser Thiere, und in der porträtähnlichen Auffassung der besonderen Physiognomien, den eigenthümlichen Charakter derselben wiederzugeben. Der schmeichelnde Blick voll Falschheit, die zierlichen Bewegungen der jungen Kätzchen, alles dies ist in den mannigfaltigsten Stellungen, Wendungen, Gruppen, Spielen und Balgereien höchst naturgemäß mit Liebe und Treue geschildert worden.

An Sonntagen und Winterabenden schnitzte Mind zum Zeitvertreibe aus gedörrten wilden Kastanien kleine Kätzchen, Bären und andere Thiere mit so vieler Kunst, daß auch diese niedlichen Spielwerke bald so gesucht, wie seine Zeichnungen, waren. Bei dem Bärengraben in Bern, wo immer einige lebende Bären unterhalten werden, brachte Mind manche glückliche Stunde zu. Auch schien zwischen diesen Thieren und ihm eine besondere Vertraulichkeit zu walten. Sobald Friedli, unter welchem Namen Mind zu Bern am bekanntesten war, an dem Stadtgraben erschien, eilten die Bären mit freundlichem Brummen herzu, stellten sich auf die Hinterfüße und bekamen dann auch richtig ihr Stück Brod oder einen Apfel aus seiner Tasche. Darum waren aber auch nächst den Katzen die Bären Lieblingsgegenstände seines Pinsels, und er glaubte auch wohl nicht mit Unrecht, diese Thiere besser als andere, selbst berühmte Künstler, darstellen zu können.

Neben seinem Umgange mit lebendigen Katzen und Bären war seine vornehmste Freude die Besichtigung von Kunstsachen

und am liebsten von Kupferstichen, wo wieder Thiere ihm das meiste Vergnügen gewährten. Er brachte daher bei einem dortigen Liebhaber und Besitzer auserlesener Kupferstiche manche Winter-Sonntag-Abende zu, wo ihm dann das Durchblättern und Anschauen dieser Gegenstände die angenehmste Beschäftigung gewährte. Thierstücke waren ihm die liebsten; die Löwen von Rubens, von Rembrand und Potter, die Hirsche von Riedinger gefielen ihm am besten. Die übrigen Thiere des letztgenannten Meisters, besonders die Löwen, erklärte er für unrichtig. Selbst die berühmten Katzen von Corn, Visscher und Wenzel Hollar hatten seinen Beifall nicht. Nach dergleichen Kunstmusterungen trank er dann mit seinem Kunstverehrer Thee und ließ sich das dazu aufgestellte Backwerk wohl schmecken. Solche Abende waren gewissermaßen sein Himmel auf Erden; dessen ungeachtet ließ er zuweilen seinem Wohlthäter auf seine Einladung erwiedern: er könne nicht kommen, seine Büst (die Katze) sey krank, er müsse bei ihr bleiben. Mind starb als ein berühmter Maler und Bildner im Jahre 1814.

*

Der Mensch soll herrschen über das Vieh, über die Vögel unter dem Himmel und über die ganze Erde. I. Mos. 1. 26. — Du sollst am Sabbathe dem Vieh Ruhe gönnen. II. Mos. 20, 10. — Wenn du den Esel oder Ochsen deines Bruders hinfallen siehst am Wege, so sollst du nicht hinwegsehen, sondern aufhelfen sollst du ihnen mit ihm. V. Mos. 22. 4. — Wenn du ein Vogelnest vor dir am Wege findest, auf irgend einem Baume oder auf der Erde, Junge oder Eier; und die Mutter sitzt auf den Jungen oder auf den Eiern; so sollst du die Mutter nicht nehmen sammt den Jungen. Die Mutter mußt du fliegen lassen, und die Jungen kannst du dir nehmen; damit es dir gut gehe, und du lange lebest. V. Mos. 22. 6—7. — Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber der Gottlose ist unbarmherzig. Sprichw. 12. 10. — Hast du Vieh, so warte sein; und ist es dir nützlich, so behalte es bei dir. Sir. 7. 24. — Wem unter euch fällt wohl sein Esel oder Ochs in einen Brunnen, der ihn nicht sogleich am Sabbath herauszöge? Luk.

14. 5. — Seyd alle eines Sinnes, mitleidig, barmherzig. I. Petr. 3. 8.

Wer ein Geschöpf des lieben Gottes qält,
Es nur für bloßes Spielgeräthe hält,
Der hat ein böses Herz.
Gott gab die Thiere zum Gebrauch,
Zur Lust der Menschen; aber auch
Das Thier fühlt jeden Schmerz;
Drum quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Tugend.

Es ist die Bestimmung des Menschen, daß er, als ein Ebenbild Gottes, immer sich bestrebe, in allem Guten vollkommener zu werden. Dies kann nur geschehen, wenn er den lebendigen Vorsatz hat, aus unbedingter Achtung gegen seine Pflichten stets gut und fromm zu seyn und im Guten unwandelbar fortzuschreiten, wie das Christenthum es lehrt. Die Fertigkeit, die durch die christliche Lehre erlernten Gesetze immer zu beobachten, aus Liebe und Gehorsam gegen Gott, nennt man christliche Tugend. Wer daher mit Leichtigkeit alles Wahre und Gute kennt, liebt, will, thut und immer nach der Vorschrift und dem Gesetze Gottes handelt, heißt tugendhaft. Tugend ist der Grund, auf dem das Gebäude unserer Glückseligkeit ruhen muß; ohne sie können wir nicht wahrhaft und dauernd glücklich werden. Aechte Tugend macht uns Gott ähnlich, verliert nie ihren Werth, hängt nicht von Stand und Verhältnissen ab, und folgt uns in die Ewigkeit. Der Stifter unserer christlichen Religion machte uns durch seine Lehre, sein Beispiel und seine unschätzbaren Verdienste einer vorzüglichen Tugend fähig, und verband uns um derselben willen zu einer solchen Tugend. Machet euch daher Tugend eigen und von ihr ihren richtigen Begriff. Glaubet nicht, daß jener schon tugendhaft sey, wer eine oder die andre gute Handlung ausübet; sondern nur der, welcher sich eine Fer-

tigkeit in allem Guten eigen gemacht hat. Stellet euch die Eigenschaften Gottes oft recht nachdrücklich vor, sie geben viele Beweggründe zur Tugend, besonders seine Allwissenheit und Allgegenwart. Wenn ihr euch Gott öfters lebhaft als den Herrn Himmels und der Erde denket, dessen Mißfallen ihr fürchten und dem ihr gern zu Gefallen leben müßt und wollet, so wird euch diese Vorstellung gewiß zur Ausübung der Tugend williger machen. Denket über den hohen Werth der Tugend, ihre seligen Folgen für Zeit und Ewigkeit nach, und je mehr ihr sie kennet, desto lieber wird sie euch werden, und ihr werdet den Hindernissen, die euch auf dem Wege der Tugend aufstoßen, um so muthvoller entgegen arbeiten, und ihr nicht so leicht etwas Irdisches vorziehen. Betrachtet, wie ruhig und glücklich Menschen leben, welche sich der Tugend weihen, und haltet euch oft die Beispiele der Tugendhaften aus der Geschichte vor, um sie nachzuahmen. Erwartet aber nicht immer zeitlichen Lohn von der Tugend; sonst könntet ihr, wenn er nicht immer folgte, ihr leicht untreu werden. Ja, der Tugend sey euer ganzes Leben geweiht; sie giebt euch die hohe Würde, Gottes Ebenbild zu seyn. Höret nicht des Lasters Lockgesang; dem freundlichen Rufe der Tugend öffnet Ohr und Herz; sie liebet, sie übet, und führt euch zur Ermunterung recht oft den Spruch vor die Seele:

Frühe will ich guten Saamen streuen
Und mein Leben edlen Thaten weihen,
Auf der Tugend Bahn:
Daß ich einst auf meine Jugendtage
Noch im Alter ohne Reu' und Klage
Heiter blicken kann.

1. Die Tugend gibt beim Verluste irdischer Güter Trost, indem sie höhere darbietet.

Torquato Tasso wurde am 11. März 1544 zu Sorrento geboren. Ungewöhnlich früh und schnell entwickelten sich seine Anlagen, und dabei zeigte er sich schon als Kind stets ernst, niemals lachend noch weinend. Er wurde, als er drei Jahr alt war, dem Unterricht des Giovanni d'Angeluzzo über-

geben, und machte in zwei Jahren so große Fortschritte, daß sein damals wieder heimgekommener Vater dadurch sehr überrascht und erfreut wurde. Von seinem siebenten Jahre an besuchte er die Schulen, welche die Jesuiten in Neapel errichtet hatten, und lernte hier die besten lateinischen und griechischen Schriftsteller verstehen und erklären. Auch in Rom machte er große Fortschritte in den Wissenschaften, erhielt später mit dem Sohne des Herzogs von Urbino gleichen Unterricht, und hatte seine besondere Freude an dem Studium der Philosophie und Dichtkunst, womit er Mathematik und alle ritterlichen Uebungen verband. Wodurch aber Tasso sich auszeichnete, war seine hohe Liebe zu allem Edlen, Wahren und Guten, seine strenge Tugend. Er war noch sehr jung, als er den Urtheilsspruch vernahm, nach welchem sein Vater, der dem Prinzen von Salerno anhing, für einen Rebellen erklärt, und aller seiner Güter beraubt wurde. Da dieses Urtheil sich auch auf seine ganze Familie erstreckte, sagte Tasso mit einer in seinem Alter gewiß sehr bewundernswerthen, seltenen Fassung: „Ich danke dir, Glück! daß du mir alle meine Güter entzogst; mir bleibt doch die Freiheit, jene bessern Güter zu erwerben, die die Tugend uns beut.“

Tasso zeichnete sich in der Folge als ein vortrefflicher Dichter aus, und hat sich durch sein herrliches Werk: „das befreite Jerusalem“ — unsterblich gemacht. Leider hatte er mit Leiden und ungünstigem Schicksale zu kämpfen, das er nicht verdiente; er sollte zu Rom im Jahre 1594 öffentlich und feierlich gekrönt werden, man verschob aber die Feierlichkeit bis zum Frühjahre, um ihr größeren Glanz zu geben. Während des Winters aber nahm Tassos Gesundheit immer mehr ab, und er starb zu derselben Zeit, die man für seine Krönung bestimmt hatte, am 25. April 1595. In der Kirche zu St. Onuphrio wurde er prachtvoll bestattet, und ihm daselbst ein schönes Denkmal errichtet.

2. Ludwig Heinrich Christoph Hoelty war zu Marienſee bei Hannover 1748 geboren, wo sein Vater Prediger war. Schon als Knabe war er munter und wißbegierig,

liebreich und gefällig. Strenge Tugend begleitete ihn überall auf den Wegen seiner Jugend. Im Anschauen der Natur und ihrer Schönheiten suchte seine Seele ihre Wonne; ganz erfüllt war sein Herz von Achtung für alles Schöne und Gute, so wie sein Eifer, sich viele Kenntnisse zu erwerben, glühend war. In der Schule zu Zelle und auf der Universität zu Göttingen ging er nur mit den edelsten Jünglingen um, die aus verschiedenen Gegenden zusammenkamen und den Bund der Freundschaft, der Religion und Tugend stifteten. Hölty liebte die Ruhe und Einsamkeit; stellte man aber auch auf Kosten derselben eine Bitte an ihn, so schlug sie der dienstfertige Jüngling nie ab. In eine heftige Bewegung oder Leidenschaft konnte ihn nicht leicht etwas bringen, kaum eine Beleidigung seiner selbst; aber allemal erhob sich seine Seele und rüstete sich mit edlem Unwillen, wenn man ihm von einer schlechten That, von Verführung oder Unterdrückung der Unschuld, von gekränkter Menschheit, vom Triumphe der Bosheit und des Lasters sagte. Alsdann sprach er heftiger, geschwinder, mit erhöheter Stimme, und Gefühl für Menschheit und Tugend röthete seine sonst immer blasse Wange. Immer beurtheilte der edle Jüngling die Menschen nach sich selbst, und also vortheilhaft; er war immer am beredtesten, wenn man von guten Menschen sprach. Er stimmte jedem Lobe freudig bei, das man einem Edlen gab. Er staunte oft, oder zweifelte, wenn er wieder eine schlechte That eines Menschen hörte, und entschuldigte, so lange er konnte; dann aber, wenn dies nicht mehr möglich war, dann wandte sich sein ganzer verachtender Unwille auf den schlechten Menschen, und sein ganzes Mitleiden, seine ganze Liebe neigte sich zum Unterdrückten; eine fromme Thräne trat dem gefühlvollen Jünglinge ins Auge. Er war sehr religiös; seine Religion floß aus Gottes Wort in sein Herz. Sein Stab und Anker war Christus, darauf lehnte und stützte er sich. Er, der in andern Stücken gegen alle Menschen so verträglich war, sie mit allen ihren Eigenheiten, Lächerlichkeiten und auch wohl gröbern Fehlern immer noch mit Liebe und Geduld trug, immer alles zum Besten kehrte, war auch gegen Religionsmeinungen verträglich, wünschte Allen, zur Erkenntniß und Erbarmung Gottes und

Heiland unſerer Seelen zu gelangen. Seine reine Seele kannte keine Art von niederer Wohlluſt, ſah immer ihre höhere Beſtimmung, dachte immer den Tod ſich mit Freuden und als Uebergang zum nähern Anſchauen Gottes. Er verachtete jede Ungezogenheit in Schriften und Reden, den frohen Scherz aber, der Seele und Leib erheitert, liebte er. Hölty, der tugendhafte Jüngling, deſſen Geiſt unter der Laſt eines kränklichen Körpers doch ſo ſchön aufſtrebte, erwarb ſich als Dichter großen Ruhm, und wird immer unter den erſten Dichtern glänzen. Er ſtarb zu Hannover, wohin er ſich zur Erholung begeben hatte, am 1. September 1776, viel zu früh für die deutſche Dichtkunſt. Er wird jedem Jünglinge ein reines Vorbild der Tugend ſeyn.

3. Auch arme Mädchen werden bei Tugend und Sittſamkeit von braven Männern zu Gattinnen geſucht.

Im ſiebenjährigen Kriege lag ein preußiſcher Huſar bei einem armen Schullehrer, Namens Ehnlich, im Quartier. Weil der Huſar ſah, daß dieſes ein ehrlicher Mann war, ſo ſagte er bei ſeinem Abſchiede: „Lieber Freund! ich kann noch in hundert Quartiere kommen, ehe ich wieder einen ſo rechtſchaffenen Wirth finde. Hier habt ihr mein ganzes Vermögen, das ich mit meinem Blute erkauft habe (er gab ihm einen Beutel mit 150 Dukaten in die Hände), hebet es nur auf. Ueberlebe ich den Krieg, ſo empfange ich es mit Dank aus euern Händen zurück. Sterbe ich, ſo habe ich einen armen Bruder in Brieg, dieſem könnt ihr es zukommen laſſen.“ — „Verlangen Sie keine Handſchrift?“ fragte der Schullehrer. — „Nichts, nichts von Handſchrift! Ein ehrlicher Mann iſt die ſicherſte Handſchrift. Lebet wohl!“ — und hiemit ritt der Huſar fort. Nach einem halben Jahre bekam der Schullehrer die Nachricht, daß derſelbe in einem Scharmützel wäre erſchoſſen worden. Er ſchrieb daher an das Regiment, und erhielt die ſchriftliche Verſicherung, daß der Huſar todt ſey. Damals lagen eben des Schullehrers Kinder an den Blattern krank, und ſehnten ſich nach einer Erquickung; er konnte ſie ihnen aber nicht geben. „Liebe Kinder!“ ſagte er,

„ich habe keinen Pfennig mehr, den ich zu eurer Erquickung anwenden könnte.“ Da sagte seine Frau: «Lieber Mann, du hast ja die 150 Dukaten von dem preußischen Husaren, die könntest du ja angreifen. Es weiß ja Niemand etwas davon, da du keine Handschrift ausgestellt hast.» — «Schweig,» sprach er unwillig, «ich bin nun so alt geworden und habe Niemanden Unrecht gethan, so will ich auch nicht erst anfangen.» Sie fiel ihm um den Hals und weinte. „Mann, lieber Mann!“ sagte sie, „hast du ein Herz von Stein? willst du dich deiner Kinder nicht erbarmen?» — «Gott ist ihr Vater,» antwortete er, «der kann sie retten. Wenn ich sie durch Sünde retten wollte, so würde ich ihren Vater beleidigen.» Und ohne ein Wort weiter zu reden, riß er sich aus ihren Armen, ging auf seine Stube, schrieb an des Husaren Bruder und überschickte ihm die 150 Dukaten. Diesem kam das Geld eben recht. Er hätte einen Sohn, der auf die Universität gehen wollte, und diesem gab er es nach und nach zu seinem Unterhalte.

Unterdessen that der ehrliche Ehnlich Alles, was möglich war, um seine Kinder tugendhaft zu erziehen. Er kleidete sich schlecht und lebte sehr einfach, und alles, was er von seiner Einnahme erübrigen konnte, wendete er an seine Kinder. Nun starb der gute Mann und hinterließ nichts, als einige Bücher und sechs Kinder. „Lieber Gott!“ sagte seine Schwester, als er dem Tode nahe war, „was wird aus diesem armen Häuflein werden?“ Das hörte er, richtete sich auf, lächelte und sprach: „Das laß dich nicht kümmern, liebe Schwester. Ich hinterlasse ihnen ein großes Gut, ich hinterlasse ihnen — meinen Segen!“ — und da starb er.

Die Kinder des armen Schullehrers lebten nach den Ermahnungen ihres guten Vaters, fürchteten Gott, liebten die Tugend, und fanden auch alle ihre Versorgung, vorzüglich die älteste Tochter. Diese zog nach ihres Vaters Tode zu einer Pathin. Da sie nicht weichlich erzogen war, noch zu thörichtem Putz gewöhnt worden, so brauchte sie sehr wenig zu ihrem Auskommen, und dieses erwarb sie reichlich mit ihrer Näh- und Strickarbeit. Dabei war sie immer gesund und munter, und

ihr Schmuck war Reinlichkeit. Wenn ſie neben dem Fräulein von Tr. ſtand, das wenigſtens 12,000 Thaler im Vermögen hatte, ſo ſchien ſie immer ſchöner, obgleich ihr Anzug weit wohlfeiler war. Wer ſie ſah, ſprach: des Vaters Segen ruht auf ihr! Einen ſolchen Segen bereitet eine gute Erziehung; ſie iſt das beſte Kapital, welches Aeltern ihren Kindern geben können. Tugend war dieſes Mädchens Begleiterin, und wurde der Grund ihrer Verſorgung.

Nachdem das tugendhafte Mädchen drei Jahre als verlaſſene Waiſe gelebt hatte, wurde der Profeſſor M** in die Stadt, wo ſie wohnte, berufen, und bekam eine jährliche Einnahme von 1000 Thalern. Verſchiedene Anträge zu einer Heirath wurden ihm gethan, die er aber alle ausſchlug. Unterdeſſen hatte unſer braves Mädchen auch Anträge von etlichen jungen Männern erhalten, die ſie zur Frau begehrten; allein das Mädchen liebte die Tugend zu ſehr, als daß ſie ſo ſchnell eingewilligt hätte; die jungen Leute waren lauter unſittliche, und ſie konnte ſich durchaus nicht entſchließen, mit einem von dieſen ſchlechtgeſinnten Menſchen auf Lebenszeit die genaueſte Verbindung zu ſchließen. So bewahrte ſie die Tugend, das ſchönſte Erbtheil ihres Vaters, vor Unglück und Verderben, und bereitete ihr eine beſſere Zukunft. Der Profeſſor M**, der unweit ihrem Hauſe wohnte, und wirklich der Sohn jenes armen Mannes war, an den der Schullehrer die 150 Dukaten ſo redlich überſchickt hatte, hatte das tugendhafte und ſittſame Mädchen bemerkt, und ihre Reinlichkeit, ihr Fleiß und ganzes Betragen gefielen ihm; er wünſchte im Stillen, ſie zu ſeiner Frau zu haben. Als er ſich aber näher erkundigte, und erfuhr, daß ſie die Tochter des rechtſchaffenen Schullehrers ſey, der durch ſeine Gewiſſenhaftigkeit und Ehrlichkeit den Grund zu ſeinem Glücke gelegt hatte, ſo war er vor Freude außer ſich. Eines ſo rechtſchaffenen Mannes tugendhafte Tochter — dachte er — muß die beſte Frau werden. Er bat um ihre Hand, erhielt ſie, und machte ſie zu einer ſehr glücklichen Frau.

4. Tugend giebt ein gutes Gewiſſen, Troſt im Leiden, Heiterkeit im Tode, und jenſeits des Grabes vollkommenen Lohn.

Johann Sudlow wurde, als er kaum vier Jahre alt war, durch den Tod seines kleinen Bruders sehr tief gerührt. Als er diesen ohne Athem, Sprache und Bewegung liegen sah, und bemerkte, daß man ihn zur Thüre hinaus trug, und in das Grab legte, so ging es ihm sehr zu Herzen. Da fragte er seine Aeltern: ob er auch so sterben müsse? Und als man ihm dieses mit Ja beantwortet, so machte dieses einen so großen Eindruck auf ihn, daß er von jener Zeit an immer ernsthaft war, mit allem Eifer lernte, seinen Aeltern alle Achtung erwies und eine rechte Freude an allem Guten zeigte. Besonders war er sehr begierig zu wissen: was er thun müsse, wenn er in der künftigen Welt leben wolle. Und als ihn seine fromme Aeltern darüber belehrten, so mied er alles, was Gott mißfallen konnte. Man durfte ihm nur sagen, dies oder jenes sey Sünde, so war er ohne Mühe davon abzuhalten. Um die ganze Welt hätte er nicht eine Lüge ausgesprochen.

Dieser tugendhafte Knabe war sehr krank, und war dem Tode nahe. Der Seelsorger fragte ihn: «Johann, fürchtest du dich nicht zu sterben?» Er antwortete: „Nein, ich habe die Tugend geliebt, und der Herr wird mich in dieser Stunde stärken.» Der Pfarrer sprach: „Wie kannst du dies wissen, weil du ein Sünder bist?" Mit vollem Vertrauen und mit aller Ruhe antwortete der Knabe: „Allein in Jesu Christo." Und in diesem seinem Heilande schlief er gleich darauf selig ein in seinem 12ten Lebensjahre.

5. In der vollen Kraft und Blüthe der Jugend, gesegnet mit großen Glücksgütern, sah der junge Freiherr von Ostheim in einer tödtlichen Krankheit, daß er sein Leben und Erdenglück verlieren würde. Bei diesem, dem Jünglinge gewiß schmerzlichen Verluste gab er seinen Freunden ein Muster christlicher Fassung und edler Gesinnungen. Er forderte von seinem Arzte ein Geständniß ohne Rückhalt: ob sein Leben in Gefahr sey? Dieser, aus Furcht ihn zu beunruhigen, wollte der Antwort ausweichen; aber er drang in ihn mit dem Zusatze: er müsse noch vor seinem Tode über sein Vermögen verfügen. „Nun," sagte der Arzt, „ihr Leben ist nicht außer Gefahr," und Ostheim verstand diese Antwort ganz, sah ihn lächelnd an,

und sprach: „Tausend Dank, daß Sie mir es sagten!“ Jetzt war sein erster Gedanke, alles so in Ordnung zu bringen, daß in seiner Familie durch seinen Tod keine Verwirrung entstände. Noch an demselben Abend machte er sein Testament, mit einer, nach dem einstimmigen Zeugniß Aller, die dabei gegenwärtig waren, ganz außerordentlichen Sammlung der Gedanken, Ruhe, Heiterkeit und Fassung der Seele. Er hatte den würdigen Professor Koppe rufen lassen. Als dieser vor sein Bette trat, lag er eben unter dem Gefühle heftiger Schmerzen. Aber mit seinem gewöhnlich heitern, freundlichen Blicke sah er ihn an, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Sie glauben es mir wohl nicht, daß ich dem Tode so nahe bin. Meine Aerzte sagen es mir auch nur halb, aber ich fühle, daß ich es bin. Ich habe daher so eben noch Verfügungen gemacht, die ich meinen Anverwandten und einigen meiner Nebenmenschen schuldig war. Nun erwarte ich, was Gott über mich beschlossen hat.“

Bald darauf, als dieser rechtschaffene Lehrer ihn im Fortgange der Unterredung an die frohen Aussichten, die uns auch durch Jesus im Tode geöffnet sind, erinnert hatte, setzte er hinzu: „Ich bin mir wohl bewußt, in meinem Jugendleben nicht ganz als Weiser und Christ gelebt zu haben: aber das bezeuge ich ihnen vor Gott, zu dem ich jetzt bald komme, immer hatte ich Ehrfurcht vor der Religion Jesu, und den Wunsch und Vorsatz, einmal ein rechtschaffener und meinen Nebenmenschen nützlicher Mann zu werden. Darum hoffe ich zu Gott, er wird mir meine begangenen Fehler vergeben, und nach meinem Tode meine Seele veredeln.“ Er bat ferner Herrn Professor Koppe bei seinem Abschiede um ein Buch, von dem er glaubte, daß es seinem Zustande angemessen wäre, damit seine Freunde es ihm vorlesen könnten. Koppe schickte ihm den ersten Band der Zollikoferschen Predigten, und bemerkte für ihn die Predigt: „von der Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit.“ Nach dem eigenen Zeugnisse des Sterbenden und seiner Freunde Versicherung hatte sie eine wohlthätige Wirkung auf ihn gemacht, und ihn in seiner glückseligen Herzensverfassung gestärkt. Es zeigte sich noch ein schwacher Strahl von Hoffnung; aber auch unter diesen Zeichen anscheinender Besserung änderte sich seine Ge-

müthsverfassung nicht. Zwar wünschte er zu leben, und freute sich der neuen Hoffnung, die man ihm gab; aber auch nicht einen Augenblick ward jener Wunsch und diese Freude so stark, daß der Gedanke an den Tod ihn entweder ganz verlassen, oder unruhig und traurig gemacht hätte. Zu eben der Zeit, da seine Freunde seine Wiedergenesung erwarteten, sagte er dem Herrn Hofrath Feder: „ich will den lieben Gott nicht bestechen; aber genese ich, so ist mein Vorsatz fest, besser zu werden. Soll ich aber sterben, so bitte ich Gott, daß er mich bei gegenwärtigem Geiste erhalte, damit ich mein Ende auch den Umstehenden nützlich machen könne." Die Hoffnung zu seiner Genesung verschwand wieder; er fühlte sein herannahendes Ende. Um Mitternacht fragte er seinen Arzt: „Wie viel Stunden habe ich noch zu leben?". Und als dieser ihm antwortete: „um 3 Uhr wird ihnen besser seyn;" ließ er sogleich erst seine Bedienten, dann seine Freunde vor sein Bette rufen. Allen dankte er für ihre Dienste, für ihre Freundschaft und Liebe, die sie ihm bewiesen hatten, gab jedem für dessen Zustand auf eine bewunderungswürdige Art die treffendsten Ermahnungen, und schloß mit einem alle Umstehenden rührenden Gebete zu Gott. Noch einmal verlangte er seinen geliebten Koppe zu sprechen. Dieser eilte zu ihm. Mit einem himmlisch lächelnden Blicke sah der Sterbende ihn an, drückte ihn fest an seine Lippen, und sagte: „Ich danke ihnen für ihre Liebe — ich sterbe ruhig." Er hörte alle tröstenden Worte und Seufzer für die baldige Vollendung seines Kampfes bis in die letzten Minuten seines Daseyns. — Noch einmal sagte er: „Ich danke Ihnen" — drückte ihm die Hand, und starb in seinen Armen.

6. Vor einigen Jahren lebte in einer Stadt, wo sehr gute Anstalten zum Unterrichte der Jugend bestehen, ein Mädchen, das sich vor allen ihren Mitschülerinnen sowohl durch ihr musterhaftes Betragen, als auch durch ihre vorzüglichen Fähigkeiten und durch ihren unermüdeten Fleiß ganz besonders auszeichnete, und unter denselben als Muster und Beispiel für Alle hervorleuchtete. Allein diese edle Blume blühte nicht lange im Garten des Lebens, sie zeigte sich in ihrer schönsten Blüthe, und war reif für den Herrn des Gartens gepflückt zu werden, um in seinem Ge-

filde zu prangen. Der Tod entriß ſie zu frühe aus der Mitte ihrer Aeltern und Jugendgenoſſen, und nur das Andenken an ihre Tugend blieb dieſen zurück, um ſie und Andere zur Nachahmung aufzumuntern.

Anna Sch**, Bürgerstochter von *, 13 Jahre alt, war ein außerordentlich ſanftes, beſcheidenes und gefälliges Mädchen. Sie zeichnete ſich nicht allein durch ihre vorzüglichen Geiſtesgaben, durch ihren außerordentlichen Schul- und Hausfleiß, ſondern auch durch ihr reines, ſittliches Betragen vor allen ihren Mitſchülerinnen aus; ſie liebte ſtets Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitſamkeit; ſie ſuchte jede Gelegenheit auf, die Liebe ihres Lehrers, die ihr über alles galt, immer mehr zu verdienen; die Entziehung derſelben würde ihr größter Schmerz, die empfindlichſte Strafe für ſie geweſen ſeyn. Uebrigens war ſie mit allen ihren Mitſchülerinnen verträglich, liebte ſie wahrhaft ſchweſterlich, und würde wieder von ihnen herzlich geliebt, wovon die vielen Thränen an ihrem Sterbe- und Begräbnißtage den ſchönſten Beweis geben. Ihre Sanftmuth und alle kindlichen Tugenden, die ſich in ihr vereinigten, erwarben ihr mit Recht den Vorzug vor Andern, und ſie war es werth, die Zierde der Schule genannt zu werden. O möchten doch alle Mädchen ihre ſchönen Tugenden nachahmen!

Als das gute Mädchen nach einem kurzen Krankenlager fühlte, daß keine Rettung mehr möglich ſey, und daß ſie bald ſterben müſſe, bat ſie ihre Aeltern zu ſich, die ohnedies ſelten von ihrem Bette kamen, und redete ſie mit ſchwacher, ſterbender Stimme alſo an: „Liebe Aeltern! ich fühle es, daß ich euch bald verlaſſen muß. Der Tod wird früh meinem Leben ein Ende machen, aber betrübet euch darum nicht zu ſehr. Glaubet nicht, daß ich den Tod fürchte, wenn ich gleich das Leben liebe. Ich weiß es ja gewiß, daß er meine Seele nicht zerſtören kann. Mein Geiſt wird fortleben, wenn gleich mein Körper im Grabe modert. Ich habe mich immer bemüht, Gottes heiligen Willen mit Freuden zu erfüllen, mit Freuden nehme ich auch jetzt den Ruf an, zu ihm zu kommen. Er iſt der Vater aller Menſchen. Weinet nicht und ſeyd nicht traurig; wir trennen uns zwar auf kurze Zeit; aber der, der den Funken hier auslöſcht, kann ihn

dort wieder anzünden. Wir werden uns wieder sehen, und mit allen frommen Seelen ewig bei dem uns freuen, der uns in dieses Erdenleben rief. — Daß ich zu dieser Einsicht gekommen bin, das verdanke ich euch, liebe Aeltern! — und meinem Lehrer, dem ihr mich zum Unterrichte anvertraut habt. — Dank, tausend Dank für die schönen Lehren, für die Mühe und Sorgfalt, die ihr auf meine Bildung verwendet habet! Verzeihet auch, gute Aeltern, wenn ich euch durch Unfolgsamkeit oder andere jugendliche Fehltritte beleidigt habe." Die Aeltern konnten lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen. Nach einer Weile rief der Vater mit Wehmuth: „Gutes Kind! du warst ja immer unsere Freude!" Auf gleiche Weise nahm die sterbende Kleine von ihren Geschwistern Abschied und ließ auch ihre Mitschülerinnen grüßen, dem Lehrer aber noch besonders danken.

Als sich Abends die Stunde des Todes nahte, rief sie noch sterbend aus: „Ich gehe nun zu meinem Vater im Himmel, ich werde ihn sehen, und bei ihm wohnen dürfen!" Hier stockte ihre Stimme, es brach ihr Auge, und der Engel des Todes hatte ihren sanften Geist von dieser Erde weggenommen. Alle, die gegenwärtig waren, warfen sich auf die Leiche hin und benetzten sie mit Thränen. — „Laßt sie nun ruhen, unsere brave, tugendhafte Anna," sprach endlich der Vater; „sie ist nun Erde, und ihr schöner Geist glänzet vor Gottes Thron als ein Engel; denn sie war ja gut im Leben, und ist nun des ewigen Lohnes guter Kinder werth." — „Ja, gut war sie," rief die Mutter mit Wehmuth, „und eben darum, weil sie fromm und tugendhaft lebte, starb sie auch so ruhig und gelassen."

Wollet ihr, liebe Kinder, einst eben so ruhig und selig sterben, wie diese brave Schülerin, so lebet auch eben so fromm und tugendhaft, wie sie.

*

Auf dem Wege der Tugend ist Leben. Sprchw. 12. 28. — Wenn Jemand mir nachkommen will, der verläugne sich

selbst. Matth. 16. 24. — Suchet rein und tadellos zu seyn auf den Tag Christi, reich an Früchten der Gerechtigkeit. Philip. 1. 10 — 11. — Was irgend tugendhaft und löblich ist, dem strebet nach. Phil. 4. 8. — Wendet allen Fleiß an, und zeiget bei euerem Glauben Tugend. II. Petr. 1. 5.

Der Gerechte ist voll Hoffnung im Tode. Sprchw. 14. 32. — Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch stirbt. — Joh. 11. 25. — Sey treu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben. Offenb. Joh. 2. 10.

Mit dem Gedanken: sey stets tugendhaft — steh' auf,
Und geh' zu Bett' mit ihm; so wird dein Lebenslauf,
Kurz oder lang, gar schön
Von hier bis in den Himmel geh'n.

Unschuld.

Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, gab ihm eine unsterbliche Seele, hohe Geisteskräfte, Verstand, freien Willen, wodurch er Gottes Wahrheiten erkennen, und nach der Vorschrift Gottes in aller Gerechtigkeit wandeln, Gott ähnlich werden kann. Keiner Sünde soll er daher fröhnen, eine reine sittlich-gute Denk- und Handlungsweise sich eigen machen, keine Schuld auf sich tragen. Diese Unverdorbenheit und Reinheit des Herzens, welche frei von allem Vorwurfe ist, und in sich das Bild Gottes unentstellt zu tragen sucht, ist Unschuld.

Unschuld ist des Menschen höchster Schatz; ihn soll er über alles schätzen und zu erhalten suchen. Es giebt der Gefahren viele, welche der Unschuld heimliche und offene Schlingen zu legen suchen; wer aber Gott über alles liebt, wird ihn auch überall und allezeit vor Augen haben, jede Lockung zur Sünde fliehen und sein Herz rein von jeder Schuld zu

erhalten suchen. Der Segen, welchen Unschuld berekket, ist unendlich groß. Sie giebt frohen Muth und Freude, und führet gleichsam auf Blumenwegen durch das Leben. Sie giebt eine glänzendere Zierde dem Menschen, als Gold und Perlen; sie macht, daß Gott mit Wohlgefallen auf den Unschuldigen sieht, ja, sie macht die Menschen so hold und liebreich, wie die Engel. Eine unnennbare Seligkeit füllet die Brust des Unschuldigen; er fühlt nichts von Unruhe, Reue und Schmerz; ihn verdammt sein Gewissen nicht. Die ganze Welt erscheint ihm so schön, ihm glänzet die Sonne viel schöner, und reiner die hellfunkelnde Schaar der Sternlein am Himmel; ihn erfreut die Knospe der Rose und der blauen Vergißmeinnicht milde Pracht. Unschuld erwirbt dem Menschen Gottes Wohlgefallen, und führt ihn näher dem ewig Reinen, Unerforschlichen; ihr giebt der Allmächtige seinen besondern Schutz, wenn böse Menschen sie verkennen, verfolgen; ja, wenn Alles um den Unschuldigen herum dunkel wird, wenn Alles ihn verlassen zu haben scheint, so hat er doch noch einen treuen Freund, an den er sich auch in den größten Stürmen des Schicksals fest halten kann, — ein gutes Gewissen, und der Unschuldige wankt nicht, zagt nicht, denn die Reinheit seines Herzens sagt ihm, daß Gott sein Schutz und Schirm seyn werde. Wunderbar sorgt Gott für die Unschuld, die er oft drücken, aber nie unterdrücken läßt; zwar kann des Lasters Tücke hier sie oft verfolgen, quälen; aber Gott schützt sie und sendet ihr Rettung. Darum, liebe Kinder, suchet jederzeit euer Herz rein von aller Sünde zu erhalten, fliehet Menschen und Gelegenheiten, die euerer Unschuld mit Gefahr drohen, bestrebet euch, das Bild Gottes unentstellt in euch zu tragen, unschuldig zu seyn und zu bleiben; erwäget oft das Glück der Unschuld, die Ruhe und Heiterkeit unschuldiger Seelen, und machet euch den Vorsatz:

Mich soll des Guten Beispiel lehren,
Der frommen Unschuld Lohn sey Seligkeit;
Auch ich will Gott durch Unschuld ehren,
Und freudig thun, was sein Gesetz gebeut.
Die Pflicht des Dank's dringt mächtig mich dazu,
Und Unschuld gründet wahre Seelenruh.

1. Karl Borromäus, Sohn des Gilbert Borromäus und der Margarethe von Medicis, wurde im Jahre 1538 im Mailändischen auf dem Schlosse zu Arona am südlichen Ende des Lago Maggiore geboren. Von seiner zartesten Kindheit an blieb er der Tugend und Frömmigkeit treu ergeben. Um die Rechte zu studiren, wurde er noch sehr jung auf die Universität nach Pavia geschickt. Karl, der wie Samuel im Dienste des Allerhöchsten erzogen wurde, und die schönsten Grundsätze von seinen Eltern geerbt hatte, siegte trotz seinen gefährlichen Jünglingsjahren und den damals sittenlosen Zeiten über jede Versuchung. Es hielten sich in jener Stadt Studirende aus allen Ländern auf, und mancher Jüngling wurde ein Opfer der Verführung; selten konnte einer unbefleckt entrinnen, man legte der Jugend von allen Seiten, an allen Orten, zu allen Stunden die gefährlichsten Schlingen, und doch erhielt Karl sein Herz und Gewissen rein, und war seines schuldlosen, erbaulichen Wandels wegen ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Zugleich machte er in seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte. Wenn Andere im Schauspielhause, auf dem Tanz- und Fechtboden und in dem Strudel öffentlicher Lustbarkeiten die kostbare Zeit verschwendeten, arbeitete und betete er. Bei einer solchen Lebensweise konnte es nicht ausbleiben, daß man ihn für einen beschränkten Kopf hielt, besonders da er kein seichter Schwätzer war, und da schwieg, wo Andere vorlaut ihre Stimme ertönen ließen. Er lieh keiner faden Tändelei sein Ohr, und bei unanständigen und zweideutigen Reden schien er sichtlich bewegt. Sein ganzer Körper zitterte bei einer Gefahr, seine Schuldlosigkeit einzubüßen. Er kannte die Schwäche der menschlichen Natur, insbesonders der seinigen, zu gut, als daß er ihr hätte Trotz bieten sollen; aber es gelang ihm, allezeit den Sieg davon zu tragen durch die Flucht vor der drohenden Gefahr. Der Tod seines Vaters unterbrach seine Studien; er wurde nach Hause berufen, um die Haushaltung zu übernehmen. Bei diesem Geschäfte zeigte er eine Geschicklichkeit, die sich nur von einem vieljährigen und erprobten Oekonomen erwarten ließ. Nachdem er die besten Anstalten auf den borromäischen Gütern getroffen hatte, ging er nach

Pavia zurück, und setzte mit allem Fleiß seine Studien fort. Sein reiner Wandel, so wie seine Kenntnisse erwarben ihm alle Achtung, und noch war er nicht 23 Jahre alt, als er schon die erzbischöfliche Insel zu Mailand und den Kardinalshut erhielt. Karl zeichnete sich in der Folge durch seinen apostolischen Eifer, seine große Liebe und Milde gegen Arme aus, zog sich bei einem Visitationsgeschäft ein tödtliches Fieber zu, und starb, indem er mit dem himmlischen Lächeln der Unschuld sein Auge auf das Bild des gekreuzigten Welterlösers heftete, im Jahre 1584.

2. Ein von seinen rechtschaffenen Aeltern gut erzogener Jüngling kam in der Fremde in ein Haus, wo sich eine unsittliche Weibsperson aufhielt. Diese gab sich alle Mühe, den braven, unschuldigen Jüngling zum Bösen zu verführen; allein er machte es, wie der ägyptische Joseph bei Putiphars Frau, er wich ihr sorgfältig aus. Einmal aber, als er ihr nicht ausweichen konnte, sagte er zu ihr: „Ich will dir folgen, du mußt mich aber an einen Ort führen, wo wir sicher sind und uns niemand sieht.“ Sie führte ihn an einen andern dunkeln Ort; aber auch hier sagte er wieder: „dieser Ort ist nicht sicher genug.“ Sie suchte noch einen andern; auch hier sagte er wieder das nämliche. Da sie ihn noch weiter führen wollte, sagte er endlich: „Führe mich an einen Ort, wo Gott nicht ist und uns nicht sieht, dort erst sind wir sicher.“ Diese schöne Rede drang ihr durch das Herz; sie war beschämt, bereuete ihre Thorheit, kehrte um und besserte sich.

Ueberall, liebe Kinder, wo ihr zur Sünde angereizt werdet, denket an Gott, der alles weiß und sieht, was ihr thut. Scheuet euch vor ihm, Böses zu thun; habet ihn beständig vor Augen, und wandelt so vor ihm, als wäre er sichtbar bei euch.

3. Unschuld siegt auch über harte Herzen.

Die Eroberung Magdeburg's im dreißigjährigen Kriege ist durch das dabei auf eine unmenschliche Weise vergossene Blut in die Jahrbücher der Geschichte dauernd eingetragen. Zu jener Zeit lebte daselbst der Oberstadtschreiber Friese, ein

gewissenhafter und frommer Mann, der seinen Kindern einen Hauslehrer hielt, und nicht darauf achtete, wenn er deshalb von seinen damals noch sehr befangenen Mitbürgern heftig getadelt wurde. So lange die Kinder noch klein waren, gab er einem jeden alle Sonntage für einen Spruch, den es in der verflossenen Woche gelernt hatte, einen Dreier. Diese Gewohnheit und die Unschuld eines seiner Kinder war es, die ihm und allen den Seinigen bei Eroberung und Einäscherung der Stadt Leben und Freiheit erhielt.

Als nämlich Magdeburg von den Kaiserlichen mit Sturm genommen wurde, so hüllte er sich und seine Familie in die schlechteste Kleidung, nahm einige Sachen von Werth zu sich, ließ sein Haus und alle Thüren in demselben offen, und verbarg sich auf einem Boden. Hier suchte und fand ihn ein kaiserlicher Soldat, der mit einem Spitzhammer auf ihn zueilte, um ihn zu tödten. Frau und Kinder liefen herbei, und flehten um Gnade. Der vierte Sohn, ein Kind, das erst zu reden anfing, brach in der Angst seines Herzens in die Worte aus: „Ach, laß doch nur den Vater leben, ich will dir gern meinen Dreier geben, den ich auf den Sonntag kriege!“ Diese einfältige Rede des unschuldigen Knaben rührte den Soldaten, einen gebornen Nürnberger, der nun eben so freundlich wurde, als er sich vorher hart und grausam bewiesen hatte. Er sah die Kinder an und sagte: „Es sind feine Büblein!“ Dann wendete er sich an den Vater und sagte: „Willst du mit deinen Kindern entfliehen, so eile; denn ehe eine Stunde verrint, so nahen die Kroaten, und mit ihnen euer Tod!“ Er führte darauf die ganze Familie zur Stadt hinaus, und ließ sie von Niemanden antasten, indem er sie für seine Gefangenen erklärte. Er nahm sie mit sich in seine Hütte, verpflegte sie mehrere Tage, und verschaffte ihnen Gelegenheit nach Wolmirstädt. Von hier gingen sie mit einem Marketenderwagen nach Halberstadt, und kamen endlich nach überstandener großer Gefahr über Quedlinburg, Sangerhausen und Merseburg in Leipzig an, wo Friese bis zum Jahre 1628 als Rechtskonsulent gelebt hatte.

4. Gott schützt wunderbar die Unschuld, und sendet Rettung und Hülfe, wo diese unmöglich schien.

Im Frühlinge des Jahres 1809 begann die Flamme des Kriegs den Süden von Deutschland auf's Neue zu verheeren. Die österreichischen Heere waren stärker als je in Baiern eingedrungen, und betraten dies Königreich mit der Zuversicht eines unfehlbaren Sieges. Sie breiteten sich auf dem flachen Lande aus, und besonders durchstreiften die ungarischen Husaren die weiten Ebenen nach allen Richtungen. Eine Abtheilung derselben lagerte sich in der Nähe eines einsamen Hofes, nahe an einem Walde, um die Straße durch denselben zu beobachten. Ihr Anführer war ein junger Rittmeister, ein schöner Mann, mit mehreren Orden geziert. Ihm war seine junge, reizende Gattin gefolgt mit einem kleinen, blondgelockten Knaben, dem einzigen Sprößling ihrer Ehe. Sie hatte es nicht über sich vermocht, den Gatten allein ziehen zu lassen; sie war ihm mit Hinwegsetzung über alle Gefahren ins Feld gefolgt. Auch er hatte in der gewissen Ueberzeugung, daß ein glücklicher Erfolg ihre Fahnen krönen werde, darein gewilligt, und ihre gegenseitige Liebe versüßte ihnen jede Beschwerde. Die stille, abgeschiedene Lage des Hofes veranlaßte den Rittmeister, der Gattin den Vorschlag zu machen, hier zu bleiben, bis die Schlacht vorüber seyn würde, die man in den nächsten Tagen erwartete, und an deren siegreicher Entscheidung er gar nicht zweifelte. Auch bewog wirklich die große Zärtlichkeit dieses Ehepaares die Bewohner des Hofes, die Mutter mit dem Kinde bei sich zu behalten, und mit rührender Bereitwilligkeit boten sie sich an, sie gastfreundlich zu beschützen. Nachts kam für die Husaren der Befehl zum Aufbruch, und unter heißen Thränen und Segenswünschen von Seite der ahnenden Gattin schied der Rittmeister von Frau und Kind. Tags darauf zeigte sie dem anderthalbjährigen Knaben die Gegend, wohin der Vater geritten war, und immer deutete der Kleine mit seinen Fingerchen dorthin, indem er dabei die Worte nachlallte, die ihm die Mutter vorsprach, und ein Gebet um glückliche Heimkehr des Vaters. Am folgenden Tage rollte der Kanonendonner fast von

allen Seiten, kam näher, verlor sich weiter in die Ferne und verstummte endlich. Die Schlacht war geliefert, das österreichische Heer geschlagen; entsetzliche, unbeschreibliche Angst erfüllte das Herz der Mutter. Franzosen und Baiern durchstreiften die Gegend, und der bisher so stille Zufluchtsort der Ungarin ward überfallen und geplündert. Es kam ein zweiter Haufen, noch siegtrunkener und beutelustiger, als der erste, und zündete in rohem Muthwillen die Gebäude des Hofes nach verübter Plünderung an. Die Bewohner desselben, um weiteren Mißhandlungen zu entgehen, flohen in den Wald, die Mutter, aus ängstlicher Sorge für das Kind, und um den Gemahl nicht zu verfehlen, auf dessen augenblickliche Rückkehr sie hoffte, blieb. Ihre Erwartung war umsonst. Die Flamme wuchs in gräßlicher Schnelligkeit, und bald sah die Verzweiflungsvolle keine Hülfe mehr. Sie will zur hintern abgelegenen Stube, um ihr Kind zu retten, da schlagen ihr die Flammen entgegen, und sich selber unbewußt, stürzt sie aus dem Hause, und erfüllt die Luft mit herzzerreißendem Jammergeschrei. Da sprengt aus dem Waldwege in den Hof ein baierischer Dragoner-Offizier, vernimmt ihre Klagen, und das Flehen der Unglücklichen überrascht und bewegt sein innerstes Gefühl. Er springt vom Pferde, bindet dasselbe an einen nahen Baum, und sucht das Kind aus dem Hause zu holen. Es gelingt ihm glücklich. In demselben Augenblicke aber, als er ins Haus drang, nahte ein Haufen französischer Jäger dem Hofe; beim Anblick des Pferdes stürzen sie sich hinein, und hofften zurückgebliebene Feinde zu Gefangenen machen zu können. Vor Schrecken ganz bewußtlos und in höchster Verzweiflung flieht die Mutter in den nahen Wald; über dem Gedanken, diesen rohen Menschen als Gefangene in die Hände zu fallen, war alles Andere vergessen, sie war sonst keiner Empfindung fähig. Ohne Aufenthalt hatten aber auch die Jäger den Hof verlassen, da sie keine Spur eines Feindes fanden, und waren weiter geeilt. Da kam der Dragoner-Offizier mit dem geretteten weinenden Kinde und trug es zu dem Baume, an dem sein Pferd angebunden stand. Ueberall forschte er, er rief mit lauter Stimme, nirgends war eine Mutter weder zu

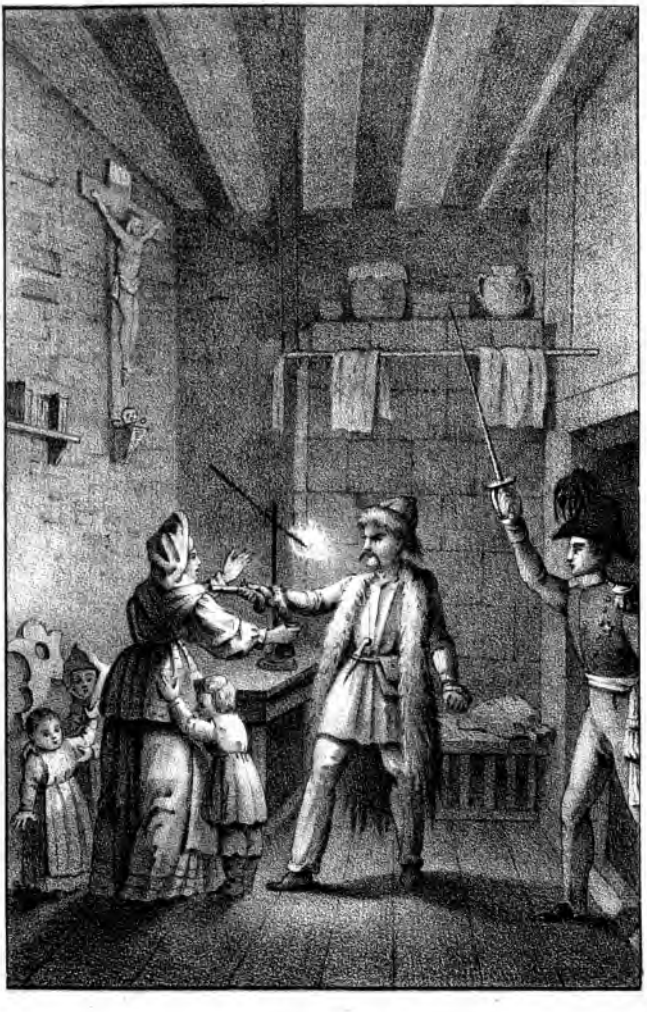
hören, noch zu ſehen. Armes, armes Kind, ſo hatteſt du nun keinen Menſchen mehr, und biſt in den Händen eines unbekannten Kriegers! Doch in ihm ſchlug ein fühlendes Herz; als er die Dame nirgends erblickte, und ſeine Pflicht ihn weiter rief, nahm er den lieblichen Knaben in ſeinen Mantel, beſtieg ſein Pferd, legte ihn auf den Sattel, und ritt mit dem Entſchluſſe weiter, ihn in dem nächſten Pfarrhofe zur Pflege abzugeben.

Das Schlachtgetümmel verſtummte, und entfernte ſich aus der Gegend mit dem flüchtigen Feinde. So ritt der Offizier am Abhange des Waldhügels fort, als auf einmal ein ungariſcher Huſaren-Offizier gegen ihn heranſprengte und ihm den Weg verſperrte. Mit geſchwungenem Säbel forderte er den Baiern auf, ſich zu ergeben, oder den Zweikampf anzunehmen. Dieſer entſchied für das Letztere, ob er gleich ſein Pferd nur mit Mühe lenken konnte, da er zugleich mit dem nämlichen Arm die ſo unſchuldige Laſt unterm Mantel auf dem Sattel feſthalten mußte. So trafen ihre Säbel mit ſchweren, kräftigen Hieben zuſammen, und erklangen hell aneinander über dem unſchuldigen Haupte des Kindes, das vor Furcht nicht zu weinen wagte, und über deſſen Leben ſein Schutzgeiſt wachte. Bald wurde der Dragoner-Offizier von ſeinem Gegner am rechten Arme verwundet, und als er nun ſeinen Mantel auseinander fallen ließ, jammerte dem Huſaren zu deſſen größtem Erſtaunen ein holdes Kind entgegen. Mit einem lauten Freudenrufe erkennt er in demſelben Augenblick ſein eigenes Kind. Unbeſchreiblich groß war das Wonnegefühl des Vaters, als das Knäblein die Arme nach ihm ausbreitete. Die Erzählung des Verwundeten überzeugte den Ungar nun ganz zuſammenhängend von dem Schickſale ſeiner Gattin und ſeines Kindes, und Dank, Bewunderung und Rührung erfüllten ſeine Seele. Die beiden Männer umarmten einander mit tiefer Bewegung des Gemüthes. Der Dragoner übergab dem Huſaren ſein Kind, und dieſer reichte ſeinem Kameraden ein Fläſchchen Wein, um ſeine leichte Wunde zu waſchen. So verließen ſich Beide mit den ſeltenſten Gefühlen über ein ſo wunderbares Wiederfinden.

Nun war eine Wunde des besorgten Vaters geheilt, da er sich des Wiederbesitzes seines Kindes erfreute; desto mehr blutete aber die andere um die Gattin, die er schon für verloren achten mußte. Schon sank der Abend herab, und wie sollte er in dem unbekannten Walde sie finden? Wird er nicht selbst dem Feinde in die Hände fallen? Aber auch auf diese Gefahr muß er sie aufsuchen, und sein Aeußerstes wagen. Er durchkreuzt das Gehölz, ruft den Namen der Gattin wohl hundertmal, ach! er vernimmt nur das Echo, aber keine Antwort. Immer tiefer und tiefer verirrt er sich, und doch zieht es ihn fort ohne Aufenthalt. Endlich werden die Bäume lichter, es öffnet sich ein Weg, und auf dem Grase hingestürzt, ohnmächtig, fast leblos liegt seine Gattin. Er springt vom Pferde, bindet es an den nächsten Baum; sein Schmerzensruf und des Kindes Weinen erwecken die Mutter, sie schlägt die Augen auf, und lebt wieder. Er bemüht sich, sie vollends zu beleben, da hört man Pferde stampfen, Waffen und undeutliche Stimmen näher kommen, und nochmals sinkt sie zurück in den todtenähnlichen Zustand. «Soll ich Weib und Kind verlassen, und mich zur Wehre setzen,» fragte er sich selbst. „Nein, lieber will ich mich mit ihnen gefangen geben, wenn es Franzosen sind.“ — Sie kamen heran, es waren Freunde, ein Trupp versprengter österreichischer Reiter, und der Anführer derselben des Rittmeisters Freund. Die Mutter wurde aufs Neue zu sich gebracht, auf ein lediges Pferd gehoben, das diese Schaar mitführte, und so fand sie Rettung nach namenloser Angst. Wie heiß umarmte sie ihr Kind wieder, und dankte in der Tiefe ihrer Seele nächst Gott dem edlen Retter desselben seine Menschlichkeit, seinen Muth und seine Selbstaufopferung!

5. Dichte Herbstnebel umhüllten noch das kleine Städtchen an der Weichsel, als Torwitt sich aufmachte, um auf das fürstliche Schloß zu gehen. «Spät Abends gedenke ich erst heimzukommen,» sagte er, die lieben Kinder umarmend, die ihm sein braves Weib zuführte, — „denn heute muß die Arbeit auf dem fürstlichen Schlosse geendet werden; aber dann wollen wir den heiligen Weinachtsabend feiern; und mit des Himmels Segen mit unsern Kindern uns innig freuen.» Und ging

Torwitt gleich alle Tage froh an sein Handwerk, so hielt ihn doch heute Furcht und bange Besorgniß bei den Seinen zurück. Warnend rief ihm eine Stimme zu: Torwitt, bewache heute dein Haus! Ob er gleich sich schon mehrere Male der Thüre genähert hatte, kehrte er doch, die Besorgniß vor den Seinen bergend, wieder zurück, bald dieses, bald jenes Werkzeug aus dem Schranke holend, das er vergessen hatte. Und die Kleinen hingen wieder an dem Vater, als wollten sie von ihm auf ewig Abschied nehmen. In Mariens Augen glänzten Thränen, auch sie schied heute mit banger Ahndung und beklommenem Herzen von ihrem Manne. Die nahe Thurmuhr kündete in langsam verhallenden Schlägen die siebente Stunde an. Torwitt nahm sein Werkzeug, und verließ die Seinen. Die dichten Nebel zertheilten sich nach und nach. Unter verschiedenen Beschäftigungen ging der Tag dahin; der Abend kam, die ersten Schneeflocken hüllten Bäume, Fluren und Wiesen ein, und durch die weiß gewordenen Zweige der Bäume ergoß der heitere Mond sein Silberlicht. Von der Kirche tönte feierlicher Abendgesang. Maria kniete mit den unschuldigen Kleinen, die die Hände falteten, vor des Erlösers Bild, das in ihrer Hütte prangte, und betete recht herzlich. Das Gebet war zu Ende, und sie saß mit den Kindern, den Vater erwartend, die ihr erzählten, wie sie sich innig freuten auf die goldenen Bäume, die er ihnen heimbringen werde, — da klopfte es mit starker Hand an die Thüre. «Der Vater, der Vater,» riefen die Kleinen, und sprangen muthwillig gegen die Thüre, welche Maria öffnete. Aber nicht der Vater war es mit dem trauten Blicke, der die goldenen Bäume unter dem Mantel barg, womit er die Kinder überraschend erfreuen wollte. Ein Popanz stand draußen, und schreckte die Kinder zurück, daß sie sich tief hinter der Mutter verbargen; ein Fremder war draußen, mit schwarzen, glotzenden Augen, einem wild verwachsenen bärtigen Gesichte, in einen dunkeln Reisemantel gehüllt, auf einen knotigen Staab gestützt, und bat mit einer wehmüthigen Stimme um Almosen. De Mond verhüllte sich, und ein starker Sturmwind peitschte die schneeigen Locken der Bäume zur Erde, die durch die halbgeöffnete Thüre in die Hütte flogen. Schreckte auch das Aeußere



des Bettlers auf den ersten Augenblick Marien ab, ihn zu beherbergen, so bewog sie das stürmische Wetter dazu; sie hieß ihn eintreten, und in der Hütte wurde seine abentheuerliche Gestalt viel unheimlicher. «Wärmt euch,» sagte Maria, „ich erwarte meinen Mann; wird der euch beherbergen, könnt ihr oben in der kleinen Kammer ausruhen.“ — Als der unheimliche Gast merkte, daß die Mutter mit den Kindern allein sey, warf er einige wilde Blicke auf die Kinder, daß sie laut aufschrieen, und aus Furcht vor der gräßlichen Gestalt, die ihren Mantel abgeworfen hatte, und jetzt mit Messer und Feuerrohr bewaffnet dastand als Mörder, die Aeuglein zudrückten.

„Gieb, was du von Werthe hast,“ — donnerte der Räuber „oder ich tödte die Kleinen zuerst, und dann über ihre Leichen dich!“ Bei seinem letzten Worte sah er noch einmal die guten Kinder mit wilden Blicken an. Maria schloß ihre Kinder in die Arme, und suchte Schutz bei des Erlösers Bilde, sie kniete nieder, und das Gebet gab ihr Stärke, in ihrer Seele reifte ein kühner Entschluß. „Ja, ich will euch Alles, Alles geben,» sagte sie auf den Knien sich windend; «nur schont das Leben dieser Unschuldigen, laßt mir nur diese sorgsam bewahrten Schätze. Wir wollen eifrig für sie arbeiten, daß sie nicht vor Hunger sterben.“ — «Bringst du deine übrigen Habseligkeiten,» donnerte der Räuber, „so soll den Kleinen nichts widerfahren; doch bis dahin halte ich sie im Pfande. Nun eile hinauf in die Kammer, erfülle dein gegebenes Wort, oder du siehst sie lebendig nie wieder.“ Maria eilte die Treppe hinauf; oben angelangt, öffnete sie schnell das Fenster, das auf die Landstraße hinaus ging, und rief aus allen Kräften: «Feuer! Feuer!» — Sie rief gerade noch einmal, als sie von Ferne einen Reisewagen durch die lautlose Nacht herrollen hörte. „Komm herab,“ rief der Wütherich, „oder du siehst deine Kinder lebend nicht wieder!» — In großer Angst über den Ruf des Räubers eilte sie hinab, nahm das letzte Silbergeld, und reichte es zitternd dem Bösewicht hin, als von Außen ein Schuß fiel. Der Räuber wollte entfliehen; aber mit blankem Degen stürzte ein Offizier herein, der ihr

Hülferufen vernommen, und durch das Fenſter den Räuber erblickt hatte. Die Kinder ſchreien laut bei dem Anblicke des Retters, der den Fliehenden in die rechte Hand hieb, welcher unter krampfhaftem Aechzen durch die Thür der Hütte entfloh, die der Herbeigeeilte offen ließ, während dieſer ſich mit der ohnmächtig hingeſunkenen Mutter und den Kindern beſchäftigte. Der Mörder mochte eine Viertelſtunde ſich auf den beſchneiten Pfaden des Forſtes fortgeſchleppt haben, als er im Mondſchein einen Mann mit ſchnellen Schritten, eine Hacke auf den Schultern, auf ſich zukommen ſah. In ihm glaubte er den heißerſehnten Vater gefunden zu haben, um den die Kinder wimmerten. „Eile,“ ſchrie er ihm entgegen, „wenn du nach jener Hütte gehſt; denn ein Räuber hauſet dort.“ — er rief's, hüllte ſich in ſeinen Mantel, und verlor ſich tiefer in den Wald hinein. Kaum hatte der arme Vater dieſe Schreckensworte vernommen, als er alle ſeine Kräfte zuſammenraffte, und ſeiner Hütte zueilte. Endlich hatte er dieſe erreicht, die Hacke in der Rechten ſtürzte er in die Hütte, und ſah den Fremden, aus deſſen Auge Majeſtät und Menſchenliebe ſtrahlten; er ſah, daß er ſeine Kleinen auf dem Schooße wiegte, die nun die Augen wieder öffneten und ſtammelten: „Vater, lieber Vater! biſt du wieder hier?“ In Mariens Augen ſtanden Thränen der Freude, da ſie ihren Mann wieder erblickte. Der Fremdling wollte ſie verlaſſen; allein Maria und Torwitt ſammt den Kleinen baten ihn, noch nicht von ihnen zu ſcheiden. Maria erzählte Torwitt den ganzen ſchrecklichen Vorfall; Torwitt erzählte ihr, was ihm begegnet, und ſie zweifelten nicht länger, daß jener Verruchte, der im Walde Torwitt begegnete, der ſchändliche Räuber geweſen ſey. Der Vater drückte ſein Weib und ſeine Kinder, die ihm die ewig liebevoll waltende Vorſicht ſo wunderbar gerettet, an ſein Herz. Jetzt erſt begannen ſie den heiligen Weihnachtsabend zu feiern; der Fremde mußte mit ihnen in ihrer Hütte die heilige Feier begehen. Torwitt wußte nicht, wie er dem Fremden ſeinen innigen Dank durch Worte ausſprechen ſollte. „Hättet ihr mir,“ ſprach er gerührt, „Diamanten und Goldſtücke gegeben, ſo viel dieſe arme Hütte faßt,

ihr hättet mich nicht so glücklich machen können, als ihr es jetzt gethan. — O, möge euch Gott belohnen, ich bin zu arm und zu schwach dazu!» — Der Fremde blieb noch einige Zeit bei den Glücklichen, und als er schied, drückte er Torwitt eine volle Börse mit Silbergeld in die Hand. „Nehmt dieses für euere Kleinen," sagte er; „der Herr der Welten hat mich mit Glücksgütern überhäuft und sehr glücklich gemacht, damit ich wieder die Menschen um mich her froh und glücklich mache." — Dies waren seine letzten Worte, er schied aus der Hütte, sein Wagen wartete auf der Straße, wo er ihn stehen hatte, mit einem Bedienten. Tags darauf zeigte Torwitt den Vorfall der Obrigkeit an. Der schändliche Bösewicht blieb lange unentdeckt; aber endlich führte ihn Gott dem Gerichte in die Hände, und er erhielt den Lohn für seine Verbrechen. Torwitt lebte mit den Seinen noch viele Jahre ruhig und zufrieden, und so oft der heilige Weihnachtsabend zurückkehrte, flehten sie zu dem allweisen, liebevollsten Gott für den edlen Retter, den er ihnen in der Stunde der Noth zugesandt hatte.

6. Der Gotthardsberg gehört bekanntlich unter diejenigen Gebirge in der Schweitz, in deren Nähe die erhabensten und mannigfaltigsten Naturscenen im furchtbarsten steigenden Wechsel das Gemüth des Menschen ergreifen. Die Straße, welche über denselben nach Italien führt, die Teufelsbrücke, das Urnerloch, ein Felsenweg, wo man in das Reich der Nacht einzutreten glaubt, das Kloster zur Beherbergung der Reisenden bieten dem Fremdlinge so viel Ueberraschendes dar, daß man in keinem andern Lande es in einer so kleinen Strecke vereinigt finden wird, wie hier. Freilich ist eine solche Gebirgsgegend ihrer Beschaffenheit nach auch recht oft der Schauplatz erschreckender Naturereignisse, welche über die Bewohner unaussprechliches Unglück und oft selbst den Tod bringen. Nur die Liebe zum Vaterlande und eine Gewöhnung, die dem Menschen sogar Vieles erträglich werden läßt, kann die Bewohner jenes Landes bei den Gefahren, die sie überall umgeben, so sicher machen, wie sie es wirklich sind. Denn viele Tausende, welche diese furchtbar rauhen Bergländer berei-

ſen, werden ſie mit dem Gedanken verlaſſen: hier möchte ich doch nicht für immer leben und bleiben.

Auf der Nordſeite des Gotthardsberges liegt das kleine Dorf Göſchinen mit 35 Häuſern und 350 Einwohnern an der Straße, wo ſich dieſe gerade in die entſetzlichen Felsſchluchten, die Schöllenen genannt, hineinzieht. Vor einigen Jahren verſammelten ſich die Aelpler dieſes und eines benachbarten Dorfes an einem Tage im Maimonat, um von einem Gemeinde-Weideplatz die Steine aufzuleſen und wegzuſchaffen, welche im Winter hindurch von den Lavinen darauf heruntergerollt worden waren. Dies geſchieht nach einem alten Brauch, und wird auch ſchon durch die Noth geboten, weil die Steine, wenn ſie liegen blieben, den Graswuchs hindern würden. Schon den ganzen Tag hatten ungefähr 60 Menſchen mit dieſer ſauren Arbeit zugebracht, manchen Tropfen Schweiß hatte ſie ihnen gekoſtet, und ermüdet lagerten ſie ſich nun auf den grünen Wieſen-Teppich, um ſich mit dem Weine zu laben, den nach hergebrachter Weiſe das Dorf dieſen Arbeitern jedesmal zum Beſten giebt. Sie waren froh, bald in ihre Wohnungen heimkehren zu können, und verplauderten ein halbes Stündchen in gemüthlicher Bequemlichkeit. Sie ahneten nicht die Gefahr, die ſchon über ihren Häuptern ſchwebte, und ſelbſt der warnende Ruf, der ſie mit einem Male darauf aufmerkſam machte, konnte nicht mehr Alle retten. Von ihnen unbemerkt hatte ſich hoch oben am Gebirge eine Schneelaſt losgemacht, und ſtürzte als Lawine herunter. Sie riß Erde und Steine, Bäume und Felſen mit ſich fort, und bezeichnete die Spur mit Graus und Zerſtörung, wo ſie hinrollte. Nur der Pfarrer des Dorfes, der ſeine Gemeindeglieder beſuchen, ſie zum Reſt der Arbeit ermuntern, und an der Freude Theil nehmen wollte, ſahe das drohende Verderben. Die Angſt verdoppelte die Stärke ſeiner Stimme, mit der er ihnen zurief, ſich zu retten, und ſeine Winke ermahnten ſie zur ſchleunigſten Flucht vor der Gefahr. Verſchüchtert und erſchrocken ſprangen ſie auf, und rannten verwirrt durch einander. Indem Jeder auf dem kürzeſten Weg der Lawine entgehen zu können glaubte, hielten ſie ſich eben durch ihre Todesangſt gegenſeitig ſelbſt auf, und die Lawine er-

reichte leider die Meisten. Vier Personen fanden unter ihr den augenblicklichen Tod, der größte Theil wurde gequetscht und verwundet, fünf schwer, bei dreißig andere mehr oder weniger. Was so glücklich war, zu entgehen, stürzte in möglichster Eile nach dem Dorfe, um daselbst Hülfe zu holen.

Mit Karsten und Schaufeln versehen kam Alles herbei, und bemühte sich mit rastloser Anstrengung, die von Schnee und Erde Verschütteten herauszuarbeiten. Bei mehrern gelang es mit erfreulichem Erfolg; doch leider betrauerten Andere mit desto tieferem Schmerze den Verlust der Ihrigen.

Die guten Leute hatten, wie es auf dem Lande bei Taglöhnern so oft geschieht, auch ihre Kinder mit zur Arbeit genommen. Zwei derselben wurden noch vermißt; endlich fand man das Eine derselben, einen Knaben, auf welchem ein Stein fast unmittelbar auflag, den zwei Männer kaum wegzuwälzen im Stande waren; und doch war er glücklich erhalten. Um das Andere ertönten lange vergeblich die herzzerschneidenden Klagen der Mutter. Es war ein Säugling, der erste Sprößling eines jungen Ehepaares. Der Vater desselben arbeitete mit unermüdeter Anstrengung, um es wieder zu finden, und mit ihm seine Nachbarn, die der tiefe Schmerz dieser Aeltern im Innersten ergriff.

Endlich fanden sie es, wo der Graus der Erschütterung am größten war. Da lag das unschuldige Kind — unter einem überhängenden Steine, von demselben geschützt und bedeckt, ruhig schlafend, wie es die Mutter vorher hingelegt hatte. Wer vermag das Entzücken dieser Aeltern zu schildern?

So schirmet die göttliche Vorsehung die zarte Unschuld, und die Engel des Himmels halten treue Huth über das Leben der Kinder in den tausenderlei Gefahren, welche ihre Tage umschweben.

7. Ein armes ehrliches Bauernmädchen von 17 Jahren diente in der Stadt bei einem Herrn, der allen Lastern ergeben war. Er versuchte oft und auf mancherlei Weise das Mädchen zum Bösen zu verführen; allein sie blieb der Tugend getreu, und sagte immer: «Das thue ich nicht, das

hat mir meine Mutter auf dem Todbette noch mitgegeben: thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses.» Der Herr that dem Mädchen viele Versprechungen, und legte ihr Gold und Perlen vor; aber es half nichts. Nun fing er an zu drohen, wie hart er sie halten, wie er mit ihm umgehen wollte; aber Alles war vergebens. Das Mädchen blieb standhaft im Guten, ließ sich nicht verführen, und sagte dem Bösewicht ins Gesicht: „Es ist besser, daß sie auf mich böse werden, als daß der liebe Gott auf mich böse wird. Ich will lieber aus ihren Diensten gehen, als Böses thun.“

Wie nun endlich der gottlose Herr sah, daß er nichts ausrichtete, ward er so ergrimmt über das tugendhafte Mädchen, daß er beschloß, sich auf die abscheulichste Art an ihm zu rächen. Er ging deßwegen hin, öffnete heimlich des Mädchens Kiste, und legte allerhand Kostbarkeiten von seinen eigenen Sachen hinein, die mit seinem Namen bezeichnet waren. Nun schrieb er diese Sachen auf, ging zur Obrigkeit, und gab vor, dieselben wären ihm gestohlen worden, und er hätte Verdacht, daß der Dieb in seinem Hause wäre. Zugleich bat er, daß Hausſuchung geschehen möchte. Seine Bitte wurde sogleich bewilliget, die Hausſuchung geschah, und siehe! — die gestohlenen Sachen wurden alle in des Mädchens Kiste gefunden. Ach Gott! wie erschrak das unschuldige Kind! Sie fiel auf die Knie und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an. Aber Alles vergeblich; sie mußte ins Gefängniß, die Sache wurde nicht hinlänglich untersucht, und sie zum Galgen verurtheilt.

Dieses harte Urtheil wurde auch wirklich an ihr vollzogen, sie wurde gehängt. Jetzt schien es, als ob Gott die Unschuld ganz verlassen hätte. Aber nein! seine schützende Hand waltete doch noch über dem unschuldigen Mädchen. Es starb nicht; denn der Scharfrichter, der die Unschuldige hängte, hatte dieses Geschäft noch nicht verrichtet, dies war sein erstes Probestück; er verstand es noch nicht recht, und hängte sie so, daß noch Leben in ihr blieb. Ein Wundarzt kaufte den vermeinten Leichnam, und nahm ihn vom Galgen, um ihn zu öffnen. Da er des Abends anfangen wollte, fühlte er

noch etwas Wärme. Er warf das Meſſer weg, und legte den Leichnam in ein Bette. Nun wendete er allen Fleiß an, das Mädchen wieder zum Leben zu bringen, und es gelang ihm. Er hatte auch einen Geiſtlichen dazu gerufen. Als das Mädchen die Augen aufſchlug, und den Geiſtlichen erblickte, glaubte ſie, ſie befände ſich ſchon in der Ewigkeit, und ſtünde vor Gott. Sie faltete die Hände und rief aus: «Ewiger Vater! du kennſt meine Unſchuld, erbarme dich meiner!» So rief ſie oft, und glaubte ganz feſt, ſie wäre geſtorben; ja es koſtete viel Mühe, ſie zu überzeugen, daß ſie noch lebe. Man gab ihr ſtärkende Arzneien, und ſie kam bald wieder völlig zu Kräften. Der Wundarzt und der Geiſtliche hielten indeſſen die Sache ganz geheim, und führten ſie bei Nacht über die Gränze. So wunderbar kann Gott die Unſchuld gegen die Verläumdungen und Verfolgungen ihrer Feinde ſchützen.

*

Alle Tage deines Lebens habe Gott vor Augen, und hüte dich, daß du in keine Sünde einwilligeſt. Tob. 4. 6. — Der Unſchuldige wird gerettet werden. Hiob 22. 30. — Wie eine Schlange fliehe die Sünde. Sir. 21. 2. — Selig, die eines reinen Herzens ſind, ſie werden Gott ſchauen. Matth. 5. 8. — Die Sünde herrſche nicht mehr in euerm Leibe, ſo daß ihr in den Gelüſten deſſelben ihr Folge leiſtet; auch gebet euere Glieder nicht hin zu Werkzeugen des Böſen, ſondern weihet euch Gott. Röm. 6. 12—13. — Die Augen des Herrn ſind auf die Gerechten gerichtet, und ſeine Ohren auf ihr Flehen. I. Petr. 3. 12.

Hüte vor Verführung dich,
Und dein Herz ergebe ſich
Keiner ſchändlichen Begierde,
Unſchuld nur ſey deine Zierde:
Dann umgiebt dich Heil und Segen;
Göttliche Zufriedenheit
Leitet dich auf guten Wegen
Noch zu gröſ'rer Seligkeit.

Vaterland.

Ein heiliges Band, die Tugend und das Verlangen, glücklich zu leben, hat die Menschen in Gesellschaften verbunden, die nach Gesetzen von einer oberherrlichen Gewalt zum allgemeinem Besten regiert werden. Einen solchen Körper nennt man Staat. In einem wohlgeordneten Staate findet man Sicherheit, Ruhe, Schutz, Gelegenheit zur Bildung, und alle Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens, welches alles der Einzelne nicht genösse, weil er einzeln genommen zu schwach wäre. Jenes Land, in welchem wir geboren sind, wo der Wohnsitz der Aeltern ist, oder in welches man uns aufgenommen hat, und worin wir die allgemeinen Vortheile mit allen übrigen Mitbrüdern genießen, nennt man Vaterland. Wie viele der Wohlthaten bietet euch das liebe Vaterland an, welche Segnungen genießet ihr in demselben? Darum hat die göttliche Vorsehung dafür gesorgt, daß wir das Vaterland lieben, indem sie jedem Menschen einen angebornen Trieb zur Vaterlandsliebe in die Brust gab. Der amerikanische Wilde hat eine größere Liebe für seine armselige Hütte, als mancher europäische Große für seinen bequemen und prächtigen Pallast. Der arme Lappländer, der 6 Monate lang im Jahre in einer beständigen Nacht lebt, und um sein dürftiges Gezelt nur Winde und Wölfe heulen hört, würde euch ins Gesicht lachen, wenn ihr ihm vorschlagen würdet, seine Eisgebirge und Thäler mit unsern fruchtbaren, freundlichen Gefilden zu vertauschen. Alle diese rohen Völker vertheidigen ihr Vaterland mit Habe und Gut, Blut und Leben, und doch handeln sie eigentlich nur nach blinden Naturtrieben. Bei gesitteten, gebildeten Völkern wird dieser Trieb durch die Vernunft veredelt. Das könnet ihr an euch selbst merken. Welche Reize hat für euch der Ort, wo ihr das Tageslicht erblicktet, wo euere Aeltern und Erzieher leben, oder ihr Staub noch unter eueren dankbaren Segnungen ruht? Wie gerne weilet ihr an dem Orte, wo ihr in euerer Jugend so glückliche, harmlose Tage mit euern Gespielen erlebet, wo man euch zu bessern Menschen bildet, und ihr alle Vortheile

der Erziehung, der Ruhe, der Sicherheit, des Schutzes und der Versorgung genießet? Mehr aber noch veredelt unsere heilige Religion diesen schönen Naturtrieb, indem sie uns auffordert, uns zu bestreben, aus allgemeiner christlicher Menschenliebe mit reinem Eifer die Wohlfahrt und die Ehre des Landes, in dem wir leben, und das Beste unserer Mitbürger auf alle nur mögliche Art zu befördern; dieses Bestreben ist Vaterlandsliebe.

Liebe Kinder! liebet euer Vaterland von ganzem Herzen. Erwäget die unzähligen Wohlthaten und Vortheile, die ihr in demselben genießet, und ihm zu verdanken habet. Liebet jeden euerer Mitbürger; arbeitet für ihre und euere Erhaltung, und lasset euch die Liebe dazu so heilig seyn, daß ihr selbst keine Beschwerde, kein Opfer, ja selbst jenes eueres Lebens nicht scheuet, wenn des Vaterlands Wohl oder Ehre es fordert. Euere Vaterlandsliebe sey nicht wortreich, sondern thatenreich. Durch Worte werden Ackerbau, Künste, Wissenschaften, Handel, Gewerbe, Fabriken nicht blühend gemacht. Durch Worte werden keine gemeinnützigen Anstalten vollendet, Worte können den Hungrigen nicht sättigen, den Kranken nicht verpflegen, Kirchen, Schul- und Krankenhäuser nicht erbauen. Durch Worte läßt sich der habsüchtige Feind nicht schlagen, der über das Vaterland, wie eine verheerende Fluth, hineinstürmen will. Dazu werden fleißige Hände, sinnende Köpfe, wichtige Entbehrungen, Einschränkungen angewöhnter Bedürfnisse, Beiträge an Geld, Lebensmittel, Waffen, strenge Wachsamkeit, Opfer der Ergötzlichkeiten und Ruhe, ja sogar des Gutes und Blutes erfordert. Alles dies thut der Freund des Vaterlandes aus Liebe, und hält sich oft das Beispiel Jesu vor, der sein Vaterland bis zum letzten Hauche seines Lebens liebte, seine Liebe aber besonders durch Thaten zeigte, durch Aufopferungen und Entbehrungen, durch Hingabe seines Blutes und Lebens zur Rettung für Viele. Wer sein Vaterland liebt, achtet die Gesetze, auf welchen jede gesellschaftliche Verbindung ruht; wer diese nicht durch Gehorsam ehrt, ist der Gesellschaft gefährlich. Wer sein Vaterland liebt, begegnet der Obrigkeit mit Achtung, Ehr-

erbietung und Liebe, und entrichtet die gesetzlichen Abgaben freudig und willig; es ist keine Obrigkeit, als von Gott gegeben. Jeden Aufwiegler und Ruhestörer, der gegen Ordnung und Gesetz ungebührlich sich auflehnt, betrachtet als eueren Feind, der die gemeinsame Wohlfahrt, von der auch die euerige ein Theil ist, umstürzen will. Und ist das Vaterland in Gefahr, so verlasset es nicht; weihet ihm alle euere Kräfte, euere Habe und Gut, euer Blut und Leben. Ein braver Bürger steht in der Noth fest wie ein Fels; kämpft, blutet, erlangt Ruhm, und liebt im Tode noch Fürst und Vaterland, für die er fällt. Dadurch erfüllt ihr das Gebot der Liebe in einem vorzüglichen Grade; ihr habt Anspruch auf Anerkennung euerer Verdienste, und einst könnet ihr in der Ewigkeit für treue, ausdauernde Vaterlandsliebe auf vorzügliche Belohnung rechnen.

Vaterland, ein schönes Land; Vaterland, ein heiliges Land!

So höret nun Züge treuer Vaterlandsliebe, welche schon jugendliche Seelen in Wort, Gesinnung und That bewährten, und ahmet ihr Vorbild nach.

1. Die Liebe zum Vaterlande bewährt sich durch Theilnahme an dessen Ehre und Schicksal, durch Besonnenheit und Muth.

Im Jahre 1798 am 5. März betrug sich ein sechzehnjähriger schweitzerischer Jüngling, Namens Joseph Ludy aus der Gegend von Burgdorf, in dem Treffen von Neuenegg sehr rühmlich, welches die Berner unter Grafenrieth und Koch siegreich bestanden. Er sagte zu seinem pflichtigen Vater, einem armen Schreiner: er solle zu Hause bleiben, um die zahlreiche Familie zu ernähren; er wolle gehen, und gewiß nicht der Erste seyn, welcher flieht. Was er versprach, hielt er auch getreu. Bei einem der ersten feindlichen Angriffe mußte ein Theil der Schweitzer, wo Ludy stand, einen Augenblick weichen, und selbst zwei Feldstücke, die geladen waren, stehen lassen. Der unerfahrene, aber unerschrockene Junge, beseelt von treuer Liebe zu seinem Vaterlande, schoß seine Flinte, und dann mit der ergriffenen Lunte

beide Kanonen unter die heranbringenden Feinde. An Flucht war nicht mehr zu denken, und ein Franzose wollte ihn eben erstechen, als ein großmüthiger Offizier von feindlicher Seite hinzukam, und es verhinderte. Dieser belobte und beschenkte den braven Jüngling, und wollte ihn frei abziehen lassen; es kamen aber die Berner in großer Anzahl heran gestürmt, und befreiten ihn ohnehin.

2. Im schwäbischen Kriege, in welchem sich viele der mächtigsten Fürsten und Städte Deutschlands gegen die schweitzerischen Eidsgenossen verbanden, bediente man sich, statt der Trompeter und Eilboten, entweder junger Mädchen oder alter Frauen. Ein solches schweitzerisches Mädchen kam mit Briefen von den Kantonen nach der Stadt Konstanz zu dem Kaiser. Als es im Vorhofe auf Antwort wartete, wurde es von den Trabanten gefragt: «Was thun denn jetzt deine Landsleute?»

„Sie rüsten sich auf euere Angriffe," entgegnete das unerschrockene Mädchen.

„Wie groß ist denn ihre Zahl?"

„Groß genug, um euch zu verjagen."

„Nu, sag' nur so ungefähr, wie viel ihrer sind."

„Bei der letzten Schlacht hättet ihr sie wohl selber zählen können, wenn euch euere Flucht nicht blind gemacht hätte."

„Haben sie denn Lebensmittel?"

„Ohne Zweifel, weil sie noch leben; und wenn es ihnen an Proviant fehlt, holen sie ihn bei euch!"

Einer der Umstehenden wollte das Mädchen schrecken, und hob das entblößte Schwerdt gegen dasselbe. Da lachte es aber, und sagte: „Du bist mir ein rechter Mann, wenn du dich an ein schwaches Mädchen machst! Lieber seh' ich dich im Streite mit einem bewaffneten Eidesgenossen, der mit der Faust kämpft, aber nicht mit Worten."

Die Trabanten freuten sich ob der Herzhaftigkeit und Besonnenheit dieses Mädchens. Ein Offizier erzählte das Gespräch dem Kaiser, der sich wunderte, bei einem schwachen Mädchen so viel Vaterlandsliebe und Klugheit zu finden, und

ließ es beschenken. Froh kehrte das Mädchen zu den lieben Seinigen zurück.

3. Seit einer langen Reihe von Jahren haben die Bewohner von Algier in Nordafrika, im Osten von Marokko, große Verbrechen begangen, und durch ihre Räubereien zur See unendlichen Schaden angerichtet. Die Staaten von England, Portugal, Spanien, Frankreich, Sardinien und Italien wurden von den Seeräubern an ihren Ufern geneckt, Schiffe, Menschen und Güter von ihnen geraubt, und viele Staaten, selbst im Norden von Deutschland, mußten einen jährlichen Tribut bezahlen, daß ihre Schiffe unangetastet im mittelländischen Meere fahren konnten. Dies fiel manchen europäischen Fürsten hart, und es wurden mehrere Kriege gegen diesen Raubstaat geführt; doch glückte keiner vollkommen. Immer lebendiger wurde der Wunsch bei den Europäern, dieser schmählichen Fesseln sich zu entledigen, und endlich entschloß sich der König von Frankreich, Karl X., Algier, und mit ihm seine Genossen und Verbündeten, zu demüthigen und, mit Gottes Hülfe, ihrem Ende nahe zu führen. Jeder Christ, der Gefühl für Recht und Unrecht, Freiheit und Tyrannei hatte, freute sich, daß die Zeit gekommen, wo ein Schandfleck der Knechtschaft von uns genommen werden sollte, und bat Gott, den französischen Waffen Glück und Segen zu geben.

Eine große Flotte rüstete und sammelte sich in Toulon; die Armee wurde am 12. Mai 1830 eingeschifft; widrige Winde waren aber Ursache, daß die Flotte erst am 25. Mai größtentheils unter Segel gehen konnte, und da diese Winde andauerten, so wurde die Flotte zerstreut, und der größte Theil derselben mußte sich im Golf von Palma, auf der Insel Majorka, aufhalten. Längere Zeit ging von der Flotte keine Nachricht ein, und schon fing man an, sich ängstlichen Besorgnissen hinzugeben, weil es sehr schwer ist, auf der afrikanischen Küste, wegen Felsen, Klippen und häufigen Stürmen, sicher zu landen. Großes Unglück war bei einem ähnlichen Zuge dem Kaiser Karl V. im Jahre 1541 begegnet, wo furcht-

bare Stürme seine aus 400 Schiffen bestehende Flotte fast ganz zerstörten.

Endlich landete die französische Expedition am 14. Juni; aber es gelangten keine Nachrichten an den königlichen Hof nach Paris. Jedermann harrte ängstlich, und König Karl X. suchte seine lebhafte Besorgniß umsonst zu verbergen. Diese Befangenheit seines Großvaters konnte dem frühzeitigen Scharfsinne des Herzogs Heinrich Karl Ferdinand von Bordeaux (Bordoh), geboren am 29. Sept. 1820, nicht entgehen, und zudem war ihm an seines Vaterlandes Ruhm zu viel gelegen, als daß er nicht auch hätte Theil nehmen sollen. Seine erste Sorge war also, die Bekümmerniß des Königs zu beruhigen. Er bezeigte seinem Gouverneur den Wunsch, von Sr. Majestät eine besondere Audienz zu erhalten. Dieser begab sich sogleich zu dem Monarchen, und machte ihm des Herzogs Wunsch bekannt. Karl X. wunderte sich, bewilligte aber auf der Stelle die Gunst, um welche sein Enkel bat.

Man führte den jungen Prinzen in den Empfangssaal; allein er weiß, daß die Privat-Audienzen in dem Kabinet des Königs gegeben werden, und er will nicht, daß man bei ihm von diesem Gebrauch abweiche. So viel Achtung hatte der Prinz vor dem Schicklichen und jenem, was der Anstand und die Ordnung gebietet. Der König willigt ein, und geht mit dem jungen Prinzen in sein Kabinet; kaum sind sie dort, als der Prinz von Bordeaux, flehentlich die Knie des Königs umfaßend, sagte:

„Sire! Sie sind unruhig, und ich weiß warum. Erlauben Sie mir, nach Algier zu gehen; wenn mich die Soldaten sehen, wird sich ihr Feuereifer verdoppeln, und bald alles beendigt seyn!“

So wollte der edle Prinz die weite, gefährliche Reise in einem Alter von kaum 10 Jahren gerne unternehmen, um durch seine Gegenwart den Muth der Truppen zu erheben und Frankreichs Ruhm zu erhöhen. Höchst erstaunt über diesen Antrag voll Vaterlandsliebe rief der König aus: „Herrliches, braves Kind! welch einen König versprichst du Frankreich!“

4. Wahre Vaterlandsliebe ist zu jedem Opfer bereit,

vertheidiget das Vaterland muthig, heldenmüthig, und ist ausdauernd im Kampfe.

Im Aufkeimen der hohen Vaterlandsliebe, mit welcher sich die preußische Nation ihre Fesseln im Jahre 1813 zu zerbrechen strebte, in dem Schimmer jener freudig-schönen Morgenröthe, welche die glänzenden Sonnenstrahlen verkündigte, die wieder den Thron Friedrich Wilhelms umfließen, fuhren drei Damen aus der Gegend von B** in diese Stadt, und nahmen auch das arme Fräulein von Sch** mit. Sie fanden auf der Wirthstafel eine gedruckte Aufmunterung zu Beiträgen aller Art für die Vertheidiger des Vaterlandes. Die drei Damen leerten nicht allein ihre Börsen, sondern legten auch alle Kostbarkeiten, welche sie bei sich hatten, Ringe, Ohrenringe u. s. w. auf den Teller.

Das Fräulein von Sch** hatte sich in ein Fenster geschlichen, um die Thränen zu verbergen, die ihm ins Auge getreten waren, und als es seine Freundinnen beruhigen wollten, sagte es: »Nie hat mich meine Armuth so gedrückt, als in diesem Augenblicke. Ich habe weder Geld, noch Geschmeide, und doch ein so glühendes Verlangen, auch etwas auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu können.« — Mit einem Male faßte es sich aber, und sprach: »Ja, ich habe doch etwas!« — Nun schickte sie zu einem Perückenmacher, gieng mit ihm in ein anderes Zimmer, ließ sich ihre wunderschönen langen Haare abschneiden, verkaufte sie für 3 Thaler, und legte mit inniger Zufriedenheit dieses Geld auf den Teller.

Der Hofrath H**, dem die Einsammlung dieser Beiträge übertragen war, hörte von dem schönen Opfer, welches das Fräulein von Sch** dargebracht hatte, und der freundliche Schutzgeist, der über das preußische Volk wachte, gab ihm den vortrefflichen Gedanken ein, die Haare des edelmüthigen Fräuleins einzulösen, und kleine, in Gold gefaßte Ringe daraus verfertigen zu lassen, von welchen er das Stück zu 2 Thalern verkaufte, und so, weil Jedermann von dieser Gabe eines wahrhaften Engelherzens tief gerührt war, und manches für einen solchen Ring zwei, vier, ja acht Dukaten bezahlte, gewann

er eine Summe von 700 Thalern daraus. Wie himmlisch mußte sich dieses hochherzige Mädchen belohnt fühlen!

5. Ein Franzose, Namens de la Tour, gieng nach London. Er heirathete dort eine Hofdame der Königin, und wurde deßhalb mit Ehren und Würden bekleidet. Um sich dafür dankbar zu beweisen, erbot er sich, treulos gegen sein Vaterland, die Engländer in den Besitz des Cap Sable zu setzen, den einzigen festen Platz, den die Franzosen damals noch in Canada hatten; man gab ihm zu diesem Behuf zwei Kriegsschiffe, und er schiffte sich mit seiner jungen Gattin ein.

Als er in die Nähe der Festung gekommen war, bestieg er ein Boot, und ließ sich ans Land setzen. Sein Sohn war Commandant in der Festung. Er begab sich sogleich zu diesem. Nachdem der Sohn den Vater mit kindlicher Liebe und Freude empfangen hatte, begann der Letztere sogleich, ihn mit der Absicht seines Besuches bekannt zu machen. Er stellte dem Sohne vor, wie er durch die Uebergabe der Festung an die Engländer ein großes Glück machen und in Großbrittanien zu Reichthümern und Ehrenstellen gelangen könne, die ihm von Frankreich nie zu Theil würden.

Der Sohn, voll treuer Liebe zu seinem Vaterlande, war höchst erschrocken über einen solchen Antrag, er empörte sein Gefühl für Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, und er wies daher diesen Vorschlag als schändlich und höchst strafbar mit Festigkeit zurück. Der Vater gieng nun von der früher gezeigten Freundlichkeit zu Drohungen über, aber der Sohn blieb unerschütterlich. Mit hohem Ernste sprach er: «Wäre mir ein solcher Antrag von einem Andern gemacht worden, so müßte ich ihn auf der Stelle verhaften lassen. Aus Schonung und kindlicher Liebe soll dieß nicht geschehen, und so willkommen Sie mir auch waren, ehe Sie mir die Absicht Ihres Besuches entdeckten, und mit immer seyn würden, wenn Sie einen solchen Gegenstand nicht zur Sprache gebracht hätten, so muß ich Sie doch bitten, wieder nach Ihrem Schiffe zurückzukehren.«

Halb zornig, halb beschämt verließ der Vater den Sohn und fuhr wieder nach dem Schiffe zurück. Dieser Plan, sich in den Besitz des Forts zu setzen, war mißlungen; er wollte

ſein Verſprechen löſen, es koſte, was es wolle. Das Fort wurde angegriffen, aber der Kommandant vertheidigte es eben ſo tapfer und mit eben ſo glücklichem Erfolg, als er ſeine Tugend gegen die frühern Angriffe vertheidigt hatte. Da auf ſolche Weiſe der Plan des Vaters gänzlich geſcheitert war, ſo wagte er es nicht, nach England zurückzukehren; er ſah voraus, daß man ihn falſcher Vorſpieglungen beſchuldigen und wegen ſo vieler Koſten zur Verantwortung ziehen würde. Er beſchloß alſo wieder ans Land zu gehen, und ſich dort anzuſiedeln. Er bewerkſtelligte dieß, und ſetzte davon ſeinen Sohn ſchriftlich in Kenntniß.

Der brave Sohn antwortete ihm: er würde ihm gerne einen Zufluchtsort zugeſtehen, auch für ſeine Bedürfniſſe hinlänglich ſorgen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder er, noch ſeine jetzige Stiefmutter je mit einem Fuße die Feſtung beträten.

So hart dieſe Bedingung auch war, ſo blieb dem Vater doch nichts übrig, als ſich ihr zu unterwerfen, und wenn der Sohn davon auch nicht abwich, ſo bemühte er ſich doch, den Vater durch ununterbrochene Beweiſe der größten Aufmerkſamkeit und kindlichen Liebe dafür zu entſchädigen.

So wußte dieſer junge edle Sohn die Pflichten, die er ſeinem Vater ſchuldig war, mit denen, die das Vaterland ihm vorſchrieb, auf eine Weiſe zu vereinen, die ſeinem Herzen und Verſtande gleich ſehr zur Ehre gereichte.

6. Wer ſein Vaterland liebt, vertheidigt daſſelbe mit Muth und ſelbſt mit Aufopferung des Lebens.

Im Jahre 392 hatte ſich auf dem Marktplatze von Rom durch ein Erdbeben eine unermeßlich tiefe Kluft geöffnet, aus welcher ſchädliche Dünſte aufſtiegen. Alles war in größter Angſt, und man wußte ſich nicht zu helfen. Endlich fragte man die Auguren (Wahrſager, Vögelſchauer) um Rath, und dieſe ſagten, daß die Kluft ſich nie wieder ſchließen werde, wenn nicht Rom die koſtbarſten Dinge hineinwerfe, die es beſitze. Sogleich meldete ſich Markus Curtius, ein edler römiſcher Jüngling, und fragte die Auguren: ob Rom etwas Koſtbareres habe, als Vaterlandsliebe und Heldenmuth?«

Die Antwort fiel verneinend aus. Es entstand große Stille, und Alles war in Erwartung. Da eilte Curtius, zog seine glänzendste Rüstung an, bestieg ein kostbar geschmücktes Pferd, ritt zu dem Abgrunde, weihte sich vor den Augen des staunenden Volkes dem Tode, und stürzte sich in den Schlund hinab, den man sogleich über ihm zuschüttete.

7. Androclea und Alcis, zwei thebanische Mädchen, Töchter des Antipönus, waren von der innigsten Liebe für ihr Vaterland ergriffen. Als die Thebaner, unter Anführung des Herkules, den Orchomeniern ein Treffen liefern wollten, so wurde das Orakel nach damaliger Gewohnheit um Rath gefragt über den Ausgang des Treffens. Dieses ließ sagen: daß die Thebaner siegen würden, wenn derjenige, welcher als der Vornehmste gehalten würde, für das Vaterland sterben wolle. Zwar hatte Antipönus vor Allen die berühmtesten Vorfahren; aber den Muth hatte er nicht, für sein Vaterland zu sterben. Nun erklärten sich seine beiden Töchter, Androclea und Alcis, bereitwillig dazu. Mit männlichem Muth nahmen sie sich das Leben, und das Vaterland wurde wirklich gerettet. Die Vaterlandsliebe dieser beiden Mädchen wurde anerkannt; sie wurden im Tempel der Diana Euclëa beerdigt, und daselbst ihres Edelmuthes wegen verehrt.

8. Schwerlich wird man viele Krieger finden, die so früh wie der junge Ambrosius von Boufflers die militärische Laufbahn betraten. Von Natur kriegerisch gesinnt, und durch weise Erziehung in der Kindheit abgehärtet, waren schon im 7ten Jahre Waffenspiele und kriegerische Uebungen seine liebste Beschäftigung. Bei einer solchen Lebensart entwickelten sich auch seine körperlichen Kräfte früher. Bereits im zehnten Jahr trat er als Fahnenjunker in das Regiment seines Vaters ein, und bewies gleich in seinem ersten Gefechte mit österreichischen Uhlanen eine solche Gegenwart des Geistes, daß er, obschon am Arme verwundet, doch seine Fahne mit Muth behauptete. Als ihn sein Vater über seine Munterkeit nach dem Gefechte zur Rede stellte, antwortete der junge Boufflers: «Ich bin deßwegen so froh, weil ich meinen Bedienten am Leben weiß. Der gute Mensch hat heute sein Leben so oft für das meinige gewagt!»

So früh Boufflers ſeine Laufbahn begann, ſo früh endete er ſie auch. In der Schlacht bei Ettingen 1744., wo die Franzoſen von den Oeſterreichern und Engländern geſchlagen wurden, ſollte der eilfjährige Boufflers mit einigen hundert Reitern einen Poſten an einem Bache vertheidigen. Die fliehenden Franzoſen vergaßen ihm den Befehl zum Rückzuge zu ſchicken; und von ſelbſt fliehen, hielt Boufflers, für den Ruhm ſeines Vaterlandes beſorgt, für die größte Schande. Er vertheidigte ſich alſo mit der größten Tapferkeit gegen die herandringenden Feinde, bis die Meiſten der Seinigen fielen, und er ſelbſt durch eine Kanonenkugel einen Fuß verlor. Die Achtung der Feinde für dieſes Heldenkind war ſo groß, daß ſie ihn in das franzöſiſche Lager zurücktragen ließen, wo er bald an den Folgen ſeiner Wunde ſtarb.

9. Als die Franzoſen im Jahre 1812. fliehend aus Rußland zurückkehrten, glaubte Preußens edler König, Friedrich Wilhelm III., es ſey nun Zeit, ſeinem Lande, das von den Drangſalen des Krieges ausgeſaugt und gedrückt worden war, Freiheit, Ruhe und Wohlſtand wieder zu geben. Er erließ daher zu Anfang des Jahres 1813 einen Aufruf an ſein Volk, die Waffen zur Befreiung des Vaterlandes zu ergreifen, und Jung und Alt wurde von hoher Begeiſterung erfüllt; Alles, was waffenfähig war, ſtrömte in Schaaren den Plätzen zu, wo die Krieger ſich ſammelten. Schüler verließen die Schulen und Gymnaſien, Studenten die Univerſitäten, Handlungsdiener ihre Schreibſtuben; ſelbſt Profeßoren und Lehrer wollten nicht zurückbleiben. Gutsbeſitzer gaben ihre Wirthſchaft und Beamte ihre Stellen auf, um Theil zu nehmen an dem heiligen Kampfe für Freiheit und Vaterland. Wer nicht ſelbſt ins Feld ziehen konnte, war thätig auf andere Art. Greiſe, Frauen, Mädchen brachten ihre Baarſchaft, ihren Schmuck, ihre Koſtbarkeiten der großen Sache zum Opfer dar, oder ſie widmeten ſich der Pflege der Verwundeten und Kranken.

Maria Prochaska, die Tochter eines alten preußiſchen Grenadiers, begnügte ſich nicht, ihr kleines Eigenthum herzugeben; ſie wollte, den Männern und Jünglingen gleich, Blut und Leben ihrem König und der Ehre ihres Vaterlandes widmen.

Oft hatte ihr der alte Vater von seinen eigenen Feldzügen im siebenjährigen Kriege, von dem rühmlichen Kampfe der Tyroler Landleute für ihre Freiheit, von den Thaten der spanischen Frauen und Mädchen erzählt, wie er sie in den Zeitungen beschrieben gefunden hatte, und dadurch in der Seele der jungen Tochter den Wunsch erregt, sich auf gleiche Art auszeichnen zu können. Als daher Maria von dem Aufrufe des Königs hörte, und sah, wie hochbegeistert ihm die Söhne des Vaterlandes zuströmten, da fühlte auch sie sich, ihres Geschlechtes vergeßend, unwiderstehlich hingezogen auf den Kampfplatz, und hatte länger keine Ruhe mehr im Vaterhause.

In der Stille verkaufte sie alles, was sie an Sachen von Werth besaß, und schaffte sich von dem erlösten Gelde eine anständige Mannskleidung, einen Hirschfänger, eine Kugelbüchse und einen Tschako an. So ausgerüstet ließ sich die Jungfrau in die Schaar der Lüzow'schen Jäger, unter dem Namen August Renz, aufnehmen, und erwarb sich durch ihre Bescheidenheit und Tapferkeit die Achtung der Offiziere.

Dem alten Vater hatte sie nichts von dem gewagten Schritte entdeckt; bei seiner Vaterlandsliebe, seinem Eifer für die Sache der Deutschen und seinem kriegerischen Sinne zweifelte sie aber nicht, daß er das, was sie gethan hatte, genehmigen würde. Sie selbst bereute es keinen Augenblick; im Gegentheil, die Uebungen im Schießen machten ihr sehr viel Vergnügen. In einem Briefe an ihren Bruder bat sie diesen daher, dem Vater Nachricht von dem, was sie gethan, und von ihren Fortschritten in der edlen Kriegskunst zu geben, auch ihm ihre heimliche Entfernung und ihren scheinbaren Mangel an Vertrauen von der besten Seite vorzustellen und Vergebung für sie auszuwirken.

Bald ergieng nun der Ruf, ins Feld zu rücken. Das Lüzow'sche Freicorps, bei dem sie stand, erhielt den Befehl, in Eilmärschen an die Niederelbe hinabzuziehen, und sich mit der Nordarmee gegen die Schaaren des französischen Marschalls Davouſt zu vereinigen, der die Stadt Hamburg besetzt hielt. Dieß geschah. Im Vortrabe jenes Heers gieng Maria Prochaska mit ihrem Corps über die Elbe. Es galt die Erstürmung

einer Anhöhe, die der Feind ſtark mit Geſchütz beſetzt hielt, weil er damit das Ufer des Stromes beſtreichen konnte. Schon früher hatte Marie, die ihr drohende Gefahr ahnend, in einem gefühlvollen Schreiben ihren in der Heimath zurückgelaſſenen Lieben das letzte Lebewohl zugerufen; und wirklich war es in dem Buche des Schickſals geſchrieben, daß ihr nicht das Glück werden ſollte, mit Siegeskränzen geſchmückt in das Vaterland zurückzukehren.

Man war nun dem Feinde gegenüber; die Hörner gaben das Zeichen zum Angriff; der Kanonendonner des Feindes antwortete darauf, ein dichter Hagel von Kartätſchenkugeln ſollte die Heranſtürmenden zurückſchmettern; rechts und links fielen der Tapferſten viele. Auch Prochaska wurde leicht verwundet, aber ihr Muth blieb unerſchütterlich. Siegreich ſtieg ſie die Anhöhe an der Seite ihrer Waffenbrüder hinan, und achtete nicht des Todes, den die feindlichen Feuerſchlünde von oben herab verbreiteten. Schon hatte ſie die Hälfte des Weges hinter ſich, als der Oberjäger Heidrich von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet niederſank. Marie ſah es, und eilte auf ihn zu, um ihn wo möglich in Sicherheit zu bringen und ihm das Leben zu erhalten. Noch ſtand ſie neben ihm als auch ihr eine Kanonenkugel das Bein zerſchmetterte. Ohnmächtig ſank ſie neben dem Verwundeten nieder, und blieb in ihrem Blute liegen, bis einer ihrer Kameraden ihr zu Hülfe kam und ſie bei Seite bringen ließ. Jetzt war es nicht mehr Zeit, ihr Geheimniß zu verſchweigen, ſie entdeckte dem mitleidsvollen Kampfgenoſſen ihr Geſchlecht, und bat ihn, ſie mit Schonung zu behandeln, und ſie auch dem Wundarzte zu empfehlen. Beides wurde ihr heilig verſprochen. Unter unbeſchreiblichen Schmerzen wurde Marie nach Danneberg gebracht; aber mit männlicher Gelaſſenheit ertrug ſie ihre Leiden. Sie ſollten nicht von langer Dauer ſeyn; ſchon wenige Tage nach ihrer Ankunft verſchied ſie. Sie war zu ſpät unter die Hände eines Wundarztes gekommen, durch die zu lange Verzögerung des Verbandes hatte der Brand die Wunde ergriffen, und die Rettung der jungen Heldin unmöglich gemacht. Sie ſchied von der Welt, aber keine Klage kam über ihre Lippen; mit Ergebung

empfahl sie ihren Geist in Gottes Hände; voll frommen Vertrauens bat sie ihn um Trost und Stärkung für den alten Vater, um Segen für den geliebten Bruder, um Glück für die Waffen ihres Königs.

So starb ein Mädchen für die Freiheit und den Ruhm ihres Vaterlandes!

10. Unter die ergreifendsten Ereignisse im Jahre 1815 gehört in Preußen das Auftreten der freiwilligen Jäger, in deren Corps Söhne aus den besten Familien eintraten, welche schon weit gediehene Studien und selbst Aemter verließen, nicht um, wie andere ihrer wackern Brüder und gleichgesinnte Tapfere in Rußland und Oesterreich, mit edlem Eifer und verdienstlichem Erfolge als Offiziere die Landwehr zu führen, sondern sich mit der offenbarsten Aufopferung, gleich den edlen Jünglingen Griechenlands und Roms, in die Reihen gemeiner Krieger zu stellen, und ihren Geist in diese Reihen zu bringen. Was für Heldenmuth, was für Seelenstärke haben diese Freiwilligen bewiesen! Die Geschichte des deutschen Vaterlandes wird die Beispiele davon aufbewahren. Höret nur eines hier, was der schönsten Zeiten Griechenlands werth ist.

Ein Schüler von Königsberg schrieb in den letzten Augenblicken seines Lebens, wo alle Ueberspannung, in die er sich in seinem rechtschaffen geführten Leben nie verlor, ohnehin aufhört: «Einzig geliebte Aeltern! Vorgestern, am 16. October, hatten wir das Glück, unter Gottes gnädigem Beistande die Scharte, welche wir am 14. desselben Monats bei Jena und Auerstädt von den Franzosen empfingen, ruhmvoll wieder auszuwetzen. Blutig war die Schlacht, der Feind wehrte sich mit verzweifeltem Muthe; aber er mußte der Tapferkeit der Unsrigen weichen. Wollte Gott, das Blutvergießen hätte ein Ende, es sind der Ruhmsucht eines Einzigen Opfer genug gefallen. Aber süß und ehrenvoll ist der Tod für das Vaterland! Auch ich gehöre unter die Zahl der Glücklichen, welchen dieser ehrenvolle Tod in wenigen Stunden erwartet.»

Nachdem er noch Einiges, was seine Person anging, hinzugefügt hatte, wurde er zu kraftlos, um auch nur seinen Na-

men unter zu ſetzen, und er verſchied in den Armen ſeines Wirthes, des Apothekers zu Skeuditz bei Leipzig. Auguſt Dannemann war der Name des edlen Jünglings.

*

Fürchte den Herrn, mein Sohn, und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührer. Sprchw. 24. 21. — Vor drei Dingen geräth mein Herz in Furcht: Verrath des Landes, Aufruhr des Volkes, unſchuldiges Blutvergießen. Sir. 26. 5. 7. — Suchet das Beſte des Landes, und betet für daſſelbe bei dem Herrn; denn von ſeiner Wohlfahrt hängt auch die eurige ab. Jerem. 29. 7. — Einen größern Beweis von Liebe kann Niemand geben, als wenn er ſein Leben für ſeine Freunde läßt. Joh. 15. 13. — Jeder unterwerfe ſich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es giebt keine Obrigkeit, ohne daß ſie von Gott da iſt. Röm. 13. 1. — Ein Jeder ſehe nicht auf das Seinige, ſondern auch auf das, was des Andern iſt. Phil. 2. 4. — Erweiſet Jedem Achtung, Liebet die Brüder. Fürchtet Gott. Ehret den König. 1. Petr. 2. 17. — Unſere Liebe ſoll nicht in Worten, nicht auf der Zunge, ſondern in That und Wahrheit ſich zeigen.

Daß Menſch ich bin, deß freu ich mich,
Und lieb' die Welt recht inniglich;
Noch mehr lieb' ich den Ort, der mich gebar,
Die Aeltern und der Freunde Schaar;
Dem Vaterlande weih' ich Kraft und Muth
Und, will's die Pflicht, mit Freuden Gut und Blut.

Verſchwiegenheit.

Alles hat ſeine Zeit, Reden und Schweigen; bei beiden ſollen wir aber unſere Pflicht immer im Auge behalten. Die Pflicht gebietet uns oft, ein uns anvertrautes Geheimniß Niemanden zu entdecken, nichts auszuſagen, was uns verboten iſt, oder einem Andern Schaden, Kummer und Verdruß verurſachen würde. Das Beſtreben, die uns von Andern ertheilten Nach-

richten, Belehrungen, Kenntniſſe, Vorhaben und Angelegenheiten verborgen zu halten, wenn es der Andere verlangt, oder wir wiſſen, daß es ſeiner Wohlfahrt zuträglich iſt, nennt man Verſchwiegenheit. Wer daher dasjenige geheim hält, was aus guten Gründen geheim gehalten werden muß, der iſt verſchwiegen. Verſchwiegenheit iſt eine große und ſchöne Tugend, erwirbt das Zutrauen und die Achtung der Menſchen, während Schwatzhaftigkeit beides verliert, und vieles Unheil anſtiftet. Der Verſchwiegene vermeidet für ſich und Andere große Verdrießlichkeiten, und wird immer eher zu einem Amte oder Dienſte befördert. Uebet euch daher ſchon von früher Jugend in der für das menſchliche Leben ſo nothwendigen Tugend der Verſchwiegenheit. Lernet zuerſt euere eigenen Geheimniſſe verſchweigen, dann werdet ihr um ſo leichter auch fremde verſchweigen. Vermeidet den Fehler der Vielſchwätzerei; wer ſich an dieſe gewöhnt, und ſeine Zunge nicht im Zaume hält, dem wird, ſobald es ihm an Stoff fehlt, kein Geheimniß mehr zu heilig ſeyn, das er nicht dem Hange zur Schwatzhaftigkeit aufopfern wird. Vermeidet alle Gelegenheiten und Perſonen, wo auch anvertraute Geheimniſſe abgelockt werden könnten, und denket oft an den Schaden, der durch das Bekanntwerden von irgend etwas, das verſchwiegen werden ſollte, für euch oder Andere entſtehen könnte. Merket euch den Spruch:

Wer in der Welt nicht leiden will,
Muß hören viel, oft ſchweigen ſtill;
Denn darum iſt der Menſch geboren
Mit einem Mund und zweien Ohren.

1. Papyrius, ein römiſcher Jüngling, gab ein Beiſpiel von Verſchwiegenheit, das ihm beſonders in Rückſicht ſeiner Jugend viel Ehre und Beifall unter ſeinen Mitbürgern erwarb. Er wurde einſt, als ein ſiebzehnjähriger Jüngling, von ſeinem Vater mit in den Senat genommen, und hörte daſelbſt Dinge von der größten Wichtigkeit mit an, welche daſelbſt vorgetragen wurden. Als er wieder nach Hauſe gekommen war, wollte ſeine Mutter gerne von ihm erfahren, was im Senate verhandelt worden ſey. Papyrius, der wohl fühlte, wie gefährlich es werden könnte, die Staatsgeheimniſſe

bekannt zu machen, und doch seine Mutter durch Verweigerung einer Antwort auf ihre Frage nicht beleidigen wollte, hielt es unter diesen Umständen für besser, ihre Neugierde durch eine erdichtete Nachricht zu befriedigen; die dringende Noth forderte ihn dazu auf. Er erzählte ihr, es wäre im Senat die Frage besprochen worden: ob es besser sey, daß ein Mann zwei Frauen, oder eine Frau zwei Männer habe?

Ueber diese Nachricht wurde die Mutter des Papyrius sehr unruhig, lief in aller Eile bei allen ihren Bekannten umher, und erzählte ihnen, was sie erfahren hatte. Es entstand darüber eine große Bewegung unter den Frauen, und sie faßten den Beschluß, den Senat zu bitten, über jene Frage nicht weiter abzustimmen. Eines Tages, da der junge Papyrius mit seinem Vater wieder im Senate war, trat eine große Anzahl von Frauen in Begleitung seiner Mutter in die Versammlung, und trug ihre Bitte vor. Die Senatoren, die den Zusammenhang der Sache nicht kannten, waren über diese Gesandtschaft verwundert, und sahen einander erstaunt an. Endlich erhob sich der junge Papyrius, erklärte die ganze Begebenheit, und bat zugleich seine Mutter um Vergebung, daß er sie in der Noth durch eine falsche Nachricht getäuscht habe. Allgemein wurde der Verstand und die Verschwiegenheit des Jünglings bewundert und gelobt. Der Senat aber, der aus diesem Vorfalle sah, wie wichtig es sey, seine Verhandlungen geheim zu halten, und wie unangenehme Folgen aus dem Gegentheil entspringen könnten, gab die Verordnung: daß in Zukunft kein Jüngling zu den Versammlungen des Senats zugelassen werden sollte. Der junge Papyrius allein, der sich durch seine Verschwiegenheit schon als ein Mann bewiesen hatte, ward von diesem Verbote ausgenommen.

2. In der schrecklichen Pariser Bluthochzeit, welche vom 24. zum 25. August Nachts im Jahre 1572 statt fand, und in den Jahrbüchern der Menschheit verewigt bleiben wird, rettete sich ein Knabe durch eine seltene Geistesgegenwart und Verschwiegenheit das Leben. Jakob Rompart von Caumont lag in jener Nacht mit seinem Vater und seinem ältern Bruder in einem Bette. Die Mörder drangen in das Zim-

mer, und stürzten sich, den Degen in der Hand, auf diese unglückliche Familie. Die häufigen Streiche, die sie führten, tödteten sogleich den Vater und seinen ältesten Sohn. Der jüngere aber, Jakob, wurde blos verwundet; da er in seinem Blute lag, so hielt man ihn für todt, und die Meuchelmörder entfernten sich. Dieser Knabe, kaum 10 Jahre alt, stellte sich todt, und verbarg sich, so gut er es konnte, unter den Leichnamen des Vaters und Bruders. So blieb er, bis auf den Abend. Während dieser Zeit hörte er allerlei Reden, die ihn in Schauder versetzten. Verschiedene Meuchelmörder traten in das Haus, um daselbst zu tödten, wen sie auch fänden. Sie fingen an zu plündern, und als sie die Leichname auf dem Bette liegen sahen, sprachen Einige: „Ah! das hat man gut gemacht! Es ist nicht genug, diese schlimmen Bestien zu vernichten, man muß auch die Kleinen tödten.“ Die Andern billigten den Meuchelmord des Vaters, konnten aber nicht ertragen, daß man auch die schwachen Kinder, die nichts verschuldet hatten, erwürgte.

Der kleine Jakob, der vom Morgen an in einer schrecklichen Lage sich befand, ward nun versucht, sich zu zeigen; aber weil er sehr litt, so war er noch vorsichtig und wartete. Gegen Abend traten andere Personen ein; sie begannen von dem großen Gemetzel zu reden, mißbilligten so große Grausamkeit und so abscheulichen Verrath. Ermuthiget durch diese Reden, erhob der arme Kleine den Kopf und sprach: „ich bin nicht todt.“

Gerührt von Menschlichkeit, welche kindliche Unschuld immer in Anspruch nimmt, beeilte sich ein Jeder, ihn zu fragen; besonders fragte man ihn: wer er wäre, und wem er gehöre? Der Knabe dachte, daß hier ein Bekanntwerden seiner Verhältnisse ihn leicht in großes Unglück bringen könnte, da die Personen, die um ihn standen, ihm durchaus unbekannt waren, und in jenen Schreckensstunden nicht Jedem zu trauen war. Er verlor daher die Besonnenheit nicht, und antwortete: «Ich bin der Sohn des Einen und der Bruder des Andern dieser Ermordeten!» Als man in ihn drang, wenigstens seinen Namen zu erkennen zu geben, so bestand er darauf, dies nicht zu thun. «Ich werde ihn nennen,» sprach er, «aber erst, wenn

man mich an einen ſichern Ort gebracht haben wird.» Man verſprach ihm dies, und als der Knabe in den Mienen jener Menſchen Aufrichtigkeit und Mitleiden ſah, faßte er Vertrauen, und ſagte ihnen nur, daß er ein Anverwandter des Großmeiſters der Artillerie ſey; er verlangte, daß man ihn in das Arſenal (Kriegszeughaus) bringen möchte, und verſprach, daß ſie hiefür gut belohnt werden ſollten. Ein armer Taglöhner nahm ihn auf die Schulter und trug ihn, indem er ihn für ſeinen Neffen ausgab, der ſich bei einem Bubenſtreiche verwundete, in das Arſenal, und ſetzte ihn in die Arme des Herzogs von Biron nieder. Auf dieſe Weiſe durch ein großes Wagniß und ſtandhafte Verſchwiegenheit gerettet, lebte Caumont bis in das Alter von 80 Jahren.

3. Der Einfall der Franzoſen in das Land ob der Ens im Jahre 1797 war nicht frei von manchem Auftritte wilder Raubſucht. In ſolchen Fällen pflegen dann auch die Leute nicht ohne Urſache ihr Geld und ihre Koſtbarkeiten an verborgenen Orten zu vergraben. Arnold, der Sohn des reichen Oeconomiepächters Korbinian Metzler, hatte ſeinem Vater bei dieſer Arbeit geholfen, und dieſer dem Sohne ernſtlich aufgetragen, daß er es Niemand, außer der Mutter, entdecken ſollte. Bald darauf fiel eine Schaar Feinde in das Dorf ein, raubte, plünderte und mißhandelte die Leute auf eine grauſame Art. Arnolds Vater war ihnen als ein wohlhabender Mann von bösgeſinnten Menſchen bezeichnet worden. Einige der Plünderer ſtürzten in das Metzlerſche Haus; Vater und Mutter entflohen, der Sohn aber wurde auf der Flucht ertappt. Sie hielten ihn feſt, durchſuchten das ganze Haus, fanden aber weder Geld noch Koſtbarkeiten.

Nun wendeten ſie ſich an den Knaben, und ſchmeichelten ihm durch ſchöne Worte, daß er ihnen den Ort anzeigen möchte, wo das Geld vergraben ſey. Der Knabe antwortete ſtandhaft, daß er dieſes nicht ſagen dürfe. Die Franzoſen drohten ihm mit gezogenen Säbeln, ja einer derſelben ſetzte ſogar dem armen Jungen das ſpitzige Bajonet auf die Bruſt, mit den Worten: „Bube! wenn du nicht auf der Stelle uns klaren Wein einſchenkſt, und den Ort angiebſt, wo das Geld liegt, ſo athmeſt

du keine Sekunde mehr.“ Der gute Knabe zitterte zwar, blieb aber bei der Antwort, sein Vater habe es ihm verboten. Nun banden die Raubsüchtigen dem Knaben Hände und Füße, und drohten, ihn so in den Brunnen zu stürzen, wenn er nicht aussagen würde, wo das Geld wäre. Arnold weinte, und bat, man möchte ihm doch das Leben schenken. „Nur unter der Bedingung,“ rief ihm ein Soldat mit drohender Stimme zu, „wenn du das Geld verräthst.“

In diesem Augenblicke trat ein französischer Stabsoffizier in das Haus, welcher im Vorbeigehen das Schreien des Knaben vernommen hatte. Er befahl, den Kleinen sogleich loszubinden, und verhaftete die Plünderer. Wie sehr erstaunte aber der Brave über die standhafte Verschwiegenheit des Knaben, als dieser ihm den ganzen Vorfall erzählte! Der wackere Kriegec drückte den kleinen Helden, wie er ihn nannte, an seine Brust, und lobte dessen Verschwiegenheit ungemein. „Dein Kaiser,“ setzte der Offizier hinzu, „wird einst in dir, braver, kernfester Junge, einen gefaßten, tapfern Soldaten haben.

Bald darauf kamen Vater und Mutter zurück; denn sie hatten die Gefahr ihres Sohnes erfahren, und wollten ihm zu Hülfe eilen. Man kann sich kaum die Freude vorstellen, welche sie empfanden, da sie ihren Sohn und ihr sauer erworbenes Geld durch die rühmliche Standhaftigkeit desselben und hierauf durch die Ankunft des Offiziers gerettet sahen.

Sie konnten nicht genug Worte finden, Letzterem zu danken und Ersteren zu rühmen, weil Arnold mit so vieler Standhaftigkeit alle, selbst die empfindlichsten Mißhandlungen ertrug, und auch durch die schrecklichsten Drohungen nicht verleitet werden konnte, das Geheimniß zu verrathen, welches der Vater früher ihm ans Herz gelegt hatte.

Kinder! gewöhnt euch, verschwiegen, fest bei eueren guten Entschlüssen, ausdauernd bei euern Arbeiten, standhaft und geduldig bei unangenehmen Ereignissen zu seyn, denn dadurch lernet ihr in der Folge euch selbst beherrschen, die schwersten Unternehmungen ausführen, und die widrigsten Zufälle ohne Murren ertragen.

4. Unauflösbar sind die Bande, welche Aeltern und

Kinder miteinander verknüpfen, und so fest, daß keine Macht der Erde auf irgend eine Weise sie lösen kann; die Liebe beider zu einander ist so tief in die Seelen geprägt, daß sie Alles, auch selbst den Tod, überwindet. Höret von der Verschwiegenheit eines Knaben, der treu und standhaft bis zum Tode blieb, um des geliebten Vaters Leben zu retten.

In dem furchtbaren Befreiungskriege, den die vaterlandsliebenden Griechen gegen ihre alten Unterdrücker, die Türken, führten, zerstörte unmenschliche Wuth nicht nur geflissentlich die sonst friedlichen Wohnungen der Armen, die oft wider ihren Willen sich in diesen Streit hinein gezogen sahen, stieß wehrlose Säuglinge, abgelebte und schwache Frauen in die prasselnde Gluth der Flammen, entriß ihnen ihr sauer erworbenes Hab und Gut in einem Augenblicke: sondern selbst so hoch stieg die Bosheit, daß man den Boden, den die unglücklichen Griechen bebauten, gewaltsam zerstörte, alle nutzbaren Sträucher und fruchtbaren Bäume mit der Wurzel ausrottete, um nur nicht ein einziges Zeichen menschlicher Bevölkerung mehr übrig zu lassen. Unzählige Kinder, ihrer Aeltern beraubt, irrten einsam und verlassen umher, und wohl besser wäre es ihnen gewesen, wenn sie nicht geboren worden wären.

Es sind uns aber auch aus jener Unglückszeit manche schöne, erhebende Züge von der Geschichte aufbewahrt, zur Nachahmung sowohl, als zum redenden Beweis, wie die treue und ächte Liebe sich auch im Tode nicht verläugnen könne; folgender schöner Zug eines bis zum Tode treu liebenden Kindes verdient es, gefühlvollen Seelen vorgelegt zu werden.

Es war der schreckliche 5. März des Jahres 1822, als dem harten, grausamen Befehle des Sultans Mahmud II. zufolge, der nur durch Blutvergießen den Aufruhr zu unterdrücken meinte, in Konstantinopel 16 griechische Kirchen aller ihrer ehrwürdigen Heiligthümer und Schätze beraubt, durch Beschimpfungen aller Art entweiht und dann von Grund aus niedergerissen wurden.

Der Fürst Constant Moruſi, erblickte in dem damaligen, sehr mächtigen Großwessier, Benderli Ali, seinen größten Feind. Moruſi hatte nämlich einen Günstling des

Sultans, den auf des Großweſſirs Anſtiften die blutdürſtenden Rotten der Janitſcharen überall ſuchten, eine geraume Zeit in ſeinem Hauſe verborgen gehalten., bis man ihn entdeckte und erdroſſelte, und deßhalb hatte der Großweſſir auch dem Fürſten Moruſi den Tod geſchworen. Die dahin geſchickten Wachen beſetzten alle Ein- und Ausgänge des Palaſtes, um ihr Opfer ia nicht zu verfehlen; ſie durchſuchten endlich das Haus und die Gebäude des weitläuftigen Hofes, und finden zwar den verhaßten Gegenſtand ihrer Rache nicht, wohl aber in einem Verſtecke einen etwa zehnjährigen Knaben, den einer der Soldaten als des Fürſten jüngſten Sohn erkannte.

Man ſchleppt das ſchöne Kind, das nur die Kleidung von dem Sohne eines der Hausbedienten anhat, an ſeinen Haaren bis in den Hof, und der Anführer der Schaar befiehlt ihm unter den gräulichſten Drohungen und Mißhandlungen, ſogleich den Ort ihnen anzugeben, an welchem ſein Vater ſich verborgen habe. „Ihr könnt mich,“ erwiederte das furchtloſe, unerſchrockene Kind ſeinen Peinigern auf alle Drohungen und Plagen, — «ihr könnt mich noch ſchlimmer behandeln, meines lieben Vaters Aufenthalt ſpricht dennoch meine Lippe nicht aus!» — Da befiehlt der Anführer, wie er in den ſonſt rohen Geſichtern einiger Wenigen unter den feilen Henkersknechten einen Anflug von Rührung über des Kindes ſtandhaften Muth und die ſeltene Kindesliebe wahrnimmt, daß man den Knaben augenblicklich ergreifen, ihn vor die Pforte des Hauſes bringen, und daſelbſt, wenn er nicht noch geſtehen wollte, mit dem Schwerdte hinrichten ſolle. Schnell hat man ſeinen Befehl vollzogen; der Knabe iſt vor die Thüre des väterlichen Palaſtes geſchleppt, die Säbel ſind über ſeinem Haupte gezückt, da ruft der Anführer ihm mit furchtbarer Stimme zu: «Nun, geſtehſt du noch nicht?» Doch ohne den Tyrannen auch nur eines Blickes zu würdigen, ohne ſich durch Flehen und Bitten um ſein Leben zu erniedrigen, oder gar zur Rettung deſſelben ſeines Vaters Zufluchsort zu verrathen, zeigt des Knaben Miene im Gegentheil nur Ruhe. Da winkt der blutdürſtige Anführer, und die blanke Spitze eines Säbels fährt ziſchend durch den

lilienweißen Hals des treu liebenden Knaben; der Kopf rollt mit einem Schlage auf das Pflaster, und färbt mit dem nachſtrömenden Blute die Steine. Ueber den entſeelten Körper, der in ſeinem Angeſichte noch im Tode die Züge der treueſten Liebe trug, ſprengte der unmenſchliche Anführer mit kaltem Blute hin. Aber die ewige Vergeltung ließ ſolch barbariſches Verbrechen nicht unbelohnt; ſie erreichte ihn ſowohl, als den grauſamen Großweſſir Benderli Ali; er ward von ſeinen eigenen Leuten getödtet, und jener mächtige Miniſter, den die Janitſcharen haßten, zuerſt in die Verbannung geſandt, und dann erſt aufgehängt.

*

Ein Verläumder verräth, was er heimlich weiß; wer aber eines getreuen Herzens iſt, verbirgt daſſelbe. Sprchw. 11. 13.— Wer ſeinen Mund bewahrt, der bewahrt ſeine Seele. Sprchw. 13. 3. — Es iſt eine Zeit zum Schweigen, und eine Zeit zum Reden. Pred. 3. 7. — Offenbare dein Herz nicht jedem Menſchen, damit er dir nicht böſen Dank dafür gebe, und dir Vorwürfe mache. Sir. 8. 22. — Wer Geheimniſſe offenbaret, der verliert den Glauben und wird nimmermehr einen Freund bekommen. Sir. 27. 17. — Seyd klug, wie die Schlangen, und arglos, wie die Tauben. Matth. 10. 16. — Jeder Menſch ſey ſchnell zum Hören, langſam zum Reden. Jak. 1. 19. — Wer des Lebens ſich freuen und frohe Tage haben will, der bewahre ſeine Zunge. I. Petr. 3. 10.

Ein Thor giebt ſeiner Zunge Raum,
Der Weiſe hält ſie ſtreng im Zaum.
Die Zunge kann, obwohl ſie klein,
Dennoch ſehr oft gefährlich ſeyn.
Der Kluge trägt die Zung' in ſeines Herzens Grunde;
Ein Thor hingegen trägt das Herz in ſeinem Munde.

Vertrauen auf Gott.

Unzählige Wohlthaten erhalten wir täglich aus der Hand deſſen, der mit ewiger Liebe und Treue über uns wacht. Jede

Stunde, jeder Augenblick ist durch einen Beweis seiner Vatergüte ausgezeichnet, durch ihn sind wir, empfinden, wirken und genießen wir. Tausend Wege zu unserm Glücke und Nutzen, zu unserer Freude hat er uns gebahnt; tausend Gefahren von uns abgewendet, durch Freuden und Leiden, Belohnung und Strafe hat er uns in unerforschlicher Weisheit unserem Ziele näher geführt; Alles verkündet uns mit lauter Stimme, daß er unser Schicksal mit Liebe und Weisheit lenke, daher ist es unsere Pflicht, daß wir mit festem, tugendhaftem Sinne von Gott das wahre Gute ruhig erwarten, d. h. auf ihn vertrauen. Das Vertrauen auf Gott besteht darin, daß wir fest überzeugt sind, Gott wisse Alles, was zu unserm Besten dient, könne auf alle Weise unser Wohl befördern, und werde nach seiner Güte Alles thun, was zu unserer Glückseligkeit nöthig ist, daß wir nach dieser Ueberzeugung alle Vorschriften Gottes als die weisesten und heilsamsten verehren und befolgen, unser ganzes Glück in Gott suchen, in Freuden und Leiden allezeit das Beste von ihm erwarten, ihm unser und der Unserigen Wohl getrost empfehlen, und uns in seiner alles liebevoll und weise regierenden Vorsehung beruhigen. Unendlich ist der Segen, welchen das Vertrauen auf Gott nach sich zieht. Wie erhebend ist der Gedanke, daß Gott, der ewige, allgütige, liebevollste, allmächtige Vater, Nichts über uns kommen lasse, was nicht zu unserem Besten ist! Vertrauen auf Gott erwirbt die besondere Gnade Gottes, gibt Kraft und Muth in Gefahren und Noth, wahre Zufriedenheit, Freudigkeit, Ruhe und Trost in Leiden und Trübsalen, und befördert unsere Besserung. Nur der, welcher Gott ganz und kindlich vertraut, seiner Leitung sich gehorsam unterwirft, dankbar alles annimmt, was von ihm kommt, Freude und Leid, und seine ganze Hoffnung auf ihn setzet, wird in allen Verhältnissen des Lebens glücklich seyn, und alle Dinge werden ihm zum Besten dienen. Vertrauen auf Gott wird auch auf manigfache Art belohnt, und oft erscheint Rettung, wo Alles verloren zu seyn schien. Darum heißt auch das Sprichwort: Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut.

Liebe Kinder! So empfehlet nun voll Vertrauen dem lie-

den Gott euer Leben und Schicksal, überlasset Alles seinem Willen, seiner Vorsicht, klaget nie in Leiden und Widerwärtigkeiten, oder murret gar gegen Gottes Anordnungen, sondern bleibet standhaft im Vertrauen, erfüllet aber auch redlich in euerem Kreise die Pflichten des Christenthums und eueres Berufes, und der Allgütige, Allweise wird euch nie verlassen, und Alles mit euch wohl machen.

Halt' an Gott und sein Geboth,
So im Glück, wie in der Noth;
Wie sich dann der Pfad mag wenden, —
Alles wird zum Heil sich enden.

1. Carl Linné wurde im Jahre 1707 zu Rushult in Smaland geboren, und anfangs zum geistlichen Stande bestimmt. Da sein Vater ein leidenschaftlicher Freund der Botanik (Pflanzenkunde) war, so hatte der Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit die Pflanzenkunde zu üben und Geschmack daran zu finden. Dadurch aber verlor er alle Neigung zum theologischen Studium, fühlte in sich einen glühenden Eifer für Naturwissenschaften, und hatte, von allen Hülfsmitteln entblößt und eines gründlichen Unterrichtes entbehrend, viele Jahre mit außerordentlichen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. In seinem 10ten Jahre wurde er in die Schule nach Werio geschickt; aber der damalige Schulunterricht war ihm so zuwider, daß er ihn oft umgieng, um seiner Lieblingsneigung nachzuhängen und Pflanzen aufzusuchen. Seine Lehrer erklärten dem Vater, durch seine scheinbare Untauglichkeit irre geführt, daß aus seinem Sohne, der nur Kräuter und Schmetterlinge sammle, höchstens ein Handwerker werden könne. Sein Vater gab ihn daher zu einem Schuhmacher in die Lehre, aber glücklicher Weise blieb er nicht lange in dieser Lage. Der Arzt Rothmann hatte an dem Knaben ungewöhnliche Talente bemerkt, und bewirkte bei dessen Aeltern, daß er Naturwissenschaft studieren durfte. Linné studierte mit anhaltendem Fleiße; bald aber fühlte er bei dem drückenden Mangel, in dem er sich befand, wie nöthig es sey, daß er irgend ein ernährendes Fach wählen müsse. Er wählte die Arzneikunst, weil zu dem Unterrichte in derselben die Kenntnisse in der Naturgeschichte unentbehrlich sind. Die Kost-

barkeit dieſes Studiums hätte ihn freilich abſchrecken können; aber ſein Vertrauen auf Gott war zu ſtark, als daß er das Nichtgelingen ſeines Vorhabens hätte befürchten ſollen. Der Vater war außer Stand, ihn in ſeinen Studien zu unterſtützen, daher zeigte ihm die göttliche Vorſehung in der Perſon des Profeſſors Humärus, ſeinem Vetter in Lund, einen Gönner, der ſich ſeiner annehmen würde. Aber eben war er in dieſer Stadt angelangt, ſo vernahm er zu ſeiner größten Betrübniß, daß Humärus, auf deſſen Verſprechung er den ganzen Plan ſeines Glückes gebaut hatte, ein paar Tage zuvor geſtorben ſey. Es war aber doch die Abſicht Gottes, daß er gerade in Lund ſeine Studien machen und ſein Glück gründen ſollte. Dazu erweckte er den Botaniker Kilian Stobäus, der ſein Wohlthäter wurde. Dieſer bemerkte gar bald das außerordentliche Talent des Jünglings, zeichnete ihn aus, und bot ihm bei ſeiner Dürftigkeit eine Wohnung in ſeinem Hauſe an, ließ ihn ſeine Bibliothek und Naturalien-Sammlung benützen, und rettete ihm einſt auch das Leben, als Linné auf einer botaniſchen Wanderung von der ſogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimiſchen giftigen Gewürme, geſtochen worden war. Dafür erlebte Stobäus den Triumph in der Folge, daß ſein Zögling, der ohne ihn wahrſcheinlich in der Mittelmäßigkeit verborgen geblieben wäre, der Geſetzgeber der Naturgeſchichte wurde.

Stobäus war aber zu wenig in die Tiefe der Wiſſenſchaft eingedrungen, als daß er des weiterſtrebenden Jünglings unerſättliche Forſchbegierde hätte befriedigen können; Linné vertraute auf den lieben Gott, verließ Lund, und ging nach Upſala, an dem Fluſſe Sala in Schweden. Aber auch hier hatte der wackere Jüngling mit neuer Dürftigkeit zu kämpfen. Anfangs unterſtützten ihn ſeine reicheren Landsleute, ſie ließen ihn mit ſich eſſen, und gaben ihm ihre abgelegten Kleidungsſtücke. Seine Schuhe flickte er ſich ſelbſt mit Baumrinde. Dieß alles ſchreckte ihn aber nicht ab. Voll heitern Vertrauens auf die göttliche Vorſehung blieb er ſeinem Entſchluſſe getreu, ſich ganz allein der Naturgeſchichte zu widmen. Und Gott lohnte auch das Vertrauen des Jünglings. Bei einem Beſuche im botaniſchen Garten zu Upſala fand der Domprobſt Celſius den Jüngling, und mußte

seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Er erkundigte sich nach seinen Umständen, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat den hülflosen Zustand des lernbegierigen Jünglings erfahren, so eilte er auch, ihn daraus zu erretten. Celsius, der gerade damals an einem schätzbaren Werke — „über die biblischen Pflanzen" — arbeitete, wählte den jungen Linné zu seinem Gehülfen. Dieser benützte die ihm dargebotene Gelegenheit seine Kenntnisse zu erweitern, machte Reisen nach Lappland, gab vortreffliche Schriften heraus, die sich durch Neuheit und den Scharfsinn der Gedanken auszeichneten, und wurde ein berühmter Arzt, ein sehr berühmter Naturforscher und Botaniker; der König erhob ihn in den Adelstand, ernannte ihn zum Ritter, und nach einem rühmlich und nützlich zugebrachten Leben starb er den 10. Januar 1778.

So wachte die göttliche Vorsehung über Linné als Knabe und Jüngling. Offenbar führte sie ihn durch Mangel und Dürftigkeit zu seiner großen Bestimmung. Das erkannte er aber auch noch in den spätern Jahren. Mit Rührung pries er oft auf botanischen Wanderungen seinen Schülern die Güte Gottes, und ermahnte die Jugend zum Vertrauen auf Gott, auch in den härtesten Prüfungen.

2. In dem Kriege von 1806—7 drang ein Corps (Kohr) von etwa 30 Mann deutscher Kontingents-Truppen in das Haus eines Pfarrers in einem schlesischen Dorfe. Sie bedrängten den braven Pfarrer mit seiner Familie sehr hart. Der Oberstlieutenant begehrte allerlei Erfrischungen für seine Leute, die der Pfarrer anzuschaffen außer Stande war. Nun fügte man Drohungen hinzu, falls nicht alles Gewünschte in einigen Stunden vorhanden seyn würde. Man durchsuchte das ganze Haus; aber Alles war schon aufgezehrt. Da trat Amalie, die fromme Tochter des Pfarrers, zu ihrem Vater, dessen Betrübniß und Schmerz sie sah, und sagte: „Lieber Vater! Gott verläßt die Seinigen nicht; wir wollen auf ihn vertrauen. Noch nie war sein Arm zu kurz, um in der Stunde der Noth Hülfe und Rettung zu senden." Dann nahm sie ihre Harfe, und sang das bekannte, schöne Lied: „Befiehl du deine Wege, und

was dich, Seele, kränkt, der treuen Vaterpflege deß, der den Weltkreis lenkt! u. ſ. w.“

Noch hatte ſie den Geſang nicht beendet, als ſich die Thüre öffnete, und der Oberſtlieutenant leiſe herein trat. Er winkt, der Erſchrockenen zu, fortzufahren, und da ſie geendet hatte ſprach er: „Frommes Kind! Ich danke dir für den lang entbehrten Genuß ſolcher Erbauung. Ich bin in jenem Zimmer Zeuge der Angſt und Sorge deiner Aeltern geweſen; ſey aber nur ruhig. In drei Stunden befreie ich euch von euern Drängern, deren keiner euch mit einer Drohung oder Forderung mehr beläſtigen ſoll.“ — Frühe um drei Uhr zogen die Dragoner ab.

3. Poppo war der Sohn eines Advocaten in Eiſenach, verlor aber ſchon in der früheſten Kindheit als ein Knabe von zwei Jahren ſeinen Vater durch einen ganz beſondern Zufall, da derſelbe einen Nagel an einer Zehe ſich zu tief wegſchnitt, und an dieſer Verletzung, die er nicht geachtet hatte, nach wenigen Tagen durch den Brand hingerafft wurde. Noch blieb dem verwaisten eine zärtliche Mutter, die frühzeitig den Samen ächter Frömmigkeit in ſein Herz ſtreute, ihm immer die Allgegenwart und Allwiſſenheit Gottes nachdrücklich zu Gemüth führte, und ihn zum lebendigen Vertrauen auf ihn ermunterte. Noch beſaß dieſe Mutter einiges Vermögen, noch ſchien der Knabe nicht ganz verlaſſen; doch auch dieſe menſchlichen und irdiſchen Stützen mußten hinfallen, denn Gott, der Herr, wollte an ihm die Treue verherrlichen, womit Er die Seinigen zu ihrem Heile führt. Seine Mutter ſtarb, als er 9 Jahre alt war. Ihr Haus nebſt übrigem Hausrathe wurde verkauft und dem Kinde ein Vormund geſetzt, dem man das Vermögen und die Erziehung des Waiſen anvertraute. Aber ach! dieſer gewiſſenloſe Böſewicht brachte in kurzer Zeit ſein Pflegekind um all' das Seinige, und ging als ein Betrüger in die weite Welt.

Von allen Menſchen verlaſſen ſtand nun der arme Knabe da; kein Freund wollte ſich ſeiner erbarmen. Eine alte, äußerſt arme Muhme, eine Frau, die einſt ſeiner Mutter eine empfindliche Kränkung verurſacht hatte, die ſelbſt ſo dürftig war,

daß ſie ſich kümmerlich mit Wollſpinnen ernährte, nahm ihn zu ſich. Hier aß er 4 Jahre lang am Tiſche der Armuth; aber gar oft mangelte der Armen, welche den verlaſſenen Waiſen zu ſich genommen hatte, ſelbſt das trockene Brod. Nicht ſelten, wenn Poppo aus der Schule kam, und ſein Mittags- oder Abendbrod forderte, bekam er von ſeiner Muhme die Antwort: »Lieber Junge! ich habe noch nicht abgeſponnen; wenn die Spule voll ſeyn wird, da will ich gehen und ſehen, wo ich das Geſpinnſte verkaufe, und dir etwas dafür zu eſſen ſchaffe. Gehe du indeſſen auf den Boden, kniee nieder, und bete zu dem lieben Gott, daß ich Jemand finde, der es mir abkauft, und ich dir alſo etwas ſchaffen kann.« So lernte der Knabe auf Gott vertrauen, täglich um ſein Brod bitten, und ſein himmliſcher Vater hat ihn nie hungern laſſen.

So wenig dieſe ſelbſt arme Frau im Aeußerlichen für den Knaben thun konnte, ſo war doch der Tod derſelben, der nach einigen Jahren erfolgte, für ihn ſehr ſchmerzlich. Bisher hatte er in Eiſenach die Schule beſuchen und ſeine Lernbegierde befriedigen können; aber der Tod ſeiner armen Wohlthäterin trieb ihn aus der Stadt, und ein entfernter Freund ſeiner Mutter, der in der Nähe eine Pachtung hatte, nahm den 13jährigen Knaben zu ſich, um die Pferde zu hüten. Doch dieſes Amt eines Pferdehirten begleitete er nicht lange. Er hatte einige Schulbücher von Eiſenach mitgenommen, und wenn er nun ſeine Pferde hütete, ſo las er in denſelben, um das Erlernte nicht zu vergeſſen. Einſt vertiefte er ſich in ſeinem Buche ſo ſehr, daß er es nicht bemerkte, als ſeine Pferde ſich ſchlugen. Eines davon wurde lahm geſchlagen. Der Schaden wurde ſeiner Nachläßigkeit beigemeſſen; er wurde daher von ſeinem ergrimmten Vetter hart gezüchtiget, aus dem Hauſe deſſelben fortgejagt, und ſo als ein 13jähriger Knabe, ohne allen menſchlichen Beiſtand, in die weite Welt hinaus geſtoßen.

Mit unzähligen Thränen ging er nach Eiſenach zurück, und bat Gott recht herzlich, daß er ihn nicht verlaſſen möchte. Dort wandelte er in den Straßen der Stadt auf und nieder. Schon war der Mittag vorüber, aber noch hatte er keinen Biſſen gegeſſen, noch wußte er nicht, wo er einen Biſſen Brod oder ein Ob-

dach finden würde. Aber sein ganzes inneres Gefühl war Gebet und Vertrauen auf Gott, und des Verlassenen Flehen wurde erhört. Nachmittags begegnete dem stillweinenden Knaben ein ehrwürdiger alter Mann. Er blickt ihn an. — „Bist du nicht des seligen Advocaten Poppo Sohn?“ fragte er ihn. „Wo bist du jetzt, wie geht es dir?“ — Durchdrungen vom jammervollen Zustande des Verlassenen heißt er ihn mitkommen. Es war der Rector der Schule. Er gab ihm zu essen, und sorgte, daß er in eine Erziehungsanstalt für arme Studierende kam, und verschaffte ihm Wohlthäter. Seine Anstrengung, seine wachsende Geschicklichkeit, seine ungeheuchelte Frömmigkeit erwarben ihm immer mehr gute Freunde. Bald fand er im Hause des fürstlichen Kammerdieners Purgold, dessen Knaben er unterrichtete, einen Aufenthalt, wo für seine Bedürfnisse gesorgt wurde.

Allein damit nicht der Leichtsinn sich des Jünglings Herzens bemächtige, daß er nicht die Hand der leitenden Liebe seines himmlischen Vaters vergessen möchte, mußte eine neue Prüfung seinen Glauben stärken. Sein bisheriger Wohlthäter verließ Eisenach, und ihm wurde der Unterricht aufgekündet. Wo nun hin? Ein Handwerk zu ergreifen, war er zu alt, überdieß hatte er schon so viele schöne Kenntnisse in den Wissenschaften gesammelt, daß es ihm den größten Kampf gekostet haben würde, sich von ihnen zu trennen. Doch ging er in sein stilles Kämmerlein, warf sich mit betrübtem Herzen und vielen heißen Thränen vor Gott auf seine Kniee, und bat vertrauensvoll um Hülfe. Und siehe! noch denselben Tag, da er ängstlich in die Schule gegangen war, und unruhig in derselben gesessen hatte, rief ihn der Direktor Müller zu sich, und, ohne daß er etwas von den traurigen Umständen des Jünglins wußte, trug ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Unterricht seiner Kinder auf.

Wer kann sich die dankerfüllte Freude des erhörten vertrauensvollen Beters denken, der eben an dem Orte, wo er vor einigen Stunden um Hülfe gefleht hatte, jetzt Freudenthränen dem opferte, der seine Thränen angesehen hatte! Diese göttliche Erhörung erfüllte ihn auf's Neue mit kindli-

chem Vertrauen, und ſtählte ſein Herz auf alle ihn noch erwartenden Prüfungen mit Feſtigkeit und Muth.

Im Jahre 1746 ging er auf die hohe Schule nach Jena an der Saale, im Fürſtenthum Weimar. Neunzig Gulden hatte er ſich in Eiſenach geſammelt; dieſe waren ſein ganzes Vermögen. Keine Unterſtützung hatte er von Menſchen zu hoffen; aber er ſah auf die Hand ſeines himmliſchen Vaters, welche für den Vertrauenden immer offen und voll iſt. Noch unter dem Thore von Jena hatte er das Vergnügen, ſeinem ehemaligen Vormunde, der ihn um all' das Seinige gebracht hatte, und ihn nun als Landſtreicher anbettelte, eine Gabe zu ertheilen. Zwei Jahre brachte er glücklich mit ſeinen 90 Gulden zu, und ſtudirte mit eiſernem Fleiße; aber nun war ſein Geld aus, und der drückende Mangel umringte ihn aufs neue. Doch er vertraute, — und auch jetzt half Gott. Er führte ihm einige Studirende, beſonders mehrere ſchleſiſche Edelleute zu, mit denen er erſtlich die Kollegien wiederholte, und die ihn nachher aufforderten, ihnen beſondere Privat-Lectionen zu geben. Dies geſchah; ſeine Zuhörer vermehrten ſich. Die Magiſter auf der Univerſität, welche Kollegien laſen, und die Profeſſoren der Philoſophie verklagten ihn, und es wurde ihm bei ſchwerer Strafe von Seite der Akademie unterſagt, ſeine Vorleſungen fortzuſetzen, wenn er nicht vorher promovirte, d. h. nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung den Titel eines Magiſters oder Doctors erlangte, was mit bedeutenden Koſten verknüpft war. Mit betrübtem Herzen trat er in den Zirkel ſeiner Zuhörer, — alle ſeine Hoffnung, ferner ſeine Studien fortſetzen zu können, war dahin. Er hatte nicht einmal ſo viel Geld, um leben, noch viel weniger, um die Koſten der Promotion beſtreiten zu können. Als er nun ſeine Vorleſung geſchloſſen hatte, ſo theilte er ſeinen Zuhörern die für ihn ſo traurige Nachricht mit dem Zuſatze mit: „Sie, meine Herrn, werden anderwärts gründlichern und gelehrtern Unterricht, als bei mir, erhalten können. Aber für mich iſt dieſes Verbot ein großes Unglück; denn mein Unterhalt und alle Mittel, meine Studien fortzuſetzen, hören auf. — Doch der liebe Gott, der mich von mei-

ner Kindheit an versorgt hat, wird mich auch jetzt nicht verlassen!"

Als er dies gesagt hatte, trat ein Herr v. Rosch aus Schlesien auf, mit der Versicherung: sein bisheriger Unterricht solle nicht aufhören; es wäre ja hier eine Anzahl reicher junger Männer. Könnte er nicht aus seinem Vermögen die Unkosten der Promotion tragen, so sey dies für seine Zuhörer zusammen ja etwas Leichtes. — Diese edle Gesinnung theilte sich den Uebrigen mit, und ehe sie sich noch trennten, war Alles berichtiget. Die Kosten der Promotion wurden von seinen großmüthigen Schülern mit Freuden zusammengelegt, und ihm, der von Allen vorher verlassen zu seyn schien, blieb nichts übrig, als mit Freudenthränen dem Allgütigen und den liebevollen Menschen, die Gott zu Werkzeugen seines Wohlthuns brauchte, innig zu danken.

So bewies sich die leitende Liebe und Weisheit des guten Vaters im Himmel an ihm von frühester Kindheit an; so genoß Poppo noch bis ans Ende so manchen deutlichen Beweis ganz besonderer Führung und belohnten Vertrauens, und er konnte mit Freuden sagen: "Herr, du leitest mich nach deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehren an!"

4. Oluf und Andreas Engelbrechten waren geboren auf dem Hofe Toxen, im Pfarrsprengel Guldsdalen in Norwegen. Beide Jünglinge studirten, und gingen am 1. August 1652 von Toxen aus nach dem hohen Gebirge bei der Provinz Valders, um sich in der Vakanz ein paar Tage mit Fischen und Jagen zu belustigen. Am zweiten Tage ihrer Reise kamen sie, nachdem sie 4 Meilen zurückgelegt hatten, zu einem großen Wasser, Räfshöen genannt, und blieben da 4 Tage. Am 6. August, da sie wieder nach Hause wollten, ruderten sie erst nach einer kleinen Insel in dem Wasser, um ein Fischernetz auszunehmen, das sie da aufgestellt hatten. Während sie da waren, kam ein heftiger Sturm aus Osten, riß ihr kleines Boot (Schiff) los, und trieb es ans Land zurück. Schwimmen konnten sie nicht, der Ort war abgelegen, und so saßen sie, verlassen von Allen, auf einer kleinen Insel, die keines ihrer Bedürfnisse befriedigen konnte; sie waren heute nüchtern aus-

gegangen, Kälte und Wind waren, besonders des Nachts, heftig, und sie hatten nur einige dünne Unterkleider an, weil sie ihr Reisezeug auf dem Lande gelassen hatten. Um sich gegen die Kälte einigermaßen zu schützen, lasen sie Steine zusammen, und baueten eine Art von Hütte daraus; aber wo nun auf der öden Insel etwas finden, um ihren dringenden Hunger zu stillen? — Lange suchten sie vergebens, ob nicht irgendwo eine Wurzel für sie in der Erde wäre. Endlich trafen sie eine Art Gras, das Andreas für Hündsveilchen hielt. Davon nahmen sie täglich zweimal so viel, daß jeder etwa einen Löffel voll bekam, denn mehr fanden sie auf einmal nicht.

In dieser harten Noth riefen sie Gott dringend und vertrauensvoll um Hülfe und Gnade an, und niemals aßen sie ihren Löffel voll Gras, ohne dem himmlischen Geber herzlich zu danken. Zwar fanden sie einiges Buschwerk auf der Insel, aber dessen Blätter waren zu bitter. Sie mußten bei ihrem Grase bleiben, und so oft sie gebetet, gegessen und wieder gebetet hatten, ließ der Brand und Schmerz in ihrem Magen nach, und die Stiche hörten auf, die sie in ihren Armen und Schultern zu fühlen pflegten.

Auffallend war, daß sie täglich nicht mehr fanden, als jene geringe Portion; suchten sie mehr, so suchten sie vergebens, wenn sie gleich alles andere Gras und das Moos bis auf den bloßen Erdboden ausrauften; dies thaten sie auch, um sich ein Lager in ihrer Steinhütte daraus zu machen. Allein jene Portion fanden sie jeden Tag gewiß. Nur in den letzten Tagen war um etwas mehr gewachsen; aber am 12ten Tage ihres Aufenthaltes auf dieser Insel war ihr Erhaltungsmittel von derselben verschwunden, nichts mehr von diesem Grase konnten sie finden; statt dessen aber fanden sie ein anderes Nahrungsmittel, das sie vorher nicht gesehen, und bei so genauem Suchen und auf einem so kleinen Fleck Landes doch hätten sehen müssen, wenn es da gewesen wäre. Nämlich am Morgen dieses Tages kam ihnen auf einmal ein ganz mit Sauerampfer bewachsener Fleck zu Gesichte. Sie pflückten alles ganz und gar ab, und theilten fröhlich mit einander, indem sie Gott für ihre wunderbare Erhaltung herzlich dankten. Und, was noch auf-

fallender war, eben denſelben Fleck fand Andreas, als er am Abend dieſes Tages ganz erſchöpft und beinahe ohnmächtig zu ihm hinkroch, wieder ganz mit Sauerampfer bewachſen. Daß es eben derſelbe und kein anderer Fleck war, zeigte ihm deutlich das dürre Stückchen Holz, an dem ſie ihn gemerkt hatten, und das jetzt noch da lag.

Immer erwarteten die Verlaſſenen, ſie würden durch Jäger oder Fiſcher aus ihrem Elende erlöſet werden; aber ihre Rettung ſollte auf eine ganz andere Art geſchehen.

Sie hatten einen ſehr getreuen Hund mit auf die Jagd genommen, aber nicht mit in das Boot. Er war bei den Geräthſchaften auf dem Lande liegen geblieben, und hatte ſie getreulich ganze 8 Tage bewacht. Endlich verließ das gute Thier ſeine Wache, und ging traurig nach Toxen zu den Aeltern der Unglücklichen, bei welchen er winſelte. und alle Zeichen eines geſchehenen Unglückes gab. Die Aeltern errieth auch ſogleich, daß ihren Söhnen etwas zugeſtoßen ſeyn müſſe, und ſchickten augenblicklich einen Mann ins Gebirge, um nach ihnen zu ſehen. Dieſer kam am eilften Tage ihres Aufenthaltes auf der Inſel bei ihren Gerätdſchaften an, und da er ſie ſelbſt nicht fand, meinte er, ſie müßten im Waſſer umgekommen ſeyn, und brachte ſogleich den Aeltern dieſe traurige Botſchaft.

Von den beiden Brüdern ſchien Oluf am zwölften Tage, den 17. Auguſt, dem Tode nahe zu ſeyn; beide Brüder beteten, und empfahlen ſich der Erbarmung Gottes. Andreas, dem noch etwas Kraft übrig war, nahm einige Baumäſte, ſchnitt darauf mit einem Meſſer eine kurze Nachricht von ihrem kläglichen Schickſal, und empfahl ſie dem Gebete desjenigen, der dieſe Nachricht finden würde. Hierauf ermunterten ſie ſich zur Geduld im Glauben, zur lebendigen Hoffnung auf die durch Jeſus erworbene Seligkeit; ſie beteten herzlich miteinander, und empfahlen ſich dann Gott, er ſolle mit ihnen nach ſeinem heiligen Willen verfügen. — Und als die Noth am größten war, kam die Hülfe von oben. In der Nacht vom 17. zum 18. Auguſt hörten ſie vom Gebirge her Tritte von Pferden. Plötzlich kam ein Schimmer von Hoffnung wieder in die Herzen der halbtodten Brüder. Sie rafften ſich auf, ſtrengten ihre ſchwache

sterbende Stimme noch so an, daß sie den Leuten, die jetzt an die Stelle gekommen waren, wo das Boot am Ufer des Landes stehen geblieben war, vernehmbar wurde. Die Leute setzten sich hierauf in das Boot, das durch göttliche Fürsorge der Sturm nicht nur unbeschädigt, sondern auch der Insel so nahe gelassen hatte, daß es zur Errettung der Brüder gebraucht werden konnte. Sie kamen zu der Insel, und fanden die unglücklichen Brüder da liegen. Sie gaben ihnen, um sie zu stärken, von der Speise, die sie mit sich genommen hatten; aber der Aeltere konnte wenig davon genießen, und das Wenige bekam ihm nicht gut. Ohnmächtig wurden sie nach Hause gebracht, wo Andreas im Bette bleiben mußte; Oluf aber erholte sich bald.

So wurden sie gerettet, und bemerkenswerth ist bei ihrer Errettungsgeschichte noch dies, daß sie gerade das Werkzeug, das Gott zu ihrer Erhaltung gebrauchte, hatten vernichten wollen; denn sie hatten versucht, ihren Hund vom Lande herüber auf die Insel zu locken, um ihn zu schlachten. Aber warum mußte das getreue Thier nun nicht kommen, lieber bei den Geräthschaften liegen bleiben wollen, als zu ihnen hinüber schwimmen? Und da es 8 Tage bei den Geräthschaften geblieben war, lieber nach der Heimath der Unglücklichen, um die es doch so sehr verlegen war, zurücklaufen, als sie selbst erst aufsuchen.

5. Am 2. September 1806, nach den heftigsten Regengüssen, wurden durch den Einsturz des Roßberges die Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz verschüttet. Wunderbar wurde dabei das Leben zweier Kinder, Anna Maria und Franziska, gerettet; sie hatten der Erdmasse, welche plötzlich über ihre Wohnungen herstürzte, nicht mehr entfliehen können. Indem die furchtbaren Massen das Haus zusammendrückten, überdeckte diese die Kinder so, daß sie, obgleich bei völligem Bewußtseyn, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder rühren, noch sich einander nähern, noch irgend eine Hülfe leisten konnten. Die guten Kinder wußten nicht, wie sie daran waren, noch was sie anfangen sollten; weil sie sich aber hörten, wenn sie spra-

chen, ſo ermunterte Franziska die kaum ſechsjährige Anna zum Gebete, und rief ihr zu, ſie ſolle nur recht auf den lieben Vater im Himmel vertrauen, der ſie doch ſehe, wenn auch kein Menſchenauge ſie mehr erblicke, und gewiß für ſie ſorgen werde. Die Nacht kam herbei. In der Angſt ihres Herzens beteten die armen Kinder recht aus dem Herzen zu Gott, daß er ſie doch erretten, oder ihnen Kraft geben möge, dieſes große Unglück recht geduldig und ergeben zu ertragen. Da drang auf einmal der Ton einer benachbarten Sturmglocke in ihre Gruft, und ſenkte einen Schimmer von Hoffnung in ihre bangen Herzen; ſie glaubten nun, daß dort oben auf der Welt noch Menſchen ſeyen, indem ſie vorhin Alles vernichtet wähnten.

Gegen Morgen rief Franziska der kleinen Anna, welche ſie von Zeit zu Zeit ermunterte: aber ſie hörte keine Erwiederung. Ein ſanfter Schlummer hatte das unſchuldige Kind umfangen; Franziska aber hielt dieſen Schlummer für Mariens Todesſchlaf, und erwartete mit kindlicher Ergebung den Augenblick, der auch ſie in denſelben verſenken, und eben dahin bringen ſollte, wohin ihr die Unglücksgefährtin, wie ſie glaubte, ſchon vorangegangen war. Unterdeſſen brach der Tag an, und mit ihm erſchien den lebendig Begrabenen der Morgenſtern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte ſich, nach einer Nacht voll Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzuſehen, ob ſich noch irgend eine Spur ſeines Häuschens entdecken laſſe. Glücklicher Weiſe war dieſes nur ſo leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franziska ſogleich die Stimme des, wie ſie ſagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen allzu entkräftet, ermahnte ſie die nun wieder wach gewordene Anna, mit möglichſter Anſtrengung zu rufen, und nicht abzulaſſen; denn der Vater ſey oben. Das Mädchen erhob ſeine, zwar ſchwache Stimme, deren geliebte Töne der kummervolle Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe ſeinem Arme doppelte Kraft, und die Hoffnung beflügelte ſeine Eile. Nicht lange, ſo drang zwiſchen den auseinander geriſſenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht der Sonne mit mildem

Strahle hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen; der Herr Himmels und der Erde hatte der Unschuld vertrauendes Gebet erhört. Franziska, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummem Entzücken an sein klopfendes Herz.

6. In Lüttich, an der Maas in den Niederlanden, arbeiteten am 23. Oktober 1829 ein paar Kohlengräber-Knaben in den dortigen Steinkohlengruben. Während sie ihr Tagewerk verrichteten, stürzt plötzlich die Decke über sie, und verschüttet Beide. Ein älterer Arbeiter, der daneben beschäftiget war und die Gefahr bemerkte, machte sogleich Lärm; man suchte nach den Knaben, und es gelang, daß man den ältern Knaben sehr bald herausgrub; während der Arbeit hörte man aber den jüngern Bruder immer beten, und dabei die Worte sagen: «Guter Gott! hilf mir doch auch!» Doch eine neue Schichte stürzte nieder, und schon gab man, um nicht selbst in Gefahr zu kommen, den kleinen Knaben auf. Da rief der Aeltere: „Um des Himmels willen, grabt, grabt tiefer; Karl hat Gott angerufen, wie ich; Gott wird ihn eben so wenig, wie mich, verlassen. Die Leute verdoppelten ihre Kräfte; der kaum Gerettete nahm selbst eine Hacke und hieb tüchtig in den Schutt ein. Da hörte er seinen Bruder wieder wimmern; herzhaft arbeitete er mit einem Spaten nach, und wer beschreibt seine Freude — er zog den Kleinen noch zur rechten Zeit aus der Grube. Gott hatte ihn, der so sehr vertraute, nicht verlassen!

Der König der Niederlande, als er erfuhr, daß die guten Kinder so vertrauensvoll an Gott gehalten, auf ihn gehofft in der höchsten Noth, ließ sie nach Brüssel kommen, beschenkte sie reichlich, und sorgte für ihre fernere Erziehung.

*

Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, der Helfer in Trübsal; darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken. Psal. 45. 2 — 5. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und mein Vertrauen setze auf Gott den Herrn. Psal. 72. 28. —

Setze dein Vertrauen auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand. Gedenke an ihn in allen deinen Wegen, und er wird deine Schritte leiten. Sprchw. 3. 5 — 6. — Wer den Herrn fürchtet, der darf vor nichts erschrecken, noch sich entsetzen; denn er ist seine Zuversicht. Sir. 34. 16. — Euer Vater weiß wohl, was ihr bedürfet. Matth. 6. 32. — Wir setzen auf den lebendigen Gott unsere Hoffnung, der aller Menschen, und besonders der Glaubenden, Heiland ist. I. Tim. 4. 10. — Lasset die frohe Zuversicht nicht fahren, der eine große Belohnung bevorsteht. Hebr. 10. 35. — Alle eure Sorge werfet auf den Herrn, denn er sorgt für euch. I. Petr. 5. 7.

Erfülle redlich deine Pflicht,
Und glaube dann mit Zuversicht:
Gott sorgt mit Vaterliebe
Für deines Lebens wahres Glück.
Zu Gott erhebe froh den Blick,
Wär' auch der Himmel trübe.

Vorsehung.

Nach einem herrlichen, bewunderungswürdigen Plane hat Gott diese Welt geschaffen. Alles hängt so schön zusammen, überall herrscht die vortrefflichste Ordnung; überall Segen, Fülle des Guten. Jeder Baum, jedes Blatt, jeder Wurm, der an dem Blatte lebt, jede Jahreszeit, Alles, was wir durch unsere Sinne wahrnehmen, ruft uns zu: Unaussprechlich groß ist die Weisheit und Güte Gottes! Was er erschuf, erhält er; er übersieht das Ganze; er regiert die große Ordnung des Weltalls, wie das Schicksal des Einzelnen. In seiner Hand steht unser Leben, unser Tod. Er winkte, und wir wurden; er will, und unsere sterbliche Hülle sinkt wieder in den Staub, indeß unsere Seele einem ewigen Leben entgegenreift. Sein Auge wacht über uns, wenn Gefahren uns umringen, wenn Leiden und Unglück uns darnieder beugen. Er allein ist es, ohne den nichts geschieht, und durch den Alles ist, was da ist. Der beständige, wohlthätige, weise Einfluß Gottes auf das Beste der Geschöpfe,

ſein fortdauerndes Verhältniß zur ganzen Welt wird die Vorſehung genannt. Möchten doch alle Menſchen ſich die lebendige Ueberzeugung verſchaffen, daß Gottes Auge alles vorherſieht, und jede, ſelbſt die geringſte unſerer Handlungen ſchon in ſeinen Planen beſtimmt war, noch ehe ſie war; daß Er das Schickſal aller Menſchen mit unendlicher Weisheit, mit väterlicher Güte und Liebe, mit unpartheiiſcher Gerechtigkeit auf ewig lenkt und entſcheidet! Liebe Kinder! Befeſtiget in euch den Glauben an eine göttliche Vorſehung. Ohne dieſen Glauben fehlt es euch an Religion, an dem nöthigen Antriebe zur Tugend. Der Glaube an eine allweiſe allebende Vorſehung ſichert die Erhörung des Gebetes, gibt Ruhe und Troſt bei manchem verworrenen und unerklärbaren Schickſal, verſtärkt bei großen und anhaltenden Leiden die Hoffnung auf ein anderes und beſſeres Leben, und macht, daß wir voll Troſt auch der bedenklichſten Zukunft entgegen ſehen können. Darum öffnet euere Augen, und erkennet in der Natur, in der Erhaltung ſo vieler Geſchöpfe, und den Schickſalen der Menſchen die Beweiſe einer göttlichen Vorſehung; Gott iſt es, der euch umſchwebt, der jeden euerer Gedanken ſieht und kennt. Ihm, der lauter Liebe und Gnade iſt, weihet euer ganzes Leben, und ihr werdet auch Beweiſe einer alliebenden, weiſen Vorſehung erhalten, und geſtärkt durch die Ueberzeugung ſeyn, daß ihr in der Hand Gottes ſeyd. Ihr werdet ſehen, daß Kinder ganz beſonders der Gegenſtand des Schutzes der Vorſehung ſind

1. Die göttliche Vorſehung zeigt ſich in Noth, Leiden, Gefahren und Unglück, und ſendet Schutz und Errettung.

Zu Camburg ſchlug einſt der Blitz während der Predigt in die Kirche, und tödtete ſieben Perſonen. Eine Frau ſtund mit einem kleinen Kinde auf dem Arme in einem Gange der Kirche, und hörte auf die Predigt. Als nun der entſetzliche Schlag geſchah, ließ ſie vor Schrecken ihr Kind vom Arme fallen, und lief, wie die übrigen Anweſenden, aus der Kirche, ohne zu wiſſen, daß ſie das Kind nicht mehr auf ihren Armen hatte. Ob nun gleich eine große Menge Menſchen unumgänglich über das Kind hinweg gehen mußten, behütete die Vorſehung das

Kind dennoch, so daß die Mutter, als sie wieder zu sich selbst kam, das Kind unbeschädigt in der Kirche wieder fand.

2. Eine Magd auf dem Hörstein, einer Burg bei Meißen im Königreich Sachsen, wollte ein Kind, welches sie bei sich im Bette hatte, wieder in die Wiege legen; allein noch halb im Schlafe ging sie vor der Wiege vorbei, und kam an das Fenster, wo sie das Kind niederlegte, in der Meinung, daß es die Wiege sey. In diesem Augenblicke aber wachte sie erst ganz auf und bemerkte mit Entsetzen ihren schrecklichen Irrthum. Auf ihr Schreien eilte der Herr mit seiner Frau herbei, hörte von dem entsetzlichen Vorfalle, und läßt das Kind sogleich suchen, allein vergebens. Endlich sucht man es auch in einem Graben. Hier, glaubte man anfangs, könnte es gar nicht, am wenigsten lebendig liegen; und dennoch lag das zarte Kind an einem Felsen, dicht am Wasser, frisch und gesund, ohne den geringsten Schaden genommen zu haben.

3. Als das englische Schiff Boyne in dem Hafen von Spithead schnell und unversehens in einen fürchterlichen Brand gerieth, so saß ein Seemann (Schiffer) mit seinem Weibe und einem noch nicht zwei Jahre alten Knaben ganz sicher und unbesorgt unter dem Schiffsraum, nämlich im untern Theile des Schiffes, wo das Feuer ausbrach. Er versuchte zuerst, auf den gewöhnlichen Wegen und Ausgängen den Flammen zu entkommen; aber umsonst. Nun faßte er einen Entschluß, den sicher, nur Gott eingegeben haben kann, weil er gelang. Es waren mehrere Schafe in dem Schiffe; er nahm nun ganz ruhig eines dieser Thiere, setzte seinen Knaben auf dessen wollichten Rücken, und ließ es in die See hinab, mit den Worten: „Da dreh' dich dem Lande zu, und Gott geleite dich!“ Das Weib, muthig gemacht durch des Mannes Entschlossenheit, springt auch in das Meer; dieser folgte ihr nach, und hielt sie so lange über dem Wasser, bis ihnen vom nahen Lande Schiffsboote zu Hülfe kamen, und sie noch zu rechter Zeit retteten.

Aber wie ging es dem armen Schafe mit seinem Reiter, dem Knaben? Wie konnte es ihm anders, als gut gehen, mit einem solchen Geleitsmann, den ihm sein Vater mitgegeben hatte? Man sah das Schaf ganz sanft dem Gestade zuschwim-

men; der kleine Knabe saß auf seinem Rücken, und ritt mit ihm fort. Bald sammelte sich eine Menge Zuschauer am Ufer; unbeschreiblich gerührt über des kleinen Knaben Lage und Schicksal konnten sich viele derselben nicht enthalten, sondern rannten dem Wasser zu, und in dasselbe hinein dem jungen Seehelden entgegen, den sie sogleich vom Rücken des Schafes hinwegnahmen, unter den zärtlichsten Liebkosungen in Sicherheit brachten, und unter Jubel und Freude in die Arme seiner geretteten Aeltern legten.

4. In einer Gegend, welche erst in neuerer Zeit an Würtemberg kam, steht einsam ein Jägerhaus im Walde. Wie man häufig an Jägerhäusern sieht, ist auch hier die Spitze des vordern Dachgiebels mit einem Hirschgeweih verziert, und wie es bei Jägern auch wohl vorzukommen pflegt, der, welcher dies Haus bewohnte, hatte sich angewöhnt, bei jeder Gelegenheit gewaltig zu fluchen.

Da saß er einst, während ein Gewitter nahte, auf seinem Lehnstuhl. An der Wand hiengen geladene Gewehre, und in der Wiege, die im Zimmer stand, schlief ein holder Säugling. Eben war der Vater aufgestanden von seinem Stuhl und hinausgegangen, als ein Blitzstrahl den Nagel traf, womit das Hirschgeweih am Dache befestiget war; die Gewehre an der Wand gingen los, und als der erschrockene Jäger wieder in das Zimmer stürzte, war es voll Rauch und Dampf. Der Strahl hatte sich auf beiden Seiten des Daches in mehrere Arme getheilt, die durch kleine Löcher, wie sie eine Büchsenkugel schlägt, sich Bahn in das Wohnzimmer und von da in das Erdgeschoß gebrochen hatte, wo sie sich wieder vereinigten, um den Schlußstein des Kellergewölbes zu zermalmen, und durch diese Oeffnung in die Tiefe zu fahren. Der Strahl hatte den Stuhl zerschmettert, auf welchem kurz zuvor der Jäger gesessen; der Säugling in der Wiege aber schlief noch ruhig fort; es war, als umschwebten ungesehen Gottes schützende Engel die Wiege, und lächelten mit dem Kinde und das Kind mit ihnen. Von dieser Zeit an fluchte der tief erschütterte Jäger nicht mehr.

5. Der Verfasser der französischen Feldzüge in Portugal erzählt Folgendes:

Ein Kind von sechs Monat war das einzig lebendige Wesen, das wir in dem Städtchen Villa Franca am Lago antrafen, und dieses Kindlein lag in einer Wiege vor der Thüre eines von allen Bewohnern verlassenen Hauses. Aber die Vorsehung wachte sichtbar über dieses unschuldigen Geschöpfes zartes Leben. Granaten und Bomben der Engländer regneten in die Stadt, um die Franzosen zu verhindern, daß sie sich hier nicht festsetzen möchten. Schon lag der größte Theil der Häuser in Trümmern. Mitten zwischen Trümmern und Flammen blieb die Wiege unversehrt stehen. Einer unserer Grenadiere nahm die Wiege zuerst wahr, und wollte anfangs seinen eigenen Augen nicht trauen. Er trat näher hinzu, hob die dünne Decke auf, und ein unschuldiges Kindlein lächelte ihn an, so ruhig, als läge es eben jetzt auf dem Schooße der Mutter. Der brave Grenadier hob nun sogleich die Wiege auf, und trug sie an einen sichern Ort, wo die übrige Mannschaft lagerte. Alle geriethen bei diesem unerwarteten Anblick in die lebhafteste Bewegung. Jeder wollte für das unschuldige Wesen sorgen, helfen. Man holte eine Ziege herbei, und gab dem Kinde von der Milch derselben. Alles ging gut, und das Kind gedieh sichtlich. Nun aber kam Befehl die Stellung von Villa Franca zu verlassen. Was nun anfangen? Mitgenommen konnte das zarte Kindlein nicht werden. Sollte man es verlassen, oder es Preis geben? Dazu konnten sich die Grenadiere, die den kleinen Schützling innig lieb gewonnen hatten, nicht entschließen. Ganz trostlos sah man sie umhergehen, und auf irgend einen guten Rath sinnen und nach Hülfe sehen. Endlich gelang es ihnen, in einem nahgelegenen Dorfe, aus welchem alle übrigen Einwohner entflohen waren, eine alte Frau zu entdecken. Diese holten sie herbei, gaben ihr alles Geld, was sie hatten, und überlieferten ihr das Kind und die Ziege, nachdem sie durch einen heiligen Eid sich verpflichtet hatte, für das Kind sorgen zu wollen, bis es den Aeltern oder Anverwandten zurückgegeben werden konnte.

Wie wunderbar hat hier die Vorsehung für dieses Kind gesorgt!

6. Im Jahr 1822 wurde in einem sehr gebirgigten und

unwegsamen Theile des südlichen Schwarzwaldes eine neue Straße angelegt, die von einer bedeutenden Höhe über einen felsigten Berg in ein tiefes Thal gehen sollte. Ein armes Mädchen, welches eine kranke Mutter zu Hause hatte, war in die Nähe jener Straße gekommen, als es in den Wald gegangen, um dort Erdbeeren zu suchen, die es dann in einem benachbarten Landstädtchen verkaufen wollte, damit es Arznei für die Mutter kaufen könne. Man sprengte gerade unten am Berge Felsen; sorglos suchte das Mädchen, und hatte schon eine ordentliche Ausbeute in einem Körbchen, als auf einmal ein Knall geschah, und ein in die Höhe geschleuderter Stein das Körbchen des Kindes zerriß und weit fort warf, ohne dem Kind nur den mindesten Schaden zuzufügen. Ach, es ahnete nicht, daß es so unglücklich hätte werden können, und weinte und jammerte nur wegen den verlorenen Erdbeeren.

7. Die göttliche Vorsehung hat Mittel und Wege, den Bedrängten beizustehen, und ihnen Hülfe zu verschaffen.

Christian N** war der Sohn eines armen Bergmanns im sächsischen Erzgebirge. Glückliche, zufriedene und edle Menschen finden sich da in größerer Zahl, als anderswo unter den Reichen. Die Aermsten unter den Bewohnern des Erzgebirges sind die Bergleute, ob sie gleich die Schätze aus dem Eingeweide der Erde herausholen. So arm diese Leute sind, so haben sie doch fast alle eine große Liebe zur Ordnung, Reinlichkeit, Ehrlichkeit und zum Fleiße. Dieß war der Fall wenigstens bei Christians Eltern. Die freundliche Gesichtsbildung ihres Sohnes wurde durch die Reinlichkeit seiner einfachen Kleidung sehr gehoben, und durch sein blondes Haar erhöhet. Schöne blaue Augen waren der Spiegel seiner reinen Seele, die von dem gütigen Schöpfer reichlich beschenkt war. Diese erfreulichen Geistesgaben berechtigten seine guten Aeltern zu den schönsten Hoffnungen. Daher entbehrten sie jede Bequemlichkeit gern, und schränkten sich auf die unentbehrlichsten Bedürfnissen ein, um ihren Christian die gelehrte Schule in Freyberg besuchen zu lassen. Liebe und Dankbarkeit fesselten den Sohn an die theuren Aeltern, welche für seine Bildung keine Kosten scheue-

ten, die ihren Kräften angemessen waren. Durch Artigkeit und Fleiß, unterstützt von seinen glücklichen Anlagen, suchte er sich der Liebe seiner Lehrer würdig zu machen. Immer wurde er von ihnen als ein musterhafter Jüngling gelobt. »Wenn du in der obersten Klasse seyn wirst,« sagte sein Vater, — »dann wird sich der Vetter in Eisleben über dich freuen, und dir auf der Universität forthelfen.«

Christian schien darauf keine Hoffnung zu bauen; denn er hatte früher einmal schon den Vetter besucht, und in ihm keinen Freund der Armen kennen gelernt. Da Reichthum nicht vor dem Tode schützt, so konnte ja der reiche Vetter früher sterben, als Christian zur Universität reif wurde. „Darum," sagte die Mutter, „wäre es wohl klug, wenn du den Vetter wieder besuchtest. Es sind beinahe 5 Jahre, das er dich nicht gesehen hat." Der Mutter Wunsch war dem Sohne heilig. Er ergriff nach wenigen Tagen seinen Wanderstab, um nach Eisleben zu reisen. Seine Armuth konnte diese Reise nicht verhindern, da er an sehr wenige Bedürfnisse gewöhnt war. Brod und ein Glas Bier war seine einzige Nahrung, die er in den Gasthäusern verlangte. Man schien ihn aber deßwegen doch gerne zu sehen, denn sein artiges, bescheidenes Betragen nahm so sehr die Leute für ihn ein, als seine offene Stirne und sein freundliches Augenpaar. Je näher er aber dem Ziele seiner Reise kam, desto verdrießlicher wurde er; denn er sah schon im Geiste dem unfreundlichen Empfange entgegen, der seiner im Hause des reichen Vetters wartete. Seine Schritte schienen zu zögern, denn er überlegte erst, daß er eigentlich gar keine erhebliche Absicht seines Besuches kenne. Er wußte wohl so viel, daß er sich durch sein Erscheinen den Augen des Vetters vorstellen und dadurch das Andenken an sich erneuern wolle; aber der Vetter hatte die sonderbare Gewohnheit, jeden Menschen, der zu ihm kam, zu fragen: „Was bringen Sie mir?" Der arme Christian hatte nichts zu bringen, als sich selbst, daher fürchtete er sich vor dieser Frage.

Der Abend verbreitete schon seine Dämmerung, als der kleine Reisende an dem Thore der Stadt war. Sieben Mei-

len hatte er an dieſem Tage mit Hülfe ſeiner Füße zurückgelegt; daher fühlte er große Müdigkeit und Hunger. Chriſtian ſtritt nun mit ſich ſelbſt wegen der erſten Anrede an den Herrn Vetter. Dieſer Streit war noch nicht geendet, als er ſchon an der Thüre des reichen Verwandten ſtand. Er klopfte. «Wer da?» — donnerte eine tiefe Baßſtimme. — „Ein armer Reiſender!“ antwortete Chriſtian furchtſam. — «Solche Bettler, die bei Nacht kommen, werden abgewieſen!» — Dieſe Antwort hatte Chriſtian nicht erwartet. Er glaubte, daß man ihn höchſtens würde weiter gehen heißen, aber den Titel Bettler hatte er nicht erwartet. „Es iſt kein Bettler, der um eine Gabe bittet, es iſt ihr Vetter.“ Mit dieſen Worten trat Chriſtian, ſich höflich verbeugend, in das Zimmer.

Mit lautem Gelächter wurde der gute Knabe empfangen, aber von ganz fremden Menſchen, die ihn neugierig betrachteten, freundlich zum Niederſetzen nöthigten, und ſich ſehr wunderten, daß Chriſtian nicht wiſſe, daß ſein Vetter geſtorben und bereits begraben ſey! — Chriſtian erſchrack heftig, dieſe Nachricht kam ihm ſo ganz unerwartet. Er konnte vor Beſtürzung nicht ein Wort hervorbringen. Die Leute, die jetzt das Haus des Vetters bewohnten, verwunderten ſich ſehr darüber, daß Chriſtian ganz unbekannt mit dem Tode ſeines Vetters ſey, da ſie doch beſtimmt wußten, daß Chriſtian im Teſtamente als Univerſalerbe deſſelben eingeſetzt ſey.

«Ich habe,» ſprach der neue Bewohner des Hauſes, «ſehr um Verzeihung zu bitten, daß ich ſie einen Bettler nannte; denn ſie ſind ein reicher junger Herr. Dreißigtauſend Thaler (54,000 fl.) möchte ihr Erbtheil betragen.» Chriſtian war wie betäubt, konnte ſein unerwartetes Glück nicht glauben, nicht faſſen, bis er durch hinreichende Gründe von der Wahrheit überzeugt wurde. — «Ihre Aeltern,» ſagte der Mann, «müſſen geſtern das Teſtament des Vetters erhalten haben. Hier iſt die Abſchrift davon. Ich bin der Vollzieher deſſelben, und ſchätze mich ſehr glücklich, daß ich die Ehre habe, ihnen dieſe angenehme Nachricht mittheilen zu können. Uebrigens wird es mir ſehr lieb ſeyn, wenn ſie dieſen Abend bei mir zubringen wollen. Was in meinen Kräften ſteht,

werde ich thun, um ihnen den Aufenthalt in ihrem Hauſe angenehm zu machen.“

Chriſtian traute ſeinen Ohren kaum, als er hörte, daß er ſich in ſeinem Hauſe, in ſeinem Eigenthume befinde. Die Höflichkeit der Leute wurde ihm zur Laſt; er bat um ein Glas Bier und Brod. „Wein und Kuchen ſtehen zu Befehl!“ Dieſer Antwort folgten eine Menge höflicher Worte, ſo daß Chriſtian immer noch nicht recht wußte, ob es Ernſt oder Scherz ſey, was er höre. Allein der Wein und Kuchen, welcher ihm in demſelben Augenblicke von der freundlichen Wirthin ſeines Hauſes dargereicht wurde, überzeugte ihn, daß er nicht träume. Mit zitternden Händen griff er nach dem ſtärkenden Weine und dem Kuchen.

Während er ſich ſättigte, erzählte der Vollzieher des Teſtamentes die nähern Umſtände von der Krankheit und dem Tode des Vetters. Chriſtians Thränen vermiſchten ſich mit dem Weine, und ſein Herz klopfte unruhig bei dem Gedanken, daß ſein Schickſal durch die göttliche Vorſehung ſolch eine unverhoffte, glückliche Wendung genommen habe. Er wünſchte bei ſeinen Aeltern zu ſeyn, um ſeinem von Freude gepreßten Herzen Erleichterung verſchaffen zu können. Er blieb dieſe Nacht im Hauſe. Mit Sonnenaufgang war er munter, und kleidete ſich ſchnell an, um gleich ſeine Rückreiſe antreten zu können. Allein ſein Erſtaunen war eben ſo groß, als am vorigen Abende; denn als er ſich in ein Zimmer der Hausleute begeben wollte, ertönte ein Poſthorn, und eine Kutſche hielt vor ſeiner Thüre. Bald erfuhr er, daß dieſe Veranſtaltung das Werk ſeiner höflichen Miethsleute war, die nicht zugeben wollten, daß Chriſtian zu Fuße nach Hauſe reiſen ſollte. Er konnte keine Einwendung machen; denn der feſte und beſtimmte Ton, womit ihm das Unſchickliche und Beſchwerliche einer Fußreiſe widerrathen wurde, hielt ihn davon ab.

Als der Wagen zum Thore hinaus rollte, und Chriſtian der Morgenſonne ins freundliche Angeſicht ſchaute, da wurde ſein Herz leichter; er bat Gott um Beiſtand zur Ertragung des großen und unverhofften Glückes. Er faßte auch den Entſchluß, ſein Vermögen zur Veredlung ſeines Geiſtes und Her-

zens anzuwenden, und ſeinen geliebten Aeltern die Tage ihres Lebens zu erheitern, ein Wohlthäter der Armen zu ſeyn, und keinen Hülfsbedürftigen einen Bettler zu nennen; denn — ſagte er bei ſich ſelbſt — geſtern kam ich arm, wie ein Bettler, zum Thore herein, und fühlte mich durch dieſes harte Wort tief gekränkt. Er konnte ſich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er reich ſey, und nicht mehr mit trüber, ſorgenvoller Seele an die Zukunft zu denken brauche. Er fuhr durch die ſchönen Gegenden hin, ohne Genuß davon zu haben. Die Ruhe und Heiterkeit ſeiner Seele kehrte erſt dann wieder, als er an dem Herzen ſeiner Mutter lag, und ihre Freudenthränen ſah, die ſie über das unerwartete Glück vergoß. Der Vater erinnerte ſeine Lieben daran, daß ſie einen edlen Gebrauch von den durch Gottes Fügung unerwartet erlangten Geſchenken des ſeligen Vetters machen ſollten. — Die frommen Leute hielten Wort. Einfach lebten ſie wie vorher, aber aus dankbarer Liebe gegen Gott übten ſie vielfach Gutes an ihren ärmeren Mitmenſchen.

Chriſtian konnte jetzt ohne Sorgen den Wiſſenſchaften leben, und ſammelte Schätze, welche kein Dieb ihm entreißen konnte. Er wurde ein edler und kenntnißreicher Mann, eine Zierde der Menſchheit, ein Freund und Retter der Armen, ein Beſchützer des Rechts und ein Vertheidiger der Unſchuld. Ihm öffnete der Reichthum eine Quelle edler Freuden, ihm wurde er eine Stütze der Tugend. Wie viele hätten die Segnungen der Vorſehung ſo verwandt, wie Chriſtian? Was wäre aus ihm geworden, wenn dieſe ihm nicht geholfen hätte?

8. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchah es, daß in der Abtei St. Matthäus bei Trier ein ſilberner Löffel abhanden kam. Deßwegen ſtellte der Küchenmeiſter den Koch, der Koch aber ſeine Gehülfen zur Rede. Da ſchob ein Jeder die Schuld auf den Andern, endlich ſuchten ſich alle des Verdachtes dadurch zu entledigen, daß ſie ihn auf den Küchenjungen Karl Dikopp warfen, der das Kind armer, aber redlicher Fiſchersleute in der Vorſtadt St. Medardus war. Da alle den Knaben bezüchtigten, ward er unſchuldigerweiſe zum Diebe gemacht. Zwar achteten die wackern Aeltern ihren Sohn

solcher Unthat kaum fähig; als aber von allen Seiten sich so viele Stimmen gegen ihn erhoben, glaubten es endlich auch die Aeltern, und schlugen den Knaben, der auch sonst allenthalben geschmäht und geschimpft wurde, wo er hinkam. Diese Mißhandlung schmerzte ihn tief; die Vorsehung hatte über den Unschuldigen eine schwere Probe kommen lassen. Als er überall nur Schimpf und Spott sah, entschloß er sich, fort und zu einem Verwandten nach Wien zu gehen. Nach mancherlei Drangsalen, die er erfahren mußte, langte er in Wien an; er war damals kaum 15 Jahr alt. Er erzählte seinem Verwandten, welcher wohlhabend war, sein Unglück unter vielen Thränen. Dieser glaubte seinem freimüthigen Wesen, und nahm sich des Jünglings an; auch andere vornehme Herren, die sein Schicksal erfuhren und denen sein offenes und verständiges Benehmen wohl gefiel, gewannen ihn lieb. Er fand Unterstützung, so daß er studiren konnte, und da er bei vorzüglichen Naturgaben großen Fleiß hatte, ward er in der Folge ein geliebter, kenntnißreicher Mann. Da warf der reiche Graf von Schwarzenberg sein Auge auf ihn, und bestellte ihn zum Ober-Intendanten seines Hauses, gewann ihn auch so lieb, daß er ihn bei seinem Tode zum Erben aller seiner Güter einsetzte. Und Kaiser Ferdinand II. erhob den vormals armen, unschuldig verfolgten Küchenjungen in den Adelstand, benannte ihn Karl Eucharius Medardus von Rotenfeld, und bestellte ihn zum Geheimen-Rathe.

Sechszig Jahre, nachdem Dikopp aus seiner Heimath entflohen war, faßte der hochbetagte Greis den Entschluß, seinen Geburtsort im Moselthal noch einmal zu besuchen. Er machte sich auf, kam nach Trier, und begab sich mit einem ansehnlichen Gefolge in die Abtei St. Matthäus. Des andern Tags bei Tafel, wo mehrere fremde Gäste anwesend waren, begann der unbekannte Fremde sich nach der Geschichte des armen Küchenknaben Dikopp zu erkundigen. Da war aber Keiner, der ihm Antwort gab. Dem Abte und den übrigen Geistlichen war die Sache wie eine Traumgeschichte. Endlich trat ein 78jähriger Greis des Klosters hervor, und erzählte den ganzen Hergang mit weinenden Augen, auch wie der silberne Löffel sich

einige Tage nach des Knaben Flucht im Spülfasse wieder gefunden habe, wie eine allgemeine Trauer darum im Kloster gewesen, und daß des Knaben Aeltern bald darauf vor Gram gestorben seyen. Der Geheimerath schwieg einige Augenblicke, trocknete sich die Thränen ab, und sprach: „Wohlan, ich bin Karl Dikopp, der unschuldig verfolgte Küchenknabe! Die göttliche Vorsehung hat mich sehr geprüft, aber sie hat auch die Unschuld gekrönt.“ — Da wurden Alle gerührt und weinten. Der Geheimerath tröstete die Gesellschaft, und machte sie wieder froh und munter. Er beschloß auch, den Rest seiner Tage in der lieben Heimath zu vollbringen. Einige Jahre hernach starb er, und ward in der später zerstörten Maternuskirche zu St. Matthäus begraben. In seinem letzten Willen vermachte er dem Hospital zu St. Matthäus und zu andern milden Stiftungen eine große Summe Geldes und stiftete auch einen neuen Altar zu St. Maternus.

9. Die göttliche Vorsehung läßt oft anscheinendes Unglück zum Antriebe der Besserung, zur Quelle des Dankes und der Freude werden.

Timonides und Filon waren Zwillinge, die sich sehr zärtlich liebten. Sie waren Kinder eines frommen Vaters, und machten ihren Aeltern und der ganzen Stadt große Freude. Die Mutter hatte diese liebenswürdigen Kinder in den Grundsätzen der christlichen Religion treulich unterrichten lassen. Allein sie hatten das Unglück, daß ihnen dieselbe frühzeitig entrissen wurde. Ihr Vater Lucius wohnte an der türkischen Gränze. Dieser gerieth, weil er ein Kaufmann war, mit einem Juden, der ihn betrogen hatte, in Uneinigkeit, so daß er bei der Obrigkeit anhielt, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Der Jude wurde auch wirklich eingesetzt. Als er aber wieder loskam, sann er auf Mittel, sich an seinen Feinden zu rächen. In einer Zeit, wo der Vater nicht zu Hause war, lockte er die Kinder mit allerlei Spielwerk bis vor die Thore der Stadt. Hier warf er sich mit ihnen auf ein Pferd, das er schon in Bereitschaft hatte, jagte zu dem türkischen Gebiete über, und verkaufte die Kinder einem Sklavenhändler. Der arme Vater war untröst-

lich über den Verluſt ſeiner Kinder. Die göttliche Vorſehung aber wachte über die unſchuldigen Zwillinge.

Der Sklavenhändler hatte ſie bereits zwei Jahre in ſeinem Hauſe gehabt, als er mit ihnen in einen Flecken auf den Markt kam. Die Gemahlin eines reichen Baſſa, welche keine Kinder hatte, ſah dieſe beiden liebenswürdigen Knaben. Es jammerte ſie dieſer armen Kinder, und ſie kaufte dieſelben von dem Sklavenhändler. Ihr Mann war nicht zu Hauſe, ſondern zu Konſtantinopel. Sie übergab dieſe Kinder einer verſtändigen türkiſchen Frau zur Aufſicht, ließ ſie in der türkiſchen Sprache, im Schreiben, in der Malerei und Muſik unterrichten. Die Dame beſuchte ſie alle Tage. Als ſie aber einmal dieſe Kinder auf ihren Knien zu Gott betend fand, und hörte, daß ſie für ſie beteten, wurde ſie ſo gerührt, daß ſie ſogleich den Entſchluß faßte, eine Chriſtin zu werden. Sie ließ ſich deßhalb auch von einem chriſtlichen Geiſtlichen unterrichten.

Der Vater dieſer Kinder wurde unterdeſſen bei den Streifereien der Türken gefangen genommen und an denſelben Ort geführt, wo ſeine Kinder waren. Die Kinder ſahen und erkannten ihren Vater. Dieſer wurde auf Verlangen der Dame losgelaſſen. Als aber der Baſſa von ſeiner Reiſe zurückkam, wurde er über die Veränderung, die in ſeinem Hauſe vorgegangen war, erbittert, und ſchwur, ſeine Gemahlin ſogleich zu ermorden, wenn ſie nicht vom Chriſtenglauben abließe; allein durch die Standhaftigkeit und treue Anhänglichkeit ſeiner Gattin an den neu angenommenen Glauben, und durch die fromme Ergebung und kindliche Liebe der Kinder, die ſie zeigten, als der Vater eben hingerichtet werden ſollte, wurde der Baſſa ſo gerührt, daß er ſeine Gemahlin, die Kinder, den Vater und viele andere Chriſten, die er tödten laſſen wollte, vom Tode frei ſprach, ſeine Gemahlin und den Vater mit ſeinen liebenswürdigen Kindern auf immer zu ſich nahm, nach Europa zog, und mit Vielen, die er in ſeinem Hauſe hatte, ein Chriſt wurde.

Wie wunderbar waltetete hier die göttliche Vorſehung, und bewies, daß ſie auch in den Kleinen mächtig ſey!

10. Unweit einer herzoglichen Reſidenz in Sachſen wohnte

eine sehr arbeitsame Familie, ein Arbeitsmann mit vielen Kindern, der aber nicht so viel verdiente, daß er sie nur kümmerlich ernähren konnte. Bei der im Jahre 1771 eingetretenen Korn-Theurung wußte er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Die Noth war aufs Höchste gestiegen; die meisten seiner Kinder waren schon so ausgehungert, daß sie einer Leiche ähnlicher sahen, als lebendigen Menschen. Dazu kam noch der strenge Winter; gegen die Kälte konnten sie sich nicht schützen, weil ihnen auch die allernöthigsten Kleidungsstücke fehlten; und Betten hatten sie gar nicht. Sie sahen also ihren Tod vor Augen. Der bekümmerte Vater, das Herz zwar voll banger Sorgen, aber doch auch noch immer voll festen Vertrauens auf den allmächtigen Gott, der ja auch in der größten Noth noch Hülfe schaffen kann, — der Vater geht an einem Morgen mit einem ziemlich erwachsenen Knaben, der gar fromm und gut war, in das Feld hinaus, um etwas Holz zu sammeln. Im Schnee, von Kälte und Hunger abgemattet, und kraftlos setzen sie sich bald bei einem Strauche nieder. Ein vornehmer Herr, der eben auf der Jagd ist, aber nichts von diesen Leuten weiß, sie auch eben so wenig hinter dem Gebüsche sehen, als vermuthen kann, schießt nach einem Hirsch, der gerade dahin läuft, wo diese sitzen; er fehlt aber dem Hirsch und trifft — den armen Knaben, der sogleich auf der Stelle todt bleibt. Der Vater, nicht wenig erschrocken über diesen unglücklichen Vorfall, springt auf, um zu sehen, wer diesen Schuß gethan, und seinem lieben Kinde das Leben genommen habe. Erst sieht er Niemand, endlich aber wird er zwei Personen gewahr, welche der Herr und sein Jäger waren.

„Um Gottes Willen, liebster Herr, was haben Sie gemacht! Mein Junge, der so gut und fromm war, ist wirklich todt! Ach Gott, ich armer und nun auch so unglücklicher Mann! Sehen sie nun einmal her, da liegt er!“ —

Der Herr mit seinem Jäger weiß nicht, was das bedeuten soll; sie haben den Schuß für nichts anderes, als für einen Fehlschuß gehalten, und waren daher willens, die Jagd weiter zu verfolgen, ob sie nicht sonst noch ein Stück Wild antreffen und erlegen könnten. Wie aber der arme Mann

immer einmal über das andere ruft: „Hier liegt er! Er ist todt!“ — so gehen sie endlich auf ihn zu, und Gott! wie erschrecken sie Beide, als sie den erschossenen Knaben sehen! — „Mein lieber Alter! ich bedauere ihn herzlich, daß er sein Kind auf eine so unglückliche Art verloren hat,“ sagte der Herr, der den Schuß gethan hatte; „ich bin freilich Schuld an seinem Tode; aber Gott weiß, es ist aus Versehen geschehen! ich habe nicht wissen können, daß er hier gesessen hat; darum hoff' ich auch zu Gott, er werde mir dies Versehen vergeben! Hier hat er fürs Erste Alles, was ich bei mir habe!“ — Es waren 50 Dukaten. Der Herr kehrte sogleich um und ging sehr bekümmert nach Hause. Sein Kummer war so groß, daß er zwei Tage nicht ausging, und von dieser Stunde an den Entschluß faßte, nie wieder auf die Jagd zu gehen. Dem unglücklichen Vater schickte er bald nachher 2000 Species-Thaler mit der Versicherung zu, wie nahe ihm der Verlust seines Sohnes gehe, und wie herzlich er ihn bedauere.

Bei Erblickung dieser großen Summe gerieth der Arme in das größte Erstaunen. Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, rief er aus: «Gott hat mich mit Kindern reichlich gesegnet, aber sie waren, nach menschlicher Ansicht, alle zur Armuth und zum Elende bestimmt; und jetzt wäre ich nicht mehr im Stande gewesen, sie alle zu ernähren. Die Noth war aufs Höchste gestiegen. Nun wollte es der liebe Gott, daß ich Einen verlieren sollte, der mir zwar weh thut, jedoch es geschah nur, um alle Anderen zu retten und wohlhabend zu machen. Ich bin vollkommen getröstet, und segne den guten Herrn, der für dieses Unglück nichts kann, und doch mich und die Meinigen glücklich macht!»

Was Gott thut, das ist wohl gethan.

*

Der Herr leitet mich, und nichts wird mir mangeln. Psalm 22. 1. — Wir sind Alle in der Hand Gottes. Weish. 7. 16. — Deine Vorsehung, o Gott, lenket Alles. Weish. 14. 3. — Euer Vater weiß wohl, was ihr bedürfet. Matth. 6. 32. — Sogar alle Haare eueres Hauptes sind gezählt. Matth. 10. 30. — Laß dir an meiner Gnade genügen; denn

meine Kraft ist im Leiden mächtig. II. Kor. 12. 9. — Alle euere Sorge werfet auf den Herrn, denn er sorgt für euch. I. Petr. 5. 7.

Das weiß ich gewiß, wer Gott dienet, der wird nach der Prüfung getröstet, und aus der Trübsal erlöset. Tob. 3. 21. — Sey geduldig in aller Trübsal. Sir. 2. 4. — Ich weiß, daß der Herr wird des Elenden Sache und der Armen Recht ausführen. Psalm 139. 13. — Bei allen Gelegenheiten beweisen wir uns als Diener Gottes; durch große Standhaftigkeit in Trübsalen, Aengsten und Nöthen. II. Kor. 6. 4.

Mein Glaube lebt: Gott kann mich nie verlassen!
Wenn auch der Hoffnung letzter Anker bricht,
Und wenn die reinsten Freuden mir erblassen,
Ich zage nicht;
Und geh' ich oft auch über düstre Pfade,
Und strahlt in meine Lebensnacht kein Licht,
Mich führt die Hand der Vorsicht und der Gnade,
Ich zage nicht.

Wahrhaftigkeit.

Eine der wichtigsten Pflichten, die wir gegen unsere Nebenmenschen zu erfüllen haben, ist, daß die Worte, die wir zu ihnen reden, immer mit unsern Gedanken und Gesinnungen übereinstimmen. Das Bestreben, niemals etwas anderes im Ernste durch Worte oder Gerberden zu äußern, als was unseren inneren, wahren und rechtmäßigen Gesinnungen, und dem Wohle Anderer gemäß ist, ist Wahrhaftigkeit. Wahrhaftigkeit kann man euch, liebe Kinder, nicht genug empfehlen; sie ist eine der schönsten und nothwendigsten Tugenden im menschlichen Leben. Der Wahrhafte erlaubt sich kein Wort, keinen Ausdruck, keine Miene oder Geberde, die der innern Ueberzeugung widerspricht. Die Wahrhaftigkeit erfordert freilich nicht, daß man Alles gerade heraus sage, was man weiß, denkt und empfindet. Tausendmal würde man dadurch gegen Klugheit und Liebe ver-

ſtoſſen. Aber ſie fordert, daß man niemal etwas ſage, was man nicht für wahr hält. Der Lügner iſt ein Feind der menſchlichen Geſellſchaft; er macht, daß man nicht nur ihm ſelbſt nicht mehr glaubt, und wenn er auch die Wahrheit ſpricht, ſondern er verbreitet auch Mißtrauen unter andern Menſchen, und untergräbt das unter denſelben ſo nothwendige allgemeine Zutrauen. Lüge zündet die Flamme der Zwietracht und des Haſſes unter den Menſchen an; Lüge ſtiehlt den Aeltern die Liebe zu ihren Kindern, entzweit Geſchwiſter und Verwandte, macht aus treuen Freunden erbitterte Feinde, raubt Andern Ehre und guten Namen, bringt Unſchuldige in Unglück und Elend, ſtiehlt Waiſen und Dienſtboten den Biſſen Brod aus dem Munde, verbittert alle Freuden des Lebens, bringt um Ehre, Geſundheit, ja ſogar um Freiheit und Leben, oft ſogar auf das Blutgerüſt. So ſchrecklich iſt das Verderben, das der Lügner bereitet; ihn flieht das Vertrauen der Menſchen, er kann keinen treuen Freund haben, Verachtung von Allen iſt ſein Lohn. Laßt euch daher recht angelegen ſeyn, liebe Kinder, die Wahrhaftigkeit über alles zu lieben. Wahr ſeyen euere Reden, Handlungen, Geberden. Wahrheit macht euch glücklich, erwirbt euch die Liebe und Achtung der Mitmenſchen, die Gnade und das Wohlgefallen Gottes, der die ewige Wahrheit iſt. Verabſcheuet Lüge, Verſtellung und Falſchheit von ganzer Seele, und ſeyd wahrhaftig im Denken, Reden und Handeln. Durch Wahrhaftigkeit werdet ihr den Frieden des Lebens finden; hütet euch, ſelbſt im Scherze eine Unwahrheit zu ſagen; aus dem Scherze wird ſo leicht eine Gewohnheit, die euch in dem allſehenden Auge Gottes mißfällig macht, gefährlich und verhaßt in der menſchlichen Geſellſchaft, euch in unzählige Gefahren und Verlegenheiten zieht und das Leben verbittert. Liebet die Wahrheit als treue Kinder Gottes und Nachahmer Jeſu, in deſſen Munde kein Betrug gefunden ward, als künftige Bewohner der ſeligen Stadt Gottes, in welche nichts eingehen kann, das Lügen ausübt, ſondern nur wahrheitsliebende, unſchuldsvolle Seelen.

Heilig ſey euch ſtets das Wahre;
Unverfälſcht ſey euer Sinn;

So verlebt ihr eure Jahre
In der Gnade Gottes hin.

1. Annius Antonius war im Jahre 121 nach der Geburt Christi geboren. Kaiser Hadrian nahm ihn an Sohnesstatt an. Antonius bezeigte nicht nur gegen Hadrian die zärtlichsten Gesinnungen, sondern zeichnete sich schon in frühester Jugend durch eine große Liebe zur Wahrheit aus. Dies bemerkte mit Wohlgefallen sein Pflegevater, und nannte ihn den Wahrhaftigen und Zuverlässigen. In der Folge gelangte Antonius zur Kaiserwürde, verbesserte die Sitten und die Gerechtigkeitspflege bei seinem Volke, erfocht große Siege, und gehörte zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben. Er starb im 59sten Jahre seines Alters.

2. Der Rechtschaffene hört die Wahrheit gern, besonders wegen seiner Fehler, um sich darnach zu bessern.

Der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XV., war von Natur, obgleich noch ein Kind, ein Feind der Schmeichler, und schätzte nur die, welche ihm die Wahrheit sagten. Einst fragte man ihn, welche von den Kammerdienern er am liebsten hätte? Und er gab ganz frei die Antwort: „Die und die, weil sie mich nicht schonen, und mir es frei heraus sagen, wenn ich etwas thue, das nicht recht ist, damit ich mich bessere.“

3. Die im Jahre 1817 verstorbene Kronprinzessin von Großbrittanien, Charlotte Auguste, die durch ihr edles Gemüth allgemeine Achtung und Liebe sich erwarb, spielte einst dem Bischof von Salisbury, der ein großer Musikkenner war, ein schweres Musikstück auf dem Pianoforte vor, vernachlässigte aber geflissentlich ihr Spiel, und bat dann ihren Zuhörer um sein Urtheil über ihren Vortrag. Der Bischof unterließ nicht, aufrichtig sie auf die Mängel, die er wahrgenommen hatte, aufmerksam zu machen. Darüber freute sich die edle Prinzessin so, daß sie vom Sessel aufsprang, dem ehrwürdigen Geistlichen die Hand drückte, und zu ihm sagte: „Nun habe ich in ihnen einen wahren Freund geprüft und er-

kannt! Sie schmeicheln mir nicht, auch wenn Sie glauben könnten, daß es mir angenehm sey!"

4. Auch im Scherze soll uns die Wahrheit heilig seyn!

Der Erbprinz von ** machte mit seiner Schwester Prinzessin eine Wette: wer die ersten Erdbeeren in seinem Garten ziehen würde. Ein Bedienter, der seinen guten, lieben Herrn gern gewinnen lassen möchte, suchte in andern Gärten frühgereifte Erdbeeren, findet sie auch, und sagt nun, er wolle dieselben des Nachts in den Garten des Prinzen pflanzen, und dann wären ja die ersten Erdbeeren darin, und die Wette gewonnen. Allein der wahrheitliebende Prinz erklärte: «Nein, nein! das sollst du nicht thun! Man soll auch im Scherz keine Falschheit begehen.»

5. Man soll die Wahrheit lieben, auch wenn man einen Vortheil zu verlieren hätte.

Ein Kaufmann in Hamburg hatte eine Tochter, welche sich durch ihren tugendhaften Sinn vor Vielen ihres Geschlechtes auszeichnete. Durch verschiedene Unglücksfälle kam ihr Vater in seiner Handlung zurück, und wurde endlich im Jahre 1785 bankerott. Noch ehe dieses Unglück aber bekannt wurde, kam ein junger, wohlhabender Kaufmann, und bewarb sich um die Hand dieses Mädchens. Allein die edle Tochter wollte nicht auf Kosten der Wahrheit ihr Glück machen; sie wies den Jüngling ab, und sagte ihm ohne Zurückhaltung: „Sie halten mich vielleicht für die Tochter eines reichen Mannes; allein ich muß Ihnen offenherzig gestehen, daß ich in einigen Tagen ärmer seyn werde, als die Tochter des ärmsten Taglöhners."

Dieses treuherzige Geständniß erschütterte den jungen Kaufmann. — „Edle Seele!" sagte er, — „ich verlange nur ihre Person, und nicht Ihr Vermögen!" — Demungeachtet verwies ihn das Mädchen zur Geduld, bis das Unglück ihrer Familie völlig ausgebrochen seyn würde, indem sie sehr schön hinzusetzte: „bis dahin solle er sich noch Bedenkzeit nehmen, und wenn ihn dann sein Vorsatz nicht reue, so wolle sie ihm ihre Hand reichen."

Ihre Mutter war zugegen und weinte. Da sagte die edle

Tochter: Weinen Sie nicht, liebe Mutter! Ich will meinen Putz ablegen, und meine Hände sind geschickt und stark genug, Sie und mich zu ernähren."

Der edelmüthige Jüngling blieb bei seinem Vorsatze, nahm die Hand des braven Mädchens, und was sie ihm mitbrachte, war mehr als alles Geld werth: Unschuld, Fleiß, Sparsamkeit und Liebe zur Wahrheit.

6. Auch wenn man gefehlt hat, soll man die Wahrheit gestehen; dann ist der Fehler schon halb verziehen.

Eduard Schenk, Schüler der Realschule zu K**, war nicht nur ein sehr fleißiger Knabe, sondern hatte auch ein sehr gutes Herz. In jener Schule war ein Knabe, der ungeachtet seines Eifers in Verfertigung schriftlicher Aufsätze es doch nie weit brachte. Auf einmal aber lieferte dieser sehr gute Aufsätze, die sich durch Reinheit des Ausdruckes und Deutlichkeit der Begriffe auszeichneten. Obwohl sich der Lehrer über die schnellen Fortschritte des Knaben freute, so konnte er doch nicht ganz begreifen, wie das zuginge, daß dieser Knabe auf einmal so gute Arbeiten liefere. Er fragte daher diesen Schüler einmal mit allem Ernste, ob nicht Jemand ihm bei der Arbeit geholfen habe? Der Schüler gerieth in sichtbare Verlegenheit, und stotterte. Da drohte ihm der Lehrer mit Strafe, wenn er nicht die Wahrheit bekenne. Jetzt trat Eduard Schenk aus der Bank, und erklärte, daß er die Aufgaben jenes Schülers verbessert habe. „Warum hast du dies gethan?" fragte der Lehrer. „Weißt du nicht, daß dies ein Betrug, und verboten ist?" — Eduard erwiederte ganz offen: daß er gehört habe, ein reicher Verwandter wolle seinem Mitschüler auf die Osterzeit ein neues Kleid machen lassen, wenn er gute Noten von seinem Lehrer brächte. Dies hätte ihn nun bewogen, seinem Mitschüler bei der Arbeit beizustehen; er bitte nun um die Strafe, die er verdient habe. Dieses offene Geständniß machte dem Lehrer Freude, und er sprach zu Eduard: „Durch deine Wahrheitsliebe hast du deinen Fehler wieder gut gemacht; ich erlasse dir die Strafe, auch aus dem Grunde noch, weil dein gutes Herz eine edle Absicht dabei hatte. Mer-

ket Alle aber die Worte eines großen Weisen, welcher sagt: „Diejenigen, die sich vergangen haben, erhalten nicht leicht Vergebung, wenn sie bei der Untersuchung als Betrüger befunden werden. Dagegen verzeiht man jenen weit eher, welche offen ihre Fehler gestehen, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden; denn man hofft mit Recht, daß sie sich künftig vor ähnlichen Fehlern hüten werden. Wer aber seine Fehler abzuläugnen gewohnt ist, der kann der größte Bösewicht werden, weil er, in der Hoffnung, seine schlechten Handlungen verbergen, oder wenn sie entdeckt werden, sie abläugnen zu können, sich Alles erlaubt."

*

Wahrhafter Mund besteht ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lange. Falsche Lippen sind dem Herrn ein Gräuel; die aber treulich handeln, gefallen ihm wohl. Sprichw. 12. 19. u. 22. — Schäme dich einer auch nur unbedachtsam gesagten Lüge. Sir. 4. 30. — Gewöhne dich nicht an die Lügen, denn das ist eine schändliche Gewohnheit. Sir. 7. 14. — Rede Jeder mit seinem Nächsten die Wahrheit. Zachar. 8. 16. — Euere Rede sey: ja, ja, nein, nein; was aber darüber ist, das kommt vom Bösen her. Matth. 5, 37. — Leget die Lügen ab, und redet, Jeder mit seinem Nächsten, die Wahrheit. Ephes. 4. 25.

Sey stets der Wahrheit treu. In deinem Leben
Laß deinen Mund die Lüge nie entwei'hn:
Sie schändet dich; gesteh' nur deinen Fehltritt ein;
So ist er dir schon halb vergeben.

Waisen.

Unter Allen, die auf Erden als Pilger zum ewigen Vaterlande reisen, und oft mit den wunderbarsten Schicksalen kämpfen müssen, verdienen eine ganz besondere Theilnahme jene Kinder, welche ihrer Aeltern beraubt, ohne Schutz und Versorgung sind, die Waisen. Hat ein Kind die Aeltern verlo-

ren, ſo hat es Alles auf Erden verloren; es iſt arm, und ihm eine Wohlthat, wenn es im dankbaren Andenken an ſeine unvergeßlichen Aeltern die Thränen der Wehmuth weinen kann. Aber ein reicher Troſt liegt der Waiſe in der Ueberzeugung, daß ſie nicht ganz verlaſſen ſey, und doch noch einen Vater habe, der ihr die Hand reicht auf der Reiſe durch das Leben; dieſer liebevolle, gütige Vater iſt Gott, von dem die heilige Schrift ſagt: er ſey beſonders der Vater der Waiſen. Eben ſo bringt es der armen Waiſe gewiß Troſt und Beruhigung, daß ſie weiß: es gebe noch viele gute Menſchenherzen, die ſich der verlaſſenen Waiſen annehmen, und ihre chriſtliche Liebe durch Verſorgung, Unterſtützung und Hülfe zeigen. Nie ſoll alſo die Waiſe ihren Muth verlieren; wenn ſie die Wege Gottes, der Unſchuld und Frömmigkeit wandelt, und die Tugend liebt, wenn ſie ſich durch Fleiß und Arbeitſamkeit, durch Gehorſam und reine Sitten auszeichnet, ſo wird das Wohlgefallen Gottes und die Liebe der Menſchen mit ihr ſeyn, und gewiß findet ſie durch Gottes Hülfe Menſchen, welche mit Liebe der Aeltern Stelle an ihr vertreten. Wunderbar ſchützte Gott der Herr von jeher fromme Waiſen, und nahm ſich ihrer immer väterlich an; oft geſchah mit einer Waiſe, was mit einer Perle: wenn nämlich dieſe ihre Muttermuſchel verloren, wird ſie oft in die Krone eines Königs geſetzt; und eine Waiſe, wenn ſie ihre Aeltern verloren, wird von Gott dem Herrn wunderbar erhalten, geſchützt, und oft zu hohen Ehren gebracht. Darum ſollen auch alle Waiſen frohen Muth haben. Gottes Auge wacht über ihnen, ſeine allmächtige Hand ſchützt ſie und bereitet ihnen Segen, wenn ſie fromm und tugendhaft leben. Sie finden Gnade vor dem Herrn, wenn ſie ihm dienen in Unſchuld, ihm ihr Leben weihen.

1. In den Zeiten des letztverfloſſenen franzöſiſchen Krieges, der überall ſo traurige Spuren des Elendes hinterließ, wanderte auch ein armer Knabe, der ſeine beiden Aeltern, und mit ihnen alle Unterſtützung verloren hatte, in der ihm unbekannten weiten Welt traurig und verlaſſen umher, und kam endlich in eine Gegend, in welcher ein anſehnlicher und in früheren Zeiten ſehr bemittelter Mann wohnte, der aber

durch die Unheile des Krieges vieles von seinem Vermögen verloren hatte. Um sich und seine Familie zu erhalten, mußte er öfters Geschäfte in einer benachbarten Stadt verrichten die ihm und den Seinigen hinreichenden Unterhalt verschafften.

Eines Abends, als eben der Vater wieder in der Stadt war, und die schöne Witterung zu einem Spaziergange einlud, begab sich die Mutter mit ihren Kindern in das freie Feld hinaus, um denselben Bewegung und Erholung zu verschaffen. Munter und froh sprangen die Kinder um sie herum, und freuten sich herzlich des herrlichen Abends. Eben ging die Sonne hinab, und ihre glänzenden Strahlen vergoldeten alles rings umher. Die gefühlvolle Mutter machte die Kinder aufmerksam auf diese prächtige Erscheinung, die so viele Tausende ungerührt ansehen. Die Herzen der Kinder wurden bewegt, sie freuten sich, und priesen laut den Schöpfer in seinen Geschöpfen.

Schon wollten sie von ihrer Abendunterhaltung nach Hause kehren, da erblickten sie nahe an einem kleinen Gehölze, unfern des Weges, den sie gingen, jenen armen unglücklichen Knaben. Er saß unter einem Baume, nagte an einer schwarzen Brodrinde, und die Thränen, die von seinen Wangen fielen, benetzten sein schmales Mal. Schon in der Ferne konnten sie von seinen zerrissenen Kleidern und seinem übrigen Aussehen auf seine drückende Armuth schließen. Sie traten ihm näher und bemerkten, daß er weinte. „Was mag doch dem armen Knaben dort fehlen, daß er so weint?“ fragte eines von den Kindern die Mutter. Die herzensgute Mutter ging darauf selbst zu ihm hin und redete ihn freundlich an: „Warum weinst du, Kind? Fehlt dir etwas?“ — „Ach,“ antwortete der Knabe in einem wehmüthigen Tone, ich muß wohl weinen, denn mir fehlt Alles!“ — „Bist du arm, guter Junge?“ rief der Jüngere von den Kindern ganz gerührt. — „O,“ erwiederte er, „ich bin wohl ärmer, als arm!“ — „Wer sind denn deine Aeltern?“ fragte die Mutter wieder. Mit einem tief geholten Seufzer antwortete der Knabe: „Ach, mein Vater ist längst gestorben, und meine Mutter ist weit mit mir hieher gekommen, um einen Verwandten aufzusuchen, der sich in dieser Gegend befinden soll, den wir aber noch nicht erfra-

gen konnten. Meine Mutter war äußerst ermüdet von der weiten Reise, wurde dort im nächsten Dorfe krank, und starb vor einigen Tagen." — Eine Thräne nach der andern entfiel bei diesen Worten seinen Augen, und selbst die gerührten Kinder weinten mit der armen Waise. „Armer, verlassener Knabe," sagten sie, „was soll wohl jetzt aus dir werden? Du dauerst uns. O, es ist doch ein unaussprechlich großes Glück für uns Kinder, daß wir unsere Aeltern noch haben!"

Mit Thränen im Auge sprach dann der Knabe weiter: „Gerne wollte ich arbeiten, selbst zum Viehhüten wollte ich mich verdingen, aber kein Mensch will sich meiner annehmen, Niemand mich behalten; überall weiset man mich mit den rauhen Worten zurück: Gehe hin, woher du gekommen bist! — Nun weiß ich aber nicht, woher ich gekommen bin, noch wohin ich gehen soll, da ich ganz allein und von aller Welt verlassen bin."

Der arme Knabe seufzete heftig, als er dieses erzählte, und selbst die Mutter war von seinen Schicksalen bis zu Thränen gerührt. Die Kinder faßten mitleidsvoll die Mutter bei der Hand, und baten recht herzlich, daß sie doch den armen Jungen mitnehmen möchte. Die gute Mutter besann sich nicht lange, und sagte dann zu ihm: Willst du mit uns kommen, Kleiner? Du kannst einige Tage bei uns verbleiben." — „Von Herzen gern," rief der Knabe voll Freuden aus. „Hab' ich doch immer gehört: wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten, und wirklich trifft das auch bei mir hier ein!" — Die Kinder umgaben hierauf den Knaben, und brachten ihn nach Hause. Sie baten hierauf die Mutter, daß sie ihnen erlauben möchte, dem armen, kleinen Waisen einige Kleidungsstücke von den ihrigen geben zu dürfen, weil die seinigen sehr zerrissen und abgenützt waren. Die Mutter freute sich über das Mitleid, welches die guten Kinder in ihren Herzen hegten, und sie erlaubte es ihnen. Die Kinder holten dann einige Kleider und halfen sie ihm anziehen. Unterdessen brachte die Mutter dem armen Knaben eine warme Suppe, die er mit großem Appetit verzehrte. Die Kinder und die Mutter hatten inniges Wohlgefallen, als sie sahen, wie sehr

es dem hungrigen Jungen ſchmeckte, und wie er dann mit Thränen des Dankes ſeiner Wohlthäterin dankte. Man unterhielt ſich noch lange mit dem fremden Knaben, und brachte ihn endlich in ein gutes Ruhebett, wie er es auf ſeiner weiten Reiſe noch nie gehabt hatte.

Am andern Morgen verabredeten ſich die Kinder, den Vater bei ſeiner Zurückkunft zu bitten, daß er ſich des armen Knaben erbarme, und ihn annehmen möchte. Dies geſchah auch. Als der Vater von der Stadt zurückkam, führte die Mutter ihm den Knaben vor, und erzählte ihm, was vorgefallen war. Auch die Kinder baten ihn einſtimmig, daß er denſelben behalten möchte. „Lieber Vater!“ ſagte das eine Kind, „behalte doch den armen Knaben. Er hat ſeinen Vater und ſeine Mutter verloren, und hat Niemanden, der ſich ſeiner annimmt. Gerne wollen wir unſer erſpartes Geld beitragen. Du haſt uns ja ſelbſt gelehrt, man müſſe ſich der Verlaſſenen annehmen.“ Der Vater antwortete darauf: „Gewiß, ich behielte ihn gern, aber ich muß erſt überlegen, ob ich ihn auch ernähren kann. Ihr wißt ja ſelbſt, daß wir im Kriege durch den Feind um unſer Beſtes gekommen ſind. Dann muß ich erſt Kunde einziehen, ob er auch ein guter Junge, und unſerer Unterſtützung würdig ſey.“ — „O gewiß,“ ſprach ein Zweites, „er iſt ein herzensguter Junge, laß ihn nur bei uns, lieber Vater! Wir wollen ſogar weniger eſſen, unſere Kleider mehr als je ſchonen, und ihn wie unſeren Bruder halten.“ — „O Vater!“ rief das Jüngere von den Kindern, „wenn der arme Waiſe wieder in die weite Welt hinaus ſoll, ohne zu wiſſen, wo er hinkommt, ſo gräme ich mich über ihn zu todt.“ — Der Vater, dem das innige Mitleid ſeiner Kinder überaus gefiel, war gerührt und ſagte: „Habt Geduld, Kinder! Will mit der Mutter erſt überlegen, was hier zu thun ſey. Er nahm hierauf den Knaben auf die Seite, erkundigte ſich genau nach ſeinem Namen und dem ehemaligen Aufenthaltsorte ſeiner Aeltern, und erfuhr von ihm, daß er von gebildeten, aber durch den Krieg verarmten Aeltern, aus der Rheingegend und zwar von Mainz, wo der Feind Alles zerſtörte, ſey, Gottfried Mathis hieße, und einen Verwandten in dieſer Gegend habe, den er mit ſeiner

guten Mutter aufſuchen wollte, aber nun nach ihrem Tode weder den Ort, noch den Namen dieſes Anverwandten wüßte. — Lange noch unterhielt ſich der Vater in Beiſeyn der Mutter mit dem kleinen Gottfried, und erforſchte von ihm Verſchiedenes; darauf tröſtete er ihn, und verſprach ihm, redlich für ſeinen Unterhalt ferner zu ſorgen, wenn er ſich gut betragen und zu verſchiedenen kleinen Geſchäften gebrauchen laſſen würde. Unter dieſer Bedingung dürfte er im Hauſe bleiben. Wie ſich der arme, vorher ſo verlaſſene und nun ſo gut aufgehobene Knabe darüber freute, läßt ſich nicht beſchreiben. Den Kindern aber trug der Vater auf, ihn wie einen Bruder zu lieben. Dieſe verſprachen mit Freuden alles, was der Vater forderte, und hielten auch in der Folge ihr Verſprechen, das ihnen gar nicht ſchwer wurde. Der neue Bruder war dankbar gegen die Aeltern, gefällig gegen die Kinder, und alles hatte ihn lieb.

Der kleine Gottfried war bereits ſieben Monate in dieſem Hauſe, da kam von ungefähr ein Beſuch von einem Freunde, den der Vater oft eingeladen, und ſchon lange erwartet hatte. Freudig war das glückliche Wiederſehen, und es floſſen Thränen der Freundſchaft und der innigſten Wonne; denn ſie hatten ſich von Jugend auf lieb, und ſahen ſich lange nicht mehr. Herr von Blumenfeld, ſo hieß der Fremde, hatte auch ſeine Frau, eine geborne Mathis, bei ſich, und das Feſt ward dadurch nur vergrößert. Als man ſich von der großen Freude des Wiederſehens erholt hatte, unterhielt man ſich mit den Kindern. Da die Fremden den kleinen Gottfried erblickten, fragten ſie, ob auch dieſer zur Familie gehöre? Der Vater erzählte hierauf die Geſchichte dieſes unglücklichen Knaben, den er aus Mitleid aufgenommen hatte. Innigſt gerührt von dem traurigen Schickſale dieſes Kindes fragte die Frau von Blumenfeld den Kleinen um ſeinen Namen, und erfuhr von ihm, daß er Gottfried Mathis heiße, und von Mainz gebürtig ſey. Die Aehnlichkeit des Namens, der Aufenthaltsort des Knaben, und ſelbſt die Geſichtszüge, die mit den Zügen ihres Bruders ähnlich waren, ließen die Frau von Blumenfeld nicht ohne Grund vermuthen, daß dieſer arme Waiſe wohl gar ein Sohn deſſelben Bruders ſey, der vor 20 Jahren von ſeinem Vaterorte weg auf Reiſen

ging, und von dem ſie ſeit dieſer Zeit nichts weiter erfahren konnte, als daß er ſich in den Gegenden am Rheine niedergelaſſen, und in ſeinem Familienkreiſe wohl befunden habe. «Es iſt allerdings möglich, ſetzte der Vater bei, daß dieſer hülfloſe Knabe der Sohn Ihres nunmehr ſeligen Bruders ſey, der im letzten Kriege durch die feindlichen Verkehrungen um all ſeine Habe gekommen, und vor Kummer geſtorben ſeyn könnte.»

„Wenn das ſo iſt, fuhr Herr von Blumenfeld fort, ſo kommt wohl uns, als nächſten Verwandten, vor allen die Pflicht zu, uns des armen Kindes anzunehmen und es zu verſorgen.“ — Sie nahmen von der Stunde an den Knaben zu ſich, und ließen ihn in allem Nöthigen unterrichten. Gottfried ſchied mit Thränen des Dankes von ſeinem erſten Wohlthäter und den liebevollen, mitleidigen Kindern, denen er ſein Glück zu verdanken hatte. Er lernte fleißig, und machte durch ſeine Aufführung ſeinen Verwandten, die ihn an Kindesſtatt annahmen, viele Freude. Als er erwachſen war, und ſeine Geſchäfte treu führte, ſetzte ihn Herr von Blumenfeld zum Erben ſeines Vermögens ein, welches er auch nach deſſen Tode an ſich brachte, und durch gute Verwendung deſſelben ſtets zufrieden und glücklich lebte.

2. Die Gattin des Kaufmanns N** in Amſterdam hatte ſich entſchloſſen, ihren Mann auf ſeiner Geſchäftsreiſe nach einem afrikaniſchen Handelsplatz zu begleiten, und ihre damals kaum ein Jahr alte Tochter Laura mitzunehmen. An der Weſtküſte von Afrika hatte das Schiff das Unglück zu ſcheitern. Die Wellen ſchlugen mit ſolcher Gewalt in daſſelbe, daß es unterging. Die meiſten auf dem Schiffe befindlich geweſenen Menſchen kamen um das Leben. Laura's Mutter ſprang, ihr Kind in den Armen haltend, als das Schiff unterging, in einen Kahn, welchen die reißenden Wellen an das Ufer ſchleuderten. Hier ſtieg ſie aus, lief aber bald darauf nach dem Kahne zurück, worin ſie etwas ihr ſehr Nützliches hatte liegen laſſen, und ſetzte indeſſen ihr Kind unter einen Palmbaum. Aber kaum hatte ſie den Kahn betreten, ſo trieb ein ſchnell entſtehender Wind das Fahrzeug mit der Mutter vom Ufer weg.

„O Du mein Gott!“ — rief die jammernde Mutter, — „erbarme Dich meiner, und laß mich auch wieder zu meinem armen Kinde kommen!“ Indeſſen trieb der Wind den Kahn immer weiter in's Meer; Laura aber lag unter der Palme, und weinte vor Hunger und Durſt. Nach einigen Stunden kam eine Schaar ſchwarzer Menſchen dahin, wo das verlaſſene Kind lag, zogen ſich jedoch wieder zurück, da eben jetzt ein großer Löwe aus dem Gebüſche hervortrat, und beobachteten dieſes Thier, voll Furcht, daß er das unglückliche Kind zerreißen und verſchlingen werde. Aber der Löwe ſtand ſtill, und ſchien Mitleiden mit dem Mädchen zu haben. Er wollte es ſanft mit einer Tatze berühren, da ſchrie aber Laura heftig, und der Löwe zog die Tatze zurück. Nun fing er an, das Kind zu belecken; das mochte dem Kinde wehe thun, denn es ſchrie, was es konnte. Er zog die Zunge ein, und leckte nicht mehr, lief in das Gebüſch, kam bald wieder, und brachte ein Stück wilden Honig mit. Er legte es vor das Kind hin; da er aber ſah, daß daſſelbe nicht eſſen wollte, brach er etwas davon ab, und wollte es dem weinenden Mädchen in den Mund thun. Dabei war er aber ſo ungeſchickt, und ſchmierte den Honig dem Kinde im Geſicht herum. Unterdeſſen hatten die Wilden ein Feuer angemacht, und als der Löwe daſſelbe ſah, eilte er fort.

Nun liefen die Schwarzen nach der Palme hin, und fanden Laura in dieſem Zuſtande. Eine erwachſene Negerin empfand großes Mitleiden mit dem Kinde; ſie hob es auf, nahm es auf die Arme, drückte es an ihre Bruſt, nahm es mit ſich nach Hauſe, und pflegte daſſelbe ſo gut, als wäre es ihr eigenes Kind geweſen. So hatte Gott der ihrer Mutter beraubten Laura nicht vergeſſen, ſondern hatte ihr zur rechten Zeit Hülfe geſendet! Das gute Kind wuchs nun unter den Schwarzen auf, welche ſie recht lieb hatten, und mochte etwa das vierzehnte Jahr erreicht haben. Da entſtand ein Krieg zwiſchen dieſen Schwarzen und einem andern afrikaniſchen Volke. In dieſem Kriege machten die Schwarzen, bei denen Laura war, mehrere von den Feinden zu Gefangenen, und brachten ſie mit in ihre Stadt. Dieſe Gefangenen wurden als Sklaven

vertheilt, und die Familie, in welcher Laura ſich befand, erhielt eine weiße Frau als Sklavin, welche im Gefolge des feindlichen Heeres geweſen und mit gefangen worden war. Groß war ihr Erſtaunen, in der Familie, in welche ſie als Sklavin gebracht wurde, ein ſchönes weißes, faſt erwachſenes Mädchen zu ſehen. Und auch Laura freute ſich nicht wenig, eine Frau von weißer Farbe zu ſehen, wie ſie ſelbſt war. Sie hatte immer nicht begreifen können, warum ſie nicht auch ſchwarz ſey, wie ihre Umgebungen. Aber nun zeigte ſich die höchſt merkwürdige Fügung der göttlichen Vorſehung im ſchönſten Lichte. Die weiße Frau war Laura's Mutter.

Nachdem dieſe mit dem Kahne in die See getrieben, und faſt zwei Tage und zwei Nächte umhergeworfen worden war, wurde ihr Kahn wieder an's Land geſtoſſen, wo ſie wieder ausſtieg. Hier war ihre erſte Bemühung, Nahrung zu ſuchen, denn ſie war ganz abgemattet. Sie fand auch einige Vogeleyer, die ſie aß, und legte ſich ſodann unter einen Palmbaum, um zu ſchlafen. Beim Wiedererwachen ſah ſie ſich von vielen Schwarzen umgeben, welche ſie, da ſie weinte und jammerte, aufhoben und mit ſich nahmen. Sie wurde hierauf zu dem Könige der Schwarzen geführt, welcher ſie als Sklavin an ſeinem Hofe behielt, aber ihr eine gelinde Behandlung wiederfahren ließ. Hier lebte ſie, ergeben in ihr trauriges Schickſal und auf Gott vertrauend, bis der Krieg ausbrach, und ſie den König mit begleiten mußte, aber gefangen wurde. Groß war ihre Angſt, wie es ihr da gehen würde. Aber ſie hatte Urſache, Gott zu danken; denn ſobald ſie Laura erblickte, ſtieg der Gedanke in ihr auf, das könne wohl ihre Tochter ſeyn, von welcher ſie, da dieſelbe als kleines Kind unter der Palme gelegen, durch den Sturm getrennt worden war. Sie hatte die Sprache der Schwarzen gelernt, und konnte demnach mit ihnen reden. Sie erkundigte ſich alſo darnach, wie ſie zu dem weißen Mädchen gekommen wären, und vernahm nun, daß die Umſtände genau eintrafen, und daß ſie ihre geliebte Tochter wieder gefunden habe. Beide lebten nun noch zwei Jahre unter den Schwarzen, und waren von der Familie, der ſie angehörten, geliebt. Da landete einmal in der Nähe ein Schiff mit weißen

Menſchen; dieſe kamen an's Land und in die Stadt der Schwarzen, wo Laura und ihre Mutter lebten. Da entſtand in Beiden, beſonders aber in der Mutter, die Sehnſucht, in ihr Vaterland zurückzukehren; denn ſie hatte dort noch Brüder, Schweſtern und Freunde. Der engliſche Schiffskapitän war bereit, ſie mit nach London zu nehmen. Sehr ſchmerzlich war der Abſchied aus der ſchwarzen Familie; denn dieſe wollten Laura gar nicht fortlaſſen. Aber auch Laura ſelbſt trug Bedenken, ob ſie zurückbleiben oder ihrer Mutter nach Europa folgen ſollte. Doch die Liebe zu der Mutter ſiegte in ihrem Herzen. Mit vielen Thränen dankte ſie ihrer ſchwarzen Pflegemutter für die ihr erzeigte Liebe, und bat Gott, daß er ſie dafür ſegnen möchte. Dieſe aber, ſo wie die ganze ſchwarze Familie, begleitete die Scheidenden bis ans Schiff, und weinte ihnen heiße Thränen nach. Sie kamen in London glücklich an, gelangten von da nach Amſterdam, und fanden auch hier unter ihren Freunden, ja in der ganzen Stadt, eine liebevolle Aufnahme.

Wie wunderbar hat Gott dieſe verlaſſene Waiſe geſchützt und erhalten!

3. Zu Beſançon in Frankreich lebte ein reicher Mann, Namens Dülis. Er machte von ſeinem Reichthume einen edlen Gebrauch, ſtiftete viel Gutes, erwies Vielen Wohlthaten, ſelbſt zu der Zeit der franzöſiſchen Revolution, wo es gefährlich war, zu zeigen, daß man reich ſey. Bald dichteten Böſewichter ihm ein Verbrechen an, und er wurde vor das blutgierige Revolutions-Tribunal geſchleppt. Mehrere Perſonen, denen er Gutes gethan hatte, ſprachen für ihn; aber umſonſt. Dülis wurde hingerichtet, und ſeine tugendhafte Gattin hatte daſſelbe Schickſal.

Sie hinterließen zwei Waiſen, eine Tochter von fünfzehn und einen Sohn von ſiebenzehn Jahren. Die Güter der beiden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten. Da waren nun die armen Kinder, ohne Aeltern, ohne Heimath, ohne Ausſicht, wie ſie ihr Leben friſten wollten. Aber Gott erbarmte ſich ihrer, und erweckte ein fühlendes Herz, das ſich ihrer annahm. Einer der Pächter ihrer unglücklichen Aeltern beſaß ſo viel Vermögen, das Gut, das er be-

baute, zu kaufen. Sogleich nahm er sich der Kinder seines ehemaligen Pachtherrn, der ihm viel Gutes erwiesen hatte, väterlich an, und sorgte für ihr ferneres Fortkommen.

4. Von Silkerode, einem Dorfe unweit Duderstadt in der Landdrostei Hildesheim, Königreich Hanover, zog ein Armer, Namens Volkmann, in den nahe gelegenen hanöverschen Flecken Lauterberg, und hinterließ einen armen Freund, Christoph Kalbheim, der, um sich und seine drei Kinder zu ernähren, Schuhe flickte, Mulden, Kochlöffel und andere Geräthschaften verfertigte. Volkmann geräth durch den harten Drang der Zeitumstände in das äußerste Elend, und wird tödlich krank. Sieben unerzogene Kinder, nackt und bloß, mit Ausschlägen und Ungeziefer behaftet, wimmern an seinem Sterbebette, und rufen: „Was soll aus uns werden! O Gott, erbarme dich unser!“ — „Geht hin,“ spricht der sterbende Vater mit gebrochener Stimme, «geht zu Kalbheim, er wird euer Vater seyn;» und sein Lebenslicht erlischt. Kalbheim kommt, sieht die verlassenen, armen, unglücklichen Waisen, und sein menschenfreundlicher Entschluß reifte schnell zur That. Er nimmt das verlassene Häuflein der sieben Kinder mit in seine Hütte, reiniget sie, schickt sie in die Schule, theilt jeden Bissen seines spärlich erworbenen Brodes mit ihnen, und erzieht sie, trotz aller Einreden und vielen Verdrusses von Seiten seiner Umgebungen, so lange, bis sie in Dienste untergebracht waren. Hier half also der liebe Gott den Armen durch einen Armen.

Die königlich preußische Regierung zu Erfurt hatte kaum die edle That erfahren, als sie dem Kalbheim vorläufig eine Unterstützung von 40 Thalern auszahlen ließ, und dem jüngsten Volkmann für die Folge eine Stelle in dem Waisenhaus zu Halle zusicherte. Aus Berlin erhielt der wackere Mann von unbekannter Hand 10 Thaler mit der Inschrift: „Dem Versorger der Volkmann'schen Kinder!“ Die ächte christliche Menschenliebe des wackern Kalbheim, die mit der höchsten Aufopferung der verlassenen Waisen seines Freundes sich so thätig annahm, wurde vom Könige von Preußen durch Ertheilung des allgemeinen Ehrenzeichens 2ter Klasse ausgezeichnet, und er durch ein kleines ihm geschenktes Kapital in den Stand

geſetzt, ſich ein Grundſtück anzukaufen. Gott und Menſchen lohnten dem braven Manne ſeine Menſchenliebe.

*

Gott iſt ein Vater der Waiſen. Pſal. 67. 6. — Der Herr ſchützet die Waiſen. Pſal. 145. 9. — Der Herr verachtet das Gebet der Waiſen nicht. Sir. 35. 17. — Euer Vater im Himmel weiß wohl, was ihr bedürfet. Matth. 6. 32. — Ich werde euch nicht als Waiſen laſſen; ich komme zu euch. Joh. 14. 18. — Setzet auf den lebendigen Gott euere Hoffnung, der aller Menſchen, und beſonders der Glaubenden Heiland iſt. I. Tim. 4. 10. — Eine reine, unbefleckte Religion vor Gott dem Vater iſt dieſe, ſich der Waiſen und Wittwen in ihrer Bedrängniß annehmen, und ſich ſelber unbefleckt vor der Welt erhalten. Jak. 1. 27.

Du, der Verlaſſenen Gott,
Laß mich auch Gnade finden!
In jeder bangen Noth,
Wenn alles will verſchwinden,
Sò rufe mir dein Geiſt dies Kraftwort ſtets ins Herz:
Ihr Waiſen, ſeyd getroſt, ich heile euern Schmerz!

Wißbegierde.

Der gütige Schöpfer gibt den Menſchen Kräfte des Geiſtes, damit man dieſelben zum Guten anwende und ſtärke; daher ſollen wir auch gewiſſenhaft ſorgen für die Erhaltung unſerer Seelenkräfte durch angemeſſene Uebung und zweckmäßigen Gebrauch, und durch Ausbildung derſelben zu der möglichſt größten Vollkommenheit, deren ſie ſo ſehr fähig und bedürftig ſind, zu gelangen ſuchen. Aus dieſem Grunde ſollen wir uns beſtreben, unſere Begriffe und Kenntniſſe über verſchiedene Dinge und Gegenſtände, ſoviel unſere Kräfte und Gelegenheiten verſtatten, durch Vergleichung der Sachen mit einander, durch die Erkenntniß von ihrer Beſchaffenheit mittelſt Unterricht und überlegendem Leſen zu vermehren, zu erweitern und zu verbeſſern. Das Verlangen, etwas zu wiſſen, weil es den Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen bereichert, iſt Wißbegierde. Ein

Hauptgrundſatz bleibt aber, den Trieb der Wißbegierde vorzüglich auf das zu leiten, was für Alle gleich wiſſenswürdig, nöthig und nützlich iſt, wenn ſie dauerhaft glücklich werden wollen. Wer eine ſolche Wißbegierde hat, erfüllet die weiſe Abſicht Gottes, und zieht ſich keine Verantwortung zu. Darum, liebe Kinder, ſuchet jene Kenntniſſe, die für euch oder Andere nothwendig ſind, genau von jenen zu unterſcheiden, die entbehrlich oder gar gefährlich ſind; fraget euch zuerſt, ob das, auf was ihr euere Wißbegierde zu richten gedenket, zu euerm und eurer Mitmenſchen wahrem und dauerhaftem Wohle ſey. Erwäget die Vortheile, die ihr euch und Andern durch nützliche und nothwendige Kenntniſſe verſchaffen, und die Nachtheile, die ihr euch und Andern durch das Gegentheil zuziehen könnet. Ein Menſch, der nach nützlichen und nöthigen Kenntniſſen ſtrebt, iſt eher im Stande, ſich und Andere zu beglücken, was ſich von jenem nicht erwarten läßt, der ſeine Wißbegierde nur auf ſolche Dinge lenket, die zu unnützen und unedlen Zwecken gehören. Nebſtdem ſoll man die ſtrenge Rechenſchaft nicht außer Acht laſſen, die man einſt dem Weltenrichter abzulegen hat, wenn man den Trieb der Wißbegierde auf das ſollte gerichtet haben, was nur zu unedlen Zwecken führt, oder wohl gar zu wiſſen ſchädlich iſt.

1. Kleanthes, gebürtig aus Aſſus in Kleinaſien, kam ſehr jung als Fechter nach Athen, wo er einen unwiderſtehlichen Drang nach Weltweisheit in ſich fühlte. Aller Mittel beraubt, um ſein Leben zu erhalten, verdingte er ſich bei einem Gärtner, bei dem er für den nöthigen Unterhalt des Nachts Waſſer ſchöpfte, um bei Tage die Lehren des Weltweiſen Chryſippus anhören zu können. Sein gutes Ausſehen und ſein körperlicher Wohlſtand zog die Aufmerkſamkeit der Bürger von Athen auf ihn, und die Richter forderten ihn zur Rechenſchaft über die Mittel auf, durch welche er ſich ernähre. Kleanthes erſchien vor dem Areopag, dem ſtrengen Gerichte auf dem Marsfelde zu Athen, begleitet von ſeinem Gärtner, und zeigte den Richtern, was ein Jüngling zu leiſten im Stande ſey, der in ſich einen reinen Trieb nach Wahrheit und den Willen habe, ſich wahre Bildung zu verſchaffen. Kleanthes wurde in der Folge einer der berühmte-

ſten Philoſophen der ſtoiſchen Sekte im 3ten Jahrhundert vor Chriſtus. Wir haben von ihm noch einen trefflichen Lobgeſang auf Zeus (Jupiter), der ein merkwürdiger Ueberreſt aus dem Alterthum iſt.

2. Zur Zeit des berühmten griechiſchen Weltweiſen Plato lebte ein Mädchen, Axiothea, von Phlius gebürtig. Sie hörte ſehr viel von den ſchönen Wiſſenſchaften, die jener große Weiſe lehrte, und als ihr ſelbſt einige Bücher von ihm in die Hände kamen, faßte ſie den Entſchluß, die Vorleſungen dieſes Weltweiſen ſelbſt zu hören. Allein ſie konnte vorausſehen, daß, wenn ſie ſich als Mädchen gekleidet unter die zuhörenden Jünglinge miſchte, es nicht nur großes Aufſehen erregen, ſondern ſie ſogar die öffentliche Achtung verlieren könnte. Nun las ſie in jenen Büchern wieder, und jemehr ſie las, deſto größer wurde in ihr die Sehnſucht, den großen Weiſen, der eine vorzügliche Gelehrſamkeit hatte, ſelbſt zu hören. Endlich erſann und fand ſie ein Mittel, wodurch ſie, ihres guten Rufes unbeſchadet, ihren Wunſch erreichen konnte. Sie verkleidete ſich als Jüngling, und begab ſich ſo nach Athen und an den Ort, wo der große Plato ſeine öffentlichen Vorleſungen zu halten pflegte. Ihr Verlangen nach Weisheit war ſo groß, daß ſie auch nachher noch viele Gelehrte anhörte.

3. Euclides war geboren zu Megara; er hielt ſich aber zu Athen auf, um daſelbſt die Lehren der Weisheit von Sokrates zu hören. Einſtmals aber wurden die Athener den Bewohnern von Megara feind, und ließen daher bekannt machen, daß der erſte Megaräer, der ſich wieder in Athen aufgreifen ließe, des Todes ſeyn ſollte. Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euclides. Gar zu gern hätte er den Sokrates ferner gehört, aber ſeinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch bedenklich. Endlich aber ſiegte doch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beſchloß, ſich an das Verbot nicht zu kehren, ſondern ſich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuſchleichen. Dies fing er ſo an: alle Abend gegen Untergang der Sonne zog er weibliche Kleidung an, und ging in dieſem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Weg von wenigſtens zwei Meilen war. Sobald er in Athen

angekommen war, verfügte er ſich nach dem Hauſe des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm zu. Noch ehe der Tag anbrach, ging er wieder ab.

Dieſer edle Jüngling wagte alſo alle Tage ſein Leben, und ließ ſich einen täglichen Gang von 2 Meilen nicht verdrießen, um von Sokrates zu lernen, weiſe und gut zu ſeyn. Er wurde nachher der Stifter der megariſchen Schule, und ſtarb im Jahre 424 vor Chriſti Geburt.

4. Iſidor wurde von Severian und Tortora gezeuget, die in Karthago eine der angeſehenſten Familie war. Der Knabe wurde zeitlich zur Schule angehalten, fand aber im Lernen ſo große Schwierigkeiten, daß er ſeinen Muth beinahe ganz ſinken ließ, und ſich mit Büchern gar nicht mehr beſchäftigen wollte.

Einſt ging Iſidor bei einem Brunnen vorüber, und ſah, wie die Kette durch öfteres Auf- und Abſteigen des Waſſereimers eine tiefe Furche in den harten Stein verurſacht hatte. Bei dieſer Bemerkung ſtieg der Gedanke in ſeinem Herzen auf: ob er wohl nicht die Schwierigkeiten bei ſeinem Lernen durch anhaltenden Fleiß überwinden könnte? — Mit neuem Muth ergriff er ſeine Bücher, es entwickelte ſich in ihm eine neue Begierde ſeine Kenntniſſe immer mehr zu erweitern; er ſtudirte mit raſtloſem Eifer, und bald erwarb er ſich ausgezeichnete Kenntniſſe. Er wußte aber ſeine Wißbegirde immer auf ſolche Gegenſtände zu lenken, die der göttlichen Abſicht gemäß und ihm wahrhaft nützlich waren. Daher ſtrebte er vorzüglich ſich ſolche Kenntniſſe zu verſchaffen, welche wirklich wiſſenswerth, die für ihn in ſeiner Lage, und welche für Alle zu einer wahren und dauerhaften Glückſeligkeit zu gelangen, nöthig zu wiſſen waren. Seine Gelehrtheit, ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Wiſſenſchaften, war ausgezeichnet, groß. Vorzüglich brachte er es in Kenntniß der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache ſo weit, daß er in denſelben die nützlichſten Bücher ſchrieb. Bald wurde er zum Erzbiſchof von Hiſpali ernannt, verwendete ſeine Kenntniſſe zum Heil ſeiner Heerde, ließ aber auch nebenbei das Licht ſeines nachahmungswürdigen Wandels vor Andern leuchten. Unter hundert nützlichen Anſtalten, die ſeinem Verſtand und ſeinem

Herzen Ehre machten, verdient vorzugsweise seine Sorgfalt für die Jugend angemerkt zu werden. So wie er selbst stets seiner Wißbegierde eine gottgefällige Richtung zu geben bemüht war, so sorgte er nun dafür, daß mehrere Schulen zu Hispali errichtet wurden, wohin auch Kinder vom Lande zur Unterweisung kamen. Er schrieb diesen Schulen die heilsamsten Gesetze vor, und übernahm selbst die Stelle eines Oberlehrers. Nachdem er 40 Jahre seiner Kirche mit vollem Ruhme vorgestanden, vertheilte er vor seinem Ende Hab und Gut unter die Armen, und starb im Jahr 636.

5. Adrian war der Sohn eines Handwerkers, und geboren zu Utrecht in den Niederlanden im Jahr 1459. Sein Vater hatte den Ruf der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, starb aber frühzeitig; daher führte nun die Mutter die Erziehung ihres Sohnes glücklich fort. Besonders warnte sie ihn vor Lügen, Stehlen, Zank und Händeln, auch vor dem Umgang mit lasterhaften Knaben, lehrte ihn die Kirche besuchen, den Priestern bei der heiligen Messe dienen, die Predigten fleißig anhören, und was er von denselben behalten hatte, zu Hause zu erzählen.

Einst fand Adrian ein Stück Geld auf der Straße, und brachte es fröhlich nach Hause. Sogleich ging seine Mutter in einer Art von Unwillen mit an den Ort, wo er es gefunden hatte. Dahin nöthigte sie ihn, es wieder zu legen, um auch einen unschuldigen Anfang zu ungerechter Habsucht bei ihm zu ersticken. Diese redlichen Anweisungen einer Frau von gemeiner Erziehung, die aber ihren Sohn so sehr liebte, daß sie den Armen viele Wohlthaten erwies, um dadurch die Erhaltung desselben sich von Gott zu erbitten, schienen bei demselben eben so bleibende Wirkungen hinterlassen zu haben, als der Unterricht seiner Lehrer. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte Adrian einen außerordentlichen Trieb zum Lernen und eine große Begierde nach Kenntnissen. Als ein Knabe von 5 Jahren lernte er mit großem Eifer und mit vieler Geschwindigkeit lesen. Da er dem Lehrmeister alle Buchstaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worin sie standen, fort, und versicherte seinen Vater, sein Lehrmeister kenne die Namen der

Buchstaben nicht so fertig als er, und brauche nun selbst Unterweisung. Dieser gab dem launigten Knaben daher den scherzhaften Namen: Magister Adrian, der ihm lange blieb. Zu Deventer oder zu Zwoll lernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit, und hatte eine so große, unerschütterliche Wißbegierde, daß er fast nie zu lernen ermüdete; er ließ daher auch seine Mitschüler immer weit hinter sich zurück. Hierauf ward er auf die hohe Schule nach Löwen geschickt; sein Fleiß war hier ungemein; man sah ihn oft des Nachts im Scheine der Lichter, welche die Kirchen und Straßen erleuchteten, lesen. Besonders studirte er Philosophie mit allem Eifer. Er wurde im Jahre 1488 wegen dieser Bemühungen zum Magister der freien Künste ernannt, und bald darauf war zu Löwen niemand, der an philosophischen und mathematischen Wissenschaften ihm verglichen werden konnte. In der Mathematik (Größenlehre) hatte er die schwersten Lehren ohne fremde Hülfe eingesehen. Als der gelehrte Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien, nach Löwen kam und verlangte, man möchte ihm irgend einen scharfsinnigen Philosophen zur Unterredung aussuchen, so empfahl man ihm den jungen Adrian. Die gleiche große Einsicht erlangte er auch in der Gottesgelehrtheit. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Professor zu Löwen; 1507 Lehrer und Erzieher des nachmaligen Kaisers Karl V.; 1517 Kardinal; 1522 zum Pabst erwählt. Er starb aber schon 1523 am 14. September, nach kaum anderthalbjähriger Regierung.

6. Ludwig Holberg wurde 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Er verlor seinen Vater, den ein Zug der Tapferkeit vom gemeinen Soldaten zum Obersten befördert hatte, in seiner Jugend; es konnte daher auf seine Erziehung und erste Ausbildung wenig verwendet werden; zudem wurde in einer unglücklichen Feuersbrunst der größte Theil ihres Vermögens ein Raub der Flammen. Als der junge Holberg im zehnten Jahre war, starb seine Mutter, und bald nachher erhielt er eine Korporalstelle bei einem norwegischen Regimente. Nach einiger Zeit trat er aus diesem Dienste, weil er eine außerordentliche Neigung zu den Wissenschaften hatte, besuchte

die öffentliche Schule in Bergen, und ging dann noch Kopenhagen, wo er sich der Theologie widmete. Die Lust, fremde Länder zu sehen und den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern, bewog ihn, seine geringe Habe in Geld zu verwandeln, und eine Reise nach Holland zu unternehmen. Bald war seine Baarschaft zu Ende, kümmerlich nährte er sich von Almosen und Musik, und kam endlich ins Vaterhaus zurück, wo er durch Unterricht im Französischen seinen nothdürftigen Unterhalt gewann. Da aber die Quelle nach einiger Zeit versiegte, so reiste er nach England, besah in London alle Merkwürdigkeiten, die sich umsonst anbieten, und ging dann nach Oxford, einer berühmten Universität, wo er sich zwei Jahre lang vom Unterricht in der Musik und in Sprachen nährte. Dann kehrte er wieder ins Vaterland zurück, reich mit Kenntnissen versehen, und suchte in Kopenhagen öffentliche Vorlesungen zu geben; er erndete lauten Beifall. Eine außerordentliche Professur an der dortigen Universität brachte ihm mehr Ruhm als Unterhalt, weil er erst auf den Tod eines der Professoren warten mußte, und diese waren noch alle bei dauerhafter Gesundheit. Glücklicherweise erhielt er auf vier Jahre ein Stipendium, das jährlich etwa 100 Reichsthaler eintrug und wofür man nach dem Willen des Stifters einige Akademien besuchen mußte. Dies war dem jungen Holberg sehr erwünscht, um sich noch mehr Kenntnisse sammeln zu können. Er machte sich geschwind reisefertig, und eilte nach Paris, wo er alle Zeit bloß dem Studiren widmete. Nach anderthalb Jahren verließ er die Hauptstadt Frankreichs, reiste zu Fuß nach Italien, und empfand die bitterste Armuth, da er lange Zeit am Fieber darnieder lag. Bei allen Leiden, die ihn drückten, verließ ihn doch seine heiße Wißbegierde nie, und oft saß er, mit dem Buche in der einen und dem Löffel in der andern Hand, vor dem Kamin, um sich zu unterrichten und zugleich seine Suppe zu kochen. Erst in Amsterdam verließ ihn sein Fieber, und als er dann wieder in Kopenhagen anlangte, wurde er vollkommen gesund. Noch zwei Jahre mußte er sich kümmerlich behelfen, dann ging endlich sein Glücksstern auf. Er erhielt einen guten Gehalt, wurde Beisitzer im Konsisto-

rium und erhielt ſchnell größeren Rang und beſſeres Einkommen. Reichthum, Ehre und Anſehen begleiteten ihn nun durch ſein ganzes Leben. Da er ſehr mäßig lebte, erübrigte er vieles von ſeinem Gehalte, und verdiente noch viel durch gelehrte Arbeiten. Dadurch vermehrte ſich ſein Vermögen bis auf 100,000 Reichsthaler, welches er faſt ganz der Ritterakademie zu Sorow ſchenkte, damit junge unbemittelte Edelleute von den Zinſen des Kapitals erzogen würden. Zur Belohnung erhob ihn der König im Jahre 1747 in den Freiherrenſtand, er ſtarb aber bald darauf am 27. Januar 1754. Er ſchrieb viele ſehr geſchätzte Schriften, und wird als der Schöpfer der neuern däniſchen Literatur und als ein vorzüglicher Volksſchriftſteller geehrt.

7. Anton Court de Gebelin war geboren zu Nimes im Jahre 1724. Sein Vater mußte Frankreich verlaſſen und ſich in die Schweiz begeben; er gab ihm jedoch eine ſorgfältige Erziehung. Bald zeigte der junge Gebelin eine unerſättliche Wißbegierde. Noch ſehr jung las und ſchrieb er deutſch, lateiniſch, griechiſch und hebräiſch, und unaufhörlich las er in den Schriften der Alten. Beredtſamkeit, Geſchichte, Dichtkunſt, alle Schätze des Alterthums öffneten ſich ihm. Seine Wißbegierde war ſo groß, daß, wenn er nicht ganze Nächte über den Büchern ſitzen ſollte, ſeine Aeltern ihm Licht und Feuer verweigern mußten. Sobald es aber die Umſtände geſtatteten, unterließ er nicht, ſelbſt beim Mondſcheine zu leſen. Im zwölften Jahre riß er durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe zur Bewunderung hin. Sein Vater wünſchte, daß er ſich zum geiſtlichen Stande entſchließen möchte; Gebelin aber fühlte in ſich einen unwiderſtehlichen Drang, ſich ſeinen Lieblingswiſſenſchaften zu widmen. Er ſtudirte mit unermüdetem Eifer Naturgeſchichte, Mathematik, todte und lebende Sprachen, Mythologie (heidniſche Götterlehre), Alterthümer, und noch viele Wiſſenſchaften. Nach dem Tode ſeines Vaters ging Gebelin nach Paris; vorher aber machte er eine Reiſe nach Languedoc, wo er einer Schweſter das kleine Erbtheil überließ, das ihm geblieben war, und ſo kam er in der großen Hauptſtadt mit nichts an, als dem Reichthum ſeines Genies ausgeſtattet. Er lebte

hier so schüchtern und bescheiden, daß er lieber Hunger und Mangel litt, als seine armseligen Umstände Jemanden zu entdecken. Daher gestand er nachher, daß es ihm in Paris vielmal begegnet sey, lieber Wochen lang nur von Brod und Wasser zu leben, als sich der Gefahr auszusetzen, einem Freunde beschwerlich zu fallen. Bald aber kam er mit den interessantesten Männern in Berührung, studirte mit unermüdetem Eifer und gab eine Schrift — die Urwelt — heraus, die ihm große Achtung erwarb und sein Glück gründete. Eine unermeßliche Gelehrsamkeit ist darin enthalten. Zweimal erhielt er den dem besten Werke bestimmten Preis von der französischen Akademie. Er war neben seinem außerordentlichen Reichthume an Kenntnissen sehr still, und zeichnete sich in allen Lebensverhältnissen durch Guthmüthigkeit, Sanftheit und Natürlichkeit seiner Sitten aus.

8. Caroline ** zeigte schon in ihrer frühesten Kindheit eine große Begierde zum Lernen und sich nützliche Kenntnisse zu sammeln. Wenn sie etwas Neues sah, so ruhte sie nicht eher, bis sie es genauer kennen gelernt hatte. Konnte sie nicht durch eigenes Nachdenken herausbringen, wozu eine Sache nützlich wärs, und warum sie so seyn müsse, wie sie war: so hörte sie nicht auf zu fragen, bis ihre Wißbegierde befriedigt war. Mit aller Freude ging sie in die Schule, und auch das schlimmste Wetter hielt sie nicht ab; sie wußte wohl, daß die Schule der Ort sey, wo lernbegierige Kinder an der Bildung des Geistes und Veredelung des Herzens gewinnen. Ganz besonders war ihre Freude über ein neues lehrreiches Buch. Sie blätterte nicht etwa blos darin, wie es gar viele Kinder machen, sondern sie las es langsam und mit großer Aufmerksamkeit durch; daher blieb sie auch nie die Antwort schuldig, wenn man sie fragte, was in dem Buche enthalten sey. Beinahe in allen weiblichen Arbeiten, besonders im Nähen und Stricken, war sie sehr geschickt, und um es noch mehr zu werden, wurde sie die Gehülfin einer Frau, welche sie nur unter der harten Bedingung unterrichten wollte, daß sie ein ganzes Jahr hindurch, vom frühen Morgen bis zum späten Abende, für sie arbeiten sollte, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Als aber dieses sauere Jahr endlich überstanden war, hatte Caroline die Freude,

nicht nur sich selbst durch ihrer Hände Arbeit reichlich ernähren zu können, sondern auch ihrer alten kränklichen Mutter eine Stütze im Alter zu seyn. Da ihre Wißbegierde sie antrieb, den Umgang verständiger und gebildeter Menschen zu suchen, von welchen sie viel Gutes lernen konnte, so blieb sie vor vielen Thorheiten und Versuchungen bewahrt, und erfreute sich der allgemeinen Achtung und Liebe aller guten Menschen.

*

Wohl dem Menschen, der Weisheit findet und Verstand besitzt: es ist besser um sie, als um Silber, und ihre Früchte besser, als das reinste Gold. — Ihre Wege sind liebliche Wege, und ihre Steige sind Friede. Sie ist ein Baum des Lebens Allen, die sie ergreifen, und selig sind, die sie halten. Sprchw. 3. 13 u. 14, 17 u. 18. — Euere Liebe nehme mit Erkenntniß und mancherlei Erfahrung immer mehr zu, um zu unterscheiden, was das Beste sey, damit ihr rein und tadellos seyd auf den Tag Christi, reich an Früchten der Gerechtigkeit. Philip. 1. 9—11. Suchet durch Liebe verbunden zu dem ganzen Umfange vollkommener Einsicht, zur Erkenntniß des Geheimnisses Gottes des Vaters und Jesu Christi zu gelangen, in welchem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen sind. — Koloss. 2. 2—3. — Prüfet Alles, das Gute behaltet. — I. Thess. 5. 21. — Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. II. Petri 3. 18.

Lern' immer besser, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt.
Flieh, was dir schadet, dich entehrt;
Durchschau' der Tugend hohen Werth,
Und was für deine ganze Lebenszeit
Dir Segen giebt, dich nimmermehr gereut.

Siehe auch die Artikel Lernbegierde und Talente.

Wohlthätigkeit.

Nicht immer geht es allen Menschen gut, nicht Alle sind

glücklich; vielen fehlt das zu ihrem Lebensunterhalte Nothwendige, andere haben mit sonstigen Sorgen und manchem Mißgeschicke zu kämpfen. Wer nun vom Geiste des ächten Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit beseelt ist, nimmt Theil an fremdem Leiden, und bestrebt sich, die Ursachen desselben zu vermindern, und das Elend durch freundliche Gabe zu erleichtern. Das Bestreben, aus reiner christlicher Liebe gegen leidende Menschen einen Theil seines Eigenthums zum Besten derselben anzuwenden, und ihnen Hülfe zu verschaffen, ist Wohlthätigkeit. Wer wohlthätig ist, hilft aus reiner Liebe, nicht aus Eitelkeit, Prahlerei oder Ruhmsucht; nicht aus falscher Sicherheit und Einbildung der Strafloſigkeit eines bösen Lebens bei einigen Wohlthaten, sondern aus der einzigen Absicht, Gott in seinem Ebenbilde zu ehren und zu lieben, und aus Liebe zu helfen, wo Hülfe nöthig ist. Wer wohlthätig ist, soll es nicht aus Eigennutz seyn. Wohlthätigkeit ist eine der nöthigsten, aber auch eine der schönsten Tugenden im menschlichen Leben. Der Wohlthätige gewinnt die Liebe Gottes, die Liebe und den Dank der Menschen; er fühlet bei seinem Wohlthun das reinste Seelenvergnügen, und je mehr er Gutes erweiset, um so mehr nähert er sich der Glückseligkeit seines Schöpfers, dessen höchste Freude es ist, Allen mit unendlicher Liebe allezeit wohl zu thun. Der Wohlthätige sieht mit heiterem Blick in die Zukunft; er hat sich Schätze für den Himmel gesammelt, und erkennt seinen Tod nur als eine Aerndte, wo er die Früchte seiner Wohlthätigkeit einsammeln kann. Liebe Kinder! Uebet euch doch schon in früher Jugend wohlthätig gegen euere Nebenmenschen zu seyn. Gebet, helfet, so viel ihr vermöget; trocknet die Thränen der Wehmuth und des Leidens; überzeugt euch recht deutlich von der unnennbaren Seligkeit, die mit Segnen und Wohlthun verbunden ist, so werdet ihr um so eher aufgemuntert werden. Lasset euch vom Schimmer der Erdengüter nicht blenden, heftet euer Herz niemals an sie, damit ihr nicht karg und lieblos werdet. Dauerhafte Seligkeit bereitet Wohlthun, und die Thräne des Dankes, die aus einem Auge fällt, das Hülfe erhalten, ist kostbarer, als eine Perle. Erwäget jedoch nicht blos die irdischen, sondern vorzüglich die ewigen Vortheile, wel-

che Wohlthun bereitet. Damit ihr aber diese Tugend immer mehr ausüben könnet, seyd arbeitsam, um euch irdische Güter zu erwerben, seyd sparsam, um das Erworbene gut zu erhalten; dieß sind die Mittel, sich zum Wohlthäter der leidenden Menschheit zu bilden. Gebet und helfet mit Klugheit und Herzensgüte, zur rechten Zeit, mit freundlichem Gesichte und guten Worten, und laßt euch durch menschlichen Undank in Ausübung der Wohlthätigkeit nicht irre machen, nicht ermüden. Sammelt mit Fleiß und Emsigkeit, sparet mit Vorsicht und Klugheit, daß ihr Mittel zur Ausübung christlicher Wohlthätigkeit findet. Uebet sie immer aus der reinsten Absicht, Gott in eueren Mitmenschen zu lieben und zu erfreuen, so sammelt ihr euch solche Schätze, die euch noch jenseits des Grabes begleiten; Schätze für den Himmel, die ewig bleiben.

Froh lebt, wer sich im Leben freut
Durch Wohlthun Frucht zu tragen,
Wer Segen auf Verlass'ne streut,
Und stillt der Armen Klagen.

1. Als Prinz Ludwig von Preußen, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., von seiner Mutter in der zartesten Kindheit den ersten Thaler erhielt, gab sie dem Kammerdiener den Befehl, ein aufmerksames Auge darauf zu haben, wie er solchen verwenden würde. Der Kammerdiener hatte eben etwas von dem unverschuldeten Unglück eines Mannes erfahren, der ihm übrigens ganz fremd war; seine Armuth und Noth machte ihn jedoch niedergeschlagen. Der Prinz bemerkte dieß, und fragte den Kammerdiener: was ihm fehle? „Mir nichts," entgegnete er; «aber da hab' ich eben gehört, daß ein unglücklicher Mann nun sehr krank darnieder liege, und auf gar keine Hülfe rechnen könne.»

Der Prinz erkundigte sich nach den nähern Umständen, und als ihm der Kammerdiener darüber, soviel er davon wußte, Auskunft gegeben hatte, grif er in die Tasche, zog den ersten blanken Thaler heraus, besah in, besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Besser kann ich dich nicht verwenden, geh, und erquicke einen armen kranken Mann!"

Als die königliche Mutter dieß erfuhr, freute sie sich herz-

lich, ließ den Prinzen rufen, umarmte ihn, indem sie ihn zu ähnlicher thätiger Liebe gegen Arme und Leidende ermunterte, und gab ihm, da er das erste Stück Geld so edel verwendet, einen Friedrichsd'or. «Jetzt bin ich überzeugt, mein Sohn,» sagte sie zu ihm, „daß du auch dies Geld nicht unnütz verschwenden wirst.“ Der Prinz verließ die Königin mit frohem Herzen, denn er dachte bei sich: nun kann ich noch etwas mehr für den armen Mann thun. Er ließ das Goldstück wechseln, schickte dem Bedrängten noch einen Thaler, und ließ ihm dabei sagen: er werde auch künftig seiner eingedenkt seyn.

Der nämliche Prinz Ludwig bewies zu einer andern Zeit seine Menschenfreundlichkeit und Liebe für Unglückliche, so wie seinen hohen Edelmuth.

Er hatte einer armen Wittwe eine monatliche Pension zugesichert; er händigte ihr solche am ersten Monat selbst ein, und setzte hinzu: in Nothfällen möchte sie sich auch außer der Zeit nur an ihn wenden. Mehrere Monate holte sich die Wittwe die Pension regelmäßig ab; einst blieb sie aber über die Zeit aus, und dem Prinzen fiel dies auf. Er sah eines Tages in seinem Pallast aus dem Fenster, da ging eben die arme Wittwe vorüber, und er rief ihr aus dem Fenster zu:

«Madame, kommen Sie doch zu mir, damit ich Ihnen meine Schuld abtragen kann!»

Sie gehorchte den Tag darauf seinem Befehle. Der Prinz fragte sie warum sie so lange ausgeblieben sey? Sie antwortete: daß einer von seiner königlichen Hoheit Bedienten sie etwas hart abgewiesen hätte.

«Wer war es?» fragte der Prinz.

«Ich kenne ihn nicht, Euere königliche Hoheit.»

«Nun, das hat nichts zu sagen. Alle meine Leute sollen zusammen kommen. Sie werden ihn dann doch herausfinden.»

Die Wittwe bat dringend, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

„Nein,“ sagte der Prinz, so etwas darf nicht statt finden. Keiner meiner Leute muß sich herausnehmen, Jemanden den Zutritt zu mir zu versagen. Ich will Jeden, auch den Aermsten und Geringsten sprechen, und kann ich ihm nicht helfen, so

will ich es ihm selbst sagen. Keinem meiner Leute werde ich je ein solches Recht einräumen, willkührlich Jemanden, und noch dazu mit Härte, abzuweisen.“ Die Wittwe erneuerte die Bitte, für diesmal den Vorfall ungerügt zu lassen, und setzte hinzu: „ich würde doch, wenn Alle versammelt wären, schwerlich den Rechten ausfinden, und ich schmeichle mir, daß Euere Königliche Hoheit die Gnade haben werden, mich nicht in die peinliche Verlegenheit zu setzen, einen Unschuldigen aus Versehen zu bezeichnen.“

Nach einer Pause äußerte der Prinz: „Wenn Sie dies wirklich fürchten, so will ich nicht darauf bestehen; aber ich werde Allen ohne Ausnahme ernstlich einschärfen, sich dergleichen nie mehr einfallen zu lassen.“ Dies geschah auch wirklich.

2. Eine Prinzessin von Frankreich ging einst in der Gegend um den Garten von Versailles (Werseil) spazieren. Sie erblickte ein kleines Mädchen mit einer Schüssel in der Hand. „Was hast du da, mein Kind?“ fragte die Prinzessin.

Das Mädchen. Es ist Suppe für meinen Vater und meine Mutter, welche hier auf dem Felde arbeiten.

Die Prinzessin. Woraus ist die Suppe gekocht?

Das Mädchen. Aus Wasser und Wurzeln.

Die Prinzessin. Hast du kein Fleisch dazu?

Das Mädchen. O Madame! Wir sind froh, wenn wir nur Brod satt haben.

Die Prinzessin. Wie schmeckt denn aber eine solche Suppe.

Das Mädchen. Sehr gut, Madame; denn wir arbeiten uns immer recht hungrig, und das ist eben so gut, als wenn wir Fleisch dazu hätten.

Die Prinzessin. Ließest du mich wohl kosten?

Das Mädchen. O recht gerne, Sie werden doch nicht viel davon essen; denn die vornehmen Leute sind bessere Suppen gewohnt.

Die Prinzessin kostete die Suppe; das Mädchen sah sie dabei an, und sagte: „Ach, wie Sie den Mund verziehen, und ein saueres Gesicht machen! Hab ich es Ihnen nicht gesagt, daß sie Ihnen nicht schmecken wird?

Gerührt von der Dürftigkeit dieſer armen Leute, und erfreut über die Unbefangenheit und Gutherzigkeit des jungen Mädchens, das in der Dame nicht die künftige Königin ahnte, gab ſie demſelben 6 Louisd'or mit den Worten: „Hier haſt du einige Groſchen; nimm, und bring ſie deinen Aeltern, damit ſie künftig beſſere Suppen kochen können.“ Das Mädchen nahm dankbar das Geld, und eilte davon.

Die Prinzeſſin folgte ihr von Ferne. Das Mädchen hüpfte voll Freude auf ſeine Aeltern zu, die ſich eben den Schweiß von der Stirne trockneten, und ſich nach ihrem Mittagsbrode umſahen. Wie groß war die Verwunderung dieſer Leute, als ſie die Geſchichte ihres kleinen Mädchens hörten, und ihr Erſtaunen, als ſie die Goldſtücke ſahen! Rührend war ihre Unterhaltung über Gott und Vorſehung, die ſo oft unerwartet Hülfe ſchicke. Die Prinzeſſin hörte in der Ferne einen Theil ihres Geſpräches. Lange hatte ſie ſich nicht ſo glücklich gefühlt, und nie noch ihren erhabenen Stand ſo zu ſchätzen gelernt, als jetzt, weil ſie einſah, wie viele Gelegenheit er ihr darbot, Andere erfreuen und ihnen Gutes thun zu können.

Es iſt kein Stand ſo arm, der nicht gleiches Vergnügen genießen könnte andern frohe Stunden zu machen. Aber ihr, denen Gott vor Andern die Mittel dazu gab, lernet dieſen Vorzug ſchätzen, und ihn recht benützen, um euch dieſe Erde zum Himmel zu machen.

8. Ein kleiner Prinz, zwölf Jahre alt, liebenswürdig, voll Anlagen, reist mit ſeinen Aeltern und Brüdern durch das Land. Er bekommt heftiges Zahnweh. Sie blieben bei einem Oberamtmann über Nacht. Der Prinz winſelt vor Schmerzen, und der gerufene Arzt meint, man ſolle den Zahn herausreißen. Der Prinz erſchrickt vor den Inſtrumenten; ſein Vater faßt ihn an der Hand, küßt ihn, hält ihn feſt; die Operation iſt vorbei, er gibt ihm einen großen Thaler. Nachmittags geht der Prinz allein ſpazieren hinter dem Garten. Ein Handwerksburſche naht ſich ihm, ſtellt ihm ſein Elend vor; der Prinz wird gerührt; ſein Wochengeld war ſchon ausgegeben; er gibt ihm, was er hat, ſeinen großen Thaler. Es kamen aber mehr Arme und ſuchen den Prinzen; eine Wittwe findet

ihn zuerst, und weint, bis auch er weint, sie da warten heißt, voll Eifer davon lauft, und den Erbprinzen aufsucht.

„O Bruder," sagte er, „gib mir doch einen großen Thaler." — „Wozu? Du hast ja erst heute einen erhalten." — „Ich wills Dir schon sagen. Gib mir jetzt. — Nur einen!" — „Ich habe dir aber schon viel gegeben," spricht der Erbprinz, und lächelt. „Wie willst du mich wieder bezahlen?" — „Nun, ich will's nicht für mich. Da wollte ich's einer Frau geben, welche Kinder und keinen Mann hat. Heute Abend lasse ich wieder einen Zahn ausreißen. Da gibt mir der Vater wieder einen Thaler, und so will ich Dich bezahlen." Der Erbprinz nahm ihn, führte ihn zu ihrem Vater, welcher große Freude hatte an dem Wohlthätigkeits-Sinne seines Sohnes, und nicht aufhören konnte, ihn zu küssen. Die Frau bekam richtig den Thaler.

4. Dorothea, Tochter des Reichsgrafen von Medem, geboren am 3. Febr. 1761, zeichnete sich von Jugend an durch ein so reines, frohes, inneres Leben, wie durch außerordentlich schöne, hinreißende Anmuth ihrer äußeren Gestalt aus. Die himmlische Tugend der Wohlthätigkeit war schon sehr früh und immer ihr schönster Schmuck und eine süße Freude gewesen. Als ihr Taschengeld noch gering war, ersann sie manches Mittel, um ihre kleine Kasse in den Stand zu setzen, reichlichere Gaben an Unglückliche und Nothdürftige zu spenden. Folgendes ist ein schöner Zug ihres edlen Herzens:

Es stand Dorothea immer frei, sich ohne Anfrage bei den Aeltern so viele Paar Schuhe fertigen zu lassen, als ihr beliebte. So oft sie nun vom Lande in die Stadt zog, ließ sie sich zwölf Paar liefern, verkaufte aber die überflüssigen Paare, und bereicherte auf diese Weise die Quelle, woraus sie nun bei vorkommenden Fällen für Nothleidende sogleich schöpfen konnte. Sie vermählte sich später mit dem Herzog von Kurland, und zeichnete sich durch Frömmigkeit, Menschenfreundlichkeit und Edelsinn aus.

5. Ein armer verabschiedeter Officier benützte eine günstige Gelegenheit, um den Prinzen von Berry, der damals vierzehn Jahre alt war, seine bedrängte Lage zu schildern.

die öffentliche Schule in Bergen, und ging dann nach Kopenhagen, wo er ſich der Theologie widmete. Die Luſt, fremde Länder zu ſehen und den Kreis ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen zu erweitern, bewog ihn, ſeine geringe Habe in Geld zu verwandeln, und eine Reiſe nach Holland zu unternehmen. Bald war ſeine Baarſchaft zu Ende, kümmerlich nährte er ſich von Almoſen und Muſik, und kam endlich ins Vaterhaus zurück, wo er durch Unterricht im Franzöſiſchen ſeinen nothdürftigen Unterhalt gewann. Da aber die Quelle nach einiger Zeit verſiegte, ſo reiſte er nach England, beſah in London alle Merkwürdigkeiten, die ſich umſonſt anbieten, und ging dann nach Oxford, einer berühmten Univerſität, wo er ſich zwei Jahre lang vom Unterricht in der Muſik und in Sprachen nährte. Dann kehrte er wieder ins Vaterland zurück, reich mit Kenntniſſen verſehen, und ſuchte in Kopenhagen öffentliche Vorleſungen zu geben; er erndete lauten Beifall. Eine außerordentliche Profeſſur an der dortigen Univerſität brachte ihm mehr Ruhm als Unterhalt, weil er erſt auf den Tod eines der Profeſſoren warten mußte, und dieſe waren noch alle bei dauerhafter Geſundheit. Glücklicherweiſe erhielt er auf vier Jahre ein Stipendium, das jährlich etwa 100 Reichsthaler eintrug und wofür man nach dem Willen des Stifters einige Akademien beſuchen mußte. Dies war dem jungen Holberg ſehr erwünſcht, um ſich noch mehr Kenntniſſe ſammeln zu können. Er machte ſich geſchwind reiſefertig, und eilte nach Paris, wo er alle Zeit bloß dem Studiren widmete. Nach anderthalb Jahren verließ er die Hauptſtadt Frankreichs, reiſte zu Fuß nach Italien, und empfand die bitterſte Armuth, da er lange Zeit am Fieber darnieder lag. Bei allen Leiden, die ihn drückten, verließ ihn doch ſeine heiße Wißbegierde nie, und oft ſaß er, mit dem Buche in der einen und dem Löffel in der andern Hand, vor dem Kamin, um ſich zu unterrichten und zugleich ſeine Suppe zu kochen. Erſt in Amſterdam verließ ihn ſein Fieber, und als er dann wieder in Kopenhagen anlangte, wurde er vollkommen geſund. Noch zwei Jahre mußte er ſich kümmerlich behelfen, dann ging endlich ſein Glücksſtern auf. Er erhielt einen guten Gehalt, wurde Beiſitzer im Konſiſto-

rium und erhielt ſchnell größeren Rang und beſſeres Einkommen. Reichthum, Ehre und Anſehen begleiteten ihn nun durch ſein ganzes Leben. Da er ſehr mäßig lebte, erübrigte er vieles von ſeinem Gehalte, und verdiente noch viel durch gelehrte Arbeiten. Dadurch vermehrte ſich ſein Vermögen bis auf 100,000 Reichsthaler, welches er faſt ganz der Ritterakademie zu Sorow ſchenkte, damit junge unbemittelte Edelleute von den Zinſen des Kapitals erzogen würden. Zur Belohnung erhob ihn der König im Jahre 1747 in den Freiherrenſtand, er ſtarb aber bald darauf am 27. Januar 1754. Er ſchrieb viele ſehr geſchätzte Schriften, und wird als der Schöpfer der neuern däniſchen Literatur und als ein vorzüglicher Volksſchriftſteller geehrt.

7. Anton Court de Gebelin war geboren zu Nimes im Jahre 1724. Sein Vater mußte Frankreich verlaſſen und ſich in die Schweiz begeben; er gab ihm jedoch eine ſorgfältige Erziehung. Bald zeigte der junge Gebelin eine unerſättliche Wißbegierde. Noch ſehr jung las und ſchrieb er deutſch, lateiniſch, griechiſch und hebräiſch, und unaufhörlich las er in den Schriften der Alten. Beredtſamkeit, Geſchichte, Dichtkunſt, alle Schätze des Alterthums öffneten ſich ihm. Seine Wißbegierde war ſo groß, daß, wenn er nicht ganze Nächte über den Büchern ſitzen ſollte, ſeine Aeltern ihm Licht und Feuer verweigern mußten. Sobald es aber die Umſtände geſtatteten, unterließ er nicht, ſelbſt beim Mondſcheine zu leſen. Im zwölften Jahre riß er durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe zur Bewunderung hin. Sein Vater wünſchte, daß er ſich zum geiſtlichen Stande entſchließen möchte; Gebelin aber fühlte in ſich einen unwiderſtehlichen Drang, ſich ſeinen Lieblingswiſſenſchaften zu widmen. Er ſtudirte mit unermüdetem Eifer Naturgeſchichte, Mathematik, todte und lebende Sprachen, Mythologie (heidniſche Götterlehre), Alterthümer, und noch viele Wiſſenſchaften. Nach dem Tode ſeines Vaters ging Gebelin nach Paris; vorher aber machte er eine Reiſe nach Languedoc wo er einer Schweſter das kleine Erbtheil überließ, das ihm geblieben war, und ſo kam er in der großen Hauptſtadt mit nichts an, als dem Reichthum ſeines Genies ausgeſtattet. Er lebte

hier so schüchtern und bescheiden, daß er lieber Hunger und Mangel litt, als seine armseligen Umstände Jemanden zu entdecken. Daher gestand er nachher, daß es ihm in Paris vielmal begegnet sey, lieber Wochen lang nur von Brod und Wasser zu leben, als sich der Gefahr auszusetzen, einem Freunde beschwerlich zu fallen. Bald aber kam er mit den interessantesten Männern in Berührung, studirte mit unermüdetem Eifer und gab eine Schrift — die Urwelt — heraus, die ihm große Achtung erwarb und sein Glück gründete. Eine unermeßliche Gelehrsamkeit ist darin enthalten. Zweimal erhielt er den dem besten Werke bestimmten Preis von der französischen Akademie. Er war neben seinem außerordentlichen Reichthume an Kenntnissen sehr still, und zeichnete sich in allen Lebensverhältnissen durch Guthmüthigkeit, Sanftheit und Natürlichkeit seiner Sitten aus.

8. Caroline ** zeigte schon in ihrer frühesten Kindheit eine große Begierde zum Lernen und sich nützliche Kenntnisse zu sammeln. Wenn sie etwas Neues sah, so ruhte sie nicht eher, bis sie es genauer kennen gelernt hatte. Konnte sie nicht durch eigenes Nachdenken herausbringen, wozu eine Sache nützlich wäre, und warum sie so seyn müsse, wie sie war: so hörte sie nicht auf zu fragen, bis ihre Wißbegierde befriedigt war. Mit aller Freude ging sie in die Schule, und auch das schlimmste Wetter hielt sie nicht ab; sie wußte wohl, daß die Schule der Ort sey, wo lernbegierige Kinder an der Bildung des Geistes und Veredelung des Herzens gewinnen. Ganz besonders war ihre Freude über ein neues lehrreiches Buch. Sie blätterte nicht etwa blos darin, wie es gar viele Kinder machen, sondern sie las es langsam und mit großer Aufmerksamkeit durch; daher blieb sie auch nie die Antwort schuldig, wenn man sie fragte, was in dem Buche enthalten sey. Beinahe in allen weiblichen Arbeiten, besonders im Nähen und Stricken, war sie sehr geschickt, und um es noch mehr zu werden, wurde sie die Gehülfin einer Frau, welche sie nur unter der harten Bedingung unterrichten wollte, daß sie ein ganzes Jahr hindurch, vom frühen Morgen bis zum späten Abende, für sie arbeiten sollte, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Als aber dieses sauere Jahr endlich überstanden war, hatte Caroline die Freude,

nicht nur sich selbst durch ihrer Hände Arbeit reichlich ernähren zu können, sondern auch ihrer alten kränklichen Mutter eine Stütze im Alter zu seyn. Da ihre Wißbegierde sie antrieb, den Umgang verständiger und gebildeter Menschen zu suchen, von welchen sie viel Gutes lernen konnte, so blieb sie vor vielen Thorheiten und Versuchungen bewahrt, und erfreute sich der allgemeinen Achtung und Liebe aller guten Menschen.

*

Wohl dem Menschen, der Weisheit findet und Verstand besitzt: es ist besser um sie, als um Silber, und ihre Früchte besser, als das reinste Gold. — Ihre Wege sind liebliche Wege, und ihre Steige sind Friede. Sie ist ein Baum des Lebens Allen, die sie ergreifen, und selig sind, die sie halten. Sprchw. 3. 13 u. 14, 17 u. 18. — Euere Liebe nehme mit Erkenntniß und mancherlei Erfahrung immer mehr zu, um zu unterscheiden, was das Beste sey, damit ihr rein und tadellos seyd auf den Tag Christi, reich an Früchten der Gerechtigkeit. Philip. 1. 9—11. Suchet durch Liebe verbunden zu dem ganzen Umfange vollkommener Einsicht, zur Erkenntniß des Geheimnisses Gottes des Vaters und Jesu Christi zu gelangen, in welchem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen sind. — Koloss. 2. 2—3. — Prüfet Alles, das Gute behaltet. — I. Thess. 5. 21. — Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. II. Petri 3. 18.

Lern' immer besser, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt.
Flieh, was dir schadet, dich entehrt;
Durchschau' der Tugend hohen Werth,
Und was für deine ganze Lebenszeit
Dir Segen giebt, dich nimmermehr gereut.

Siehe auch die Artikel Lernbegierde und Talente.

Wohlthätigkeit.

Nicht immer geht es allen Menschen gut, nicht Alle sind

glücklich; vielen fehlt das zu ihrem Lebensunterhalte Nothwendige, andere haben mit sonstigen Sorgen und manchem Mißgeschicke zu kämpfen. Wer nun vom Geiste des ächten Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit beseelt ist, nimmt Theil an fremdem Leiden, und bestrebt sich, die Ursachen desselben zu vermindern, und das Elend durch freundliche Gabe zu erleichtern. Das Bestreben, aus reiner christlicher Liebe gegen leidende Menschen einen Theil seines Eigenthums zum Besten derselben anzuwenden, und ihnen Hülfe zu verschaffen, ist Wohlthätigkeit. Wer wohlthätig ist, hilft aus reiner Liebe, nicht aus Eitelkeit, Prahlerei oder Ruhmsucht; nicht aus falscher Sicherheit und Einbildung der Strafloſigkeit eines bösen Lebens bei einigen Wohlthaten, sondern aus der einzigen Absicht, Gott in seinem Ebenbilde zu ehren und zu lieben, und aus Liebe zu helfen, wo Hülfe nöthig ist. Wer wohlthätig ist, soll es nicht aus Eigennutz seyn. Wohlthätigkeit ist eine der nöthigsten, aber auch eine der schönsten Tugenden im menschlichen Leben. Der Wohlthätige gewinnt die Liebe Gottes, die Liebe und den Dank der Menschen; er fühlet bei seinem Wohlthun das reinste Seelenvergnügen, und je mehr er Gutes erweiset, um so mehr nähert er sich der Glückseligkeit seines Schöpfers, dessen höchste Freude es ist, Allen mit unendlicher Liebe allezeit wohl zu thun. Der Wohlthätige sieht mit heiterem Blick in die Zukunft; er hat sich Schätze für den Himmel gesammelt, und erkennt seinen Tod nur als eine Aerndte, wo er die Früchte seiner Wohlthätigkeit einsammeln kann. Liebe Kinder! Uebet euch doch schon in früher Jugend wohlthätig gegen euere Nebenmenschen zu seyn. Gebet, helfet, so viel ihr vermöget; trocknet die Thränen der Wehmuth und des Leidens; überzeugt euch recht deutlich von der unnennbaren Seligkeit, die mit Segnen und Wohlthun verbunden ist, so werdet ihr um so eher aufgemuntert werden. Lasset euch vom Schimmer der Erdengüter nicht blenden, heftet euer Herz niemals an sie, damit ihr nicht karg und lieblos werdet. Dauerhafte Seligkeit bereitet Wohlthun, und die Thräne des Dankes, die aus einem Auge fällt, das Hülfe erhalten, ist kostbarer, als eine Perle. Erwäget jedoch nicht blos die irdischen, sondern vorzüglich die ewigen Vortheile, wel-

che Wohlthun bereitet. Damit ihr aber dieſe Tugend immer mehr ausüben könnet, ſeyd arbeitſam, um euch irdiſche Güter zu erwerben, ſeyd ſparſam, um das Erworbene gut zu erhalten; dieß ſind die Mittel, ſich zum Wohlthäter der leidenden Menſchheit zu bilden. Gebet und helfet mit Klugheit und Herzensgüte, zur rechten Zeit, mit freundlichem Geſichte und guten Worten, und laßt euch durch menſchlichen Undank in Ausübung der Wohlthätigkeit nicht irre machen, nicht ermüden. Sammelt mit Fleiß und Emſigkeit, ſparet mit Vorſicht und Klugheit, daß ihr Mittel zur Ausübung chriſtlicher Wohlthätigkeit findet. Uebet ſie immer aus der reinſten Abſicht, Gott in euren Mitmenſchen zu lieben und zu erfreuen, ſo ſammelt ihr euch ſolche Schätze, die euch noch jenſeits des Grabes begleiten, Schätze für den Himmel, die ewig bleiben.

Froh lebt, wer ſich im Leben freut
Durch Wohlthun Frucht zu tragen,
Wer Segen auf Verlaſſ'ne ſtreut,
Und ſtillt der Armen Klagen.

1. Als Prinz Ludwig von Preußen, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., von ſeiner Mutter in der zarteſten Kindheit den erſten Thaler erhielt, gab ſie dem Kammerdiener den Befehl, ein aufmerkſames Auge darauf zu haben, wie er ſolchen verwenden würde. Der Kammerdiener hatte eben etwas von dem unverſchuldeten Unglück eines Mannes erfahren, der ihm übrigens ganz fremd war; ſeine Armuth und Noth machte ihn jedoch niedergeſchlagen. Der Prinz bemerkte dieß, und fragte den Kammerdiener: was ihm fehle? „Mir nichts,“ entgegnete er; «aber da hab' ich eben gehört, daß ein unglücklicher Mann nun ſehr krank darnieder liege, und auf gar keine Hülfe rechnen könne.»

Der Prinz erkundigte ſich nach den nähern Umſtänden, und als ihm der Kammerdiener darüber, ſoviel er davon wußte, Auskunft gegeben hatte, grif er in die Taſche, zog den erſten blanken Thaler heraus, beſah in, beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann: „Beſſer kann ich dich nicht verwenden, geh, und erquicke einen armen kranken Mann!“

Als die königliche Mutter dieß erfuhr, freute ſie ſich herz-

lich, ließ den Prinzen rufen, umarmte ihn, indem sie ihn zu ähnlicher thätiger Liebe gegen Arme und Leidende ermunterte, und gab ihm, da er das erste Stück Geld so edel verwendet, einen Friedrichsd'or. «Jetzt bin ich überzeugt, mein Sohn,» sagte sie zu ihm, „daß du auch dies Geld nicht unnütz verschwenden wirst.“ Der Prinz verließ die Königin mit frohem Herzen, denn er dachte bei sich: nun kann ich noch etwas mehr für den armen Mann thun. Er ließ das Goldstück wechseln, schickte dem Bedrängten noch einen Thaler, und ließ ihm dabei sagen: er werde auch künftig seiner eingedenkt seyn.

Der nämliche Prinz Ludwig bewies zu einer andern Zeit seine Menschenfreundlichkeit und Liebe für Unglückliche, so wie seinen hohen Edelmuth.

Er hatte einer armen Wittwe eine monatliche Pension zugesichert; er händigte ihr solche am ersten Monat selbst ein, und setzte hinzu: in Nothfällen möchte sie sich auch außer der Zeit nur an ihn wenden. Mehrere Monate holte sich die Wittwe die Pension regelmäßig ab; einst blieb sie aber über die Zeit aus, und dem Prinzen fiel dies auf. Er sah eines Tages in seinem Pallast aus dem Fenster, da ging eben die arme Wittwe vorüber, und er rief ihr aus dem Fenster zu:

«Madame, kommen Sie doch zu mir, damit ich Ihnen meine Schuld abtragen kann!»

Sie gehorchte den Tag darauf seinem Befehle. Der Prinz fragte sie warum sie so lange ausgeblieben sey? Sie antwortete: daß einer von seiner königlichen Hoheit Bedienten sie etwas hart abgewiesen hätte.

«Wer war es?» fragte der Prinz.

«Ich kenne ihn nicht, Euere königliche Hoheit.»

«Nun, das hat nichts zu sagen. Alle meine Leute sollen zusammen kommen. Sie werden ihn dann doch herausfinden.»

Die Wittwe bat dringend, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

„Nein,“ sagte der Prinz, so etwas darf nicht statt finden. Keiner meiner Leute muß sich herausnehmen, Jemanden den Zutritt zu mir zu versagen. Ich will Jeden, auch den Aermsten und Geringsten sprechen, und kann ich ihm nicht helfen, so

will ich es ihm selbst sagen. Keinem meiner Leute werde ich je ein solches Recht einräumen, willkührlich Jemanden, und noch dazu mit Härte, abzuweisen.“ Die Wittwe erneuerte die Bitte, für diesmal den Vorfall ungerügt zu lassen, und setzte hinzu: „ich würde doch, wenn Alle versammelt wären, schwerlich den Rechten ausfinden, und ich schmeichle mir, daß Euere Königliche Hoheit die Gnade haben werden, mich nicht in die peinliche Verlegenheit zu setzen, einen Unschuldigen aus Versehen zu bezeichnen.“

Nach einer Pause äußerte der Prinz: „Wenn Sie dies wirklich fürchten, so will ich nicht darauf bestehen; aber ich werde Allen ohne Ausnahme ernstlich einschärfen, sich dergleichen nie mehr einfallen zu lassen.“ Dies geschah auch wirklich.

2. Eine Prinzessin von Frankreich ging einst in der Gegend um den Garten von Versailles (Werseil) spazieren. Sie erblickte ein kleines Mädchen mit einer Schüssel in der Hand. „Was hast du da, mein Kind?“ fragte die Prinzessin.

Das Mädchen. Es ist Suppe für meinen Vater und meine Mutter, welche hier auf dem Felde arbeiten.

Die Prinzessin. Woraus ist die Suppe gekocht?

Das Mädchen. Aus Wasser und Wurzeln.

Die Prinzessin. Hast du kein Fleisch dazu?

Das Mädchen. O Madame! Wir sind froh, wenn wir nur Brod satt haben.

Die Prinzessin. Wie schmeckt denn aber eine solche Suppe.

Das Mädchen. Sehr gut, Madame; denn wir arbeiten uns immer recht hungrig, und das ist eben so gut, als wenn wir Fleisch dazu hätten.

Die Prinzessin. Ließest du mich wohl kosten?

Das Mädchen. O recht gerne, Sie werden doch nicht viel davon essen; denn die vornehmen Leute sind bessere Suppen gewohnt.

Die Prinzessin kostete die Suppe; das Mädchen sah sie dabei an, und sagte: „Ach, wie Sie den Mund verziehen, und ein saueres Gesicht machen! Hab ich es Ihnen nicht gesagt, daß sie Ihnen nicht schmecken wird?

Gerührt von der Dürftigkeit dieſer armen Leute, und erfreut über die Unbefangenheit und Gutherzigkeit des jungen Mädchens, das in der Dame nicht die künftige Königin ahnte, gab ſie demſelben 6 Louisd'or mit den Worten: „Hier haſt du einige Groſchen; nimm, und bring ſie deinen Aeltern, damit ſie künftig beſſere Suppen kochen können.“ Das Mädchen nahm dankbar das Geld, und eilte davon.

Die Prinzeſſin folgte ihr von Ferne. Das Mädchen hüpfte voll Freude auf ſeine Aeltern zu, die ſich eben den Schweiß von der Stirne trockneten, und ſich nach ihrem Mittagsbrode umſahen. Wie groß war die Verwunderung dieſer Leute, als ſie die Geſchichte ihres kleinen Mädchens hörten, und ihr Erſtaunen, als ſie die Goldſtücke ſahen! Rührend war ihre Unterhaltung über Gott und Vorſehung, die ſo oft unerwartet Hülfe ſchicke. Die Prinzeſſin hörte in der Ferne einen Theil ihres Geſpräches. Lange hatte ſie ſich nicht ſo glücklich gefühlt, und nie noch ihren erhabenen Stand ſo zu ſchätzen gelernt, als jetzt, weil ſie einſah, wie viele Gelegenheit er ihr darbot, Andere erfreuen und ihnen Gutes thun zu können.

Es iſt kein Stand ſo arm, der nicht gleiches Vergnügen genießen könnte andern frohe Stunden zu machen. Aber ihr, denen Gott vor Andern die Mittel dazu gab, lernet dieſen Vorzug ſchätzen, und ihn recht benützen, um euch dieſe Erde zum Himmel zu machen.

8. Ein kleiner Prinz, zwölf Jahre alt, liebenswürdig, voll Anlagen, reist mit ſeinen Aeltern und Brüdern durch das Land. Er bekommt heftiges Zahnweh. Sie blieben bei einem Oberamtmann über Nacht. Der Prinz winſelt vor Schmerzen, und der gerufene Arzt meint, man ſolle den Zahn herausreißen. Der Prinz erſchrickt vor den Inſtrumenten; ſein Vater faßt ihn an der Hand, küßt ihn, hält ihn feſt; die Operation iſt vorbei, er gibt ihm einen großen Thaler. Nachmittags geht der Prinz allein ſpazieren hinter dem Garten. Ein Handwerksburſche naht ſich ihm, ſtellt ihm ſein Elend vor; der Prinz wird gerührt; ſein Wochengeld war ſchon ausgegeben; er gibt ihm, was er hat, ſeinen großen Thaler. Es kamen aber mehr Arme und ſuchen den Prinzen; eine Wittwe findet

ihn zuerst, und weint, bis auch er weint, sie da warten heißt, voll Eifer davon lauft, und den Erbprinzen aufsucht.

„O Bruder," sagte er, „gib mir doch einen großen Thaler." — „Wozu? Du hast ja erst heute einen erhalten." — „Ich wills Dir schon sagen. Gib mir jetzt. — Nur einen!" — „Ich habe dir aber schon viel gegeben," spricht der Erbprinz, und lächelt. „Wie willst du mich wieder bezahlen?" — „Nun, ich will's nicht für mich. Da wollte ich's einer Frau geben, welche Kinder und keinen Mann hat. Heute Abend lasse ich wieder einen Zahn ausreißen. Da gibt mir der Vater wieder einen Thaler, und so will ich Dich bezahlen." Der Erbprinz nahm ihn, führte ihn zu ihrem Vater, welcher große Freude hatte an dem Wohlthätigkeits-Sinne seines Sohnes, und nicht aufhören konnte, ihn zu küssen. Die Frau bekam richtig den Thaler.

4. Dorothea, Tochter des Reichsgrafen von Medem, geboren am 3. Febr. 1761, zeichnete sich von Jugend an durch ein so reines, frohes, inneres Leben, wie durch außerordentlich schöne, hinreißende Anmuth ihrer äußeren Gestalt aus. Die himmlische Tugend der Wohlthätigkeit war schon sehr früh und immer ihr schönster Schmuck und eine süße Freude gewesen. Als ihr Taschengeld noch gering war, ersann sie manches Mittel, um ihre kleine Kasse in den Stand zu setzen, reichlichere Gaben an Unglückliche und Nothdürftige zu spenden. Folgendes ist ein schöner Zug ihres edlen Herzens:

Es stand Dorothea immer frei, sich ohne Anfrage bei den Aeltern so viele Paar Schuhe fertigen zu lassen, als ihr beliebte. So oft sie nun vom Lande in die Stadt zog, ließ sie sich zwölf Paar liefern, verkaufte aber die überflüssigen Paare, und bereicherte auf diese Weise die Quelle, woraus sie nun bei vorkommenden Fällen für Nothleidende sogleich schöpfen konnte. Sie vermählte sich später mit dem Herzog von Kurland, und zeichnete sich durch Frömmigkeit, Menschenfreundlichkeit und Edelsinn aus.

5. Ein armer verabschiedeter Officier benützte eine günstige Gelegenheit, um den Prinzen von Berry, der damals vierzehn Jahre alt war, seine bedrängte Lage zu schildern.

Der junge Prinz bezeigte ihm sein Mitleid, bedauerte aber gleichzeitig daß er in diesem Augenblicke ganz außer Stand sey, ihm eine Hülfe angedeihen lassen zu können, und bestellte ihn auf den folgenden Tag, wo er einer Jagd beiwohnen sollte, wieder. Der Officier erschien an dem bestimmten Ort, und der Prinz händigte ihm sein so eben empfangenes Taschengeld von 30 Louisd'or mit dem Wunsche ein, daß diese Summe hinreichend seyn möge, ihn seiner bedrängten Lage zu entziehen. So sehr erfreut auch der Gerettete über diese Gabe war, so empfand er doch über die Annahme des Geschenkes eine Unruhe, und erzählte deßhalb die Sache dem Herzoge Noailles, der ihn aber darüber vollkommen beruhigte.

Am Abende desselben Tages lehnte der Prinz von Berry die Aufforderung, mit den andern Prinzen zu spielen, aus mehreren Gründen ab, die man aber alle nicht gelten lassen wollte. Endlich gestand er, daß er ohne Geld sey, und erwiederte auf die Frage: wo er denn sein eben heute empfangenes monatliches Taschengeld hingebracht habe? „Ich habe es einem armen Officier gegeben, der durch den Frieden außer Brod kam; doch will ich lieber mich aller Vergnügungen entschlagen, als einen Mann, der dem Könige redlich diente, Hungers sterben sehen.“

Ist es nicht unverantwortlich, wenn die Kinder vornehmer und reicher Leute, denen die göttliche Vorsehung Mittel an die Hand gab, um Anderen Gutes zu thun, karg und lieblos sind?

6. Eine arme alte Wittwe bekam täglich in einem gewissen Hause etwas Speise zu ihrer Erquickung. Eines Tages schickte sie ein wenig zu spät, um den für sie bestimmten Theil holen zu lassen. Man hatte sie vergessen, und beklagte es, daß man ihr heute nichts schicken könne. Indeß trat die Tochter des Hauses, ein junges Mädchen, herein, das gewisser Geschäfte wegen nicht bei Tische gewesen war, dessen Speisen man aber warm erhalten hatte. Es erkundigte sich, worüber man klagte, und als es die Ursache erfuhr, sagte es mit aller Gutherzigkeit: „O, da steht ja mein Essen noch; man gebe es der armen Wittwe; ich kann eher meine Mahlzeit entbehren, als sie.“

7. Vor längerer Zeit begegnete ein junger Mensch beim Spazierengehen einer armen Frau, die sehr wehmüthig that. Er fragte, was sie für Kummer auf dem Herzen habe? Die unglückliche Frau antwortete: daß ihr Mann durch Mangel des Verdienstes im strengen Winter in Schulden gerathen sey, und nun dieser Schulden halber im Gefängnisse sitze, ohne Hoffnung, je wieder los zu kommen, weil sie zu bezahlen unvermögend seyen. Dies hörte ein Knabe von 9 Jahren, Namens Karl du Vergel, welcher eben mit seinem Lehrer einen Spaziergang machte. Das Elend der armen Frau ging ihm sehr zu Herzen, und er bat seinen Lehrer mit Thränen in den Augen, daß er ihm erlauben möchte, an seinen Vater zu schreiben, der Oberaufseher des Gefängnisses war, wo der arme Mann Schulden halber saß. «Mein Vater ist ein gar guter Mann,» sagte der mitleidsvolle Knabe, „wenn ich ihn bitte, er wird den armen Schuldner gewiß los lassen.“ Der Lehrer gab dem guten Knaben die Erlaubniß mit Freuden. Sobald sie nun vom Spaziergange nach Hause kamen, setzte er sich nieder und schrieb folgenden Brief an seinen Vater:

«Lieber Vater! Ich schreibe Ihnen in aller Eile. Es betrifft die Befreiung eines Unglücklichen, der Schulden halber in Ihrem Gefängnisse sitzt. Sie lieben mich, und sind immer so barmherzig und gefühlvoll, und ich möchte Ihnen gerne ähnlich seyn. Leben Sie wohl! Meinen Gruß an meine liebe Mutter und an alle gute Freunde. Noch einmal, leben Sie wohl, und vergessen Sie meine Bitte nicht!»

Noch am Abend desselben Tages kam der Gefangene mit Danksagung und Freudenthränen zu dem braven Knaben, und brachte ihm folgende Antwort des Vaters: «Mein Sohn! Auf deine Empfehlung ist der Gefangene gleich los gekommen und hat auch einige Hülfe an Geld empfangen. Denke immer so, lieber Karl, wie heute, und sey versichert, daß du mir in solchen Fällen nie beschwerlich seyn wirst. Ich habe heute erst recht empfunden, daß du mein Sohn bist. Du hast doch auch gefühlt, daß ich dein Vater bin!»

Welch eine große Wohlthat erwies dieſer Knabe der armen Familie durch ſein Fürwort!

8. Wilhelmine, ein Mädchen, noch nicht 10 Jahre alt, ſah eine Zeichnung, welche die Stadt Preßnitz in Böhmen vorſtellte, wie ſie eben in vollen Flammen ſtand, und von einer fürchterlichen Feuersbrunſt verzehrt wurde. Das gute Kind fühlte lebhaft den Jammer und das Elend, welche durch dieſes Unglück über ſo viele Familien gekommen ſeyn mußte. Wilhelminens gefühlvolles Herz wurde innig gerührt, und ſchnell entſtand in ihr der Gedanke, zur Linderung des Elendes dieſer Unglücklichen ſo viel beizutragen, als nur immer in ihren Kräften ſtünde. Sie theilte dieſen menſchenfreundlichen Gedanken einigen ihrer Geſpielinnen mit; ſogleich wurde eine Sammlung veranſtaltet, und die gutmüthigen Kinder brachten aus ihrem Taſchengelde die Summe von 100 fl. zuſammen, welche ungeſäumt den Verunglückten zugeſchickt wurden. Das Mädchen, welches ſo frühe ſchon die Pflicht der Wohlthätigkeit tief empfand und unaufgefordert übte, war die liebenswürdige Tochter des Großhändlers Löwenthal in Wien.

Mögen alle Kinder ſchon früh empfinden, daß es keine größere Seligkeit, kein ſüßeres Vergnügen auf Erden gebe, als Anderen wohl zu thun!

9. Als ein Knabe von zwölf Jahren befand ſich der Prinz von Valvis (Walvah) mit dem Könige von Frankreich auf der Jagd, und gewahrte zuerſt, daß ein wildes Schwein auf das Pferd des Monarchen in voller Wuth losſtürzte. Der junge Prinz wagte ſein eigenes Leben, indem er ſich vor den König ſtellte, um ihn zu beſchützen. Das Schwein wurde glücklich erlegt, und der König, der dem Prinzen ſeinen Dank für ſeine Aufmerkſamkeit abſtattete, ſtellte es ihm gleichzeitig frei, ſich eine Gnade zu erbitten.

Ohne dieſe günſtige Gelegenheit zu ſeinem eigenen Vortheile zu benützen, war der Prinz nur auf die Rettung leidender Brüder bedacht, und ſeine Antwort war: Wollen Euere Majeſtät die Gnade haben, einige Sklaven in Algier loszukaufen, ſo werde ich es als den

größten Beweis königlicher Huld ansehen.» Der König erfüllte mit Freuden diesen edlen Wunsch, und die befreiten Gefangenen erschienen in kurzer Zeit vor dem Prinzen in einer neuen Kleidung, die man zu Ehren des seiner That frohen, edlen jungen Menschenfreundes — de Valois — nannte.

10. Nach einem alten, durch Verträge bestätigten Herkommen auf dem Mittelmeere, ist jeder christliche oder türkische Sklave, welcher sich auf ein englisches Kriegsschiff flüchtet, frei, kann auch von seinem Herrn nicht zurückgefordert werden; es dürfen aber auch die Engländer ihm nicht in das Schiff helfen, noch seine Verfolger hindern, ihn zu erreichen.

Im Anfange des Jahres 1776 lag Kapitän Stott mit dem Schiffe Alarm im Hafen von Malta. Dieser Gelegenheit wollte sich ein Mohr bedienen, von seinem sehr strengen Herrn frei zu werden. Er trug kein Zeichen seiner Sklaverei, und unter einem Vorwande bewog er leicht einen Schiffer, ihn zu dem Kriegsschiffe zu bringen. Von diesem und von seiner Freiheit war er nur wenige Schritte entfernt, als ihn ein außerordentliches Zittern überfiel, als seine ganze Gesichtsfarbe sich änderte, als er durch diese Zeichen seiner mit Furcht vermengten Freude sich dem Schiffer verdächtig machte, und dieser ihn deßwegen zurück an das Ufer stieß. Das Schiffsboot ruderte im gleichen Augenblick vorüber, und die englischen Seeleute, menschlich und Freunde der Freiheit, nahmen den Unglücklichen in ihren Schutz, und führten ihn fort nach Neapel.

Laute Klagen erschallten von allen Seiten her, Klagen am großbritannischen Hofe, Klagen bei dem englischen Gesandten zu Neapel und bei dem Admiral; es waren Klagen über den Bruch alter Verträge, über den Mißbrauch der Privilegien, über die Verletzung der Rechte des Eigenthums. Der Kapitän mußte endlich den unglücklichen Mohr dem Konsul der Maltheser zu liefern versprechen. Dies Geheimniß entging der Aufmerksamkeit der Seeleute nicht, und sie fanden Gelegenheit, den Mohren ans Ufer zu setzen, damit er sich verbergen könne, bis man nicht mehr nach ihm suchte. Die ersten Menschen, welche er auf dem festen Lande antraf, waren zwei Lieutenants des

Schiffes. Sie wußten den Entschluß wider ihn nicht; aber auf ihre Frage, was er hier zu thun habe, wurde der Arme durch sein Zittern und ängstliches Betragen zum zweiten Male verrathen, zurückgeschleppt, in Ketten gelegt, bestimmt, allen Sklaven auf der Insel Malta durch die Strenge und Marter seiner Bestrafung zum Schreckbild zu werden. Es war ein ehrlicher, fleißiger und friedsamer Mensch.

Diese traurige Geschichte erzählte Kapitän Stott in einer Gesellschaft Engländer und Engländerinnen. Es war an keine Loskaufung zu denken, da ihn die Maltheser zum Tode, und nicht seines Werthes wegen zurückbegehrt hatten. Allein diese große Schwierigkeit wurde durch die menschenfreundliche und nachdrückliche Theilnahme mehrerer Frauenzimmer an dem bevorstehenden traurigen Schicksale des Sklaven überwunden. Als in Milady Hamiltons Abendgesellschaft die Geschichte und das traurige Loos des armen Sklaven erzählt wurde, faßten mehrere edle Frauenzimmer den Entschluß, Alles für seine Rettung zu wagen. Sie ließen um die Erlaubniß bitten, ihn loskaufen zu dürfen. Schon am folgenden Tage wurde die Nachricht gebracht, daß die Möglichkeit einer Loskaufung erbeten worden sey. Nun legten die Frauenzimmer zusammen, und bald war die Summe doppelt vorhanden. In später Nacht wurde nach dem Mohren gesendet. Dieser aber hielt den Augenblick, in welchem er das Schiff verlassen sollte, für seinen letzten, küßte seine Ketten, wollte nicht aus dem Schiffe gehen, und konnte nur mit Gewalt herbei geführt werden. Als er todtenblaß in das Zimmer trat, erschallte es von dem freudigen Rufe: du bist frei! Was der Arme gefühlt, als er diesen Ruf vernahm, als er noch eine Geldsumme zu seiner Unterstützung erhielt, als er sich gerettet und am Ende seiner Leiden und Schrecken sah, — was auch die edle Gesellschaft in jenem Augenblicke empfand, das, liebe Kinder, läßt sich nicht beschreiben, nur fühlen. Die Wohlthat, welche jene edlen Frauenzimmer dem Unglücklichen durch seine Loskaufung erwiesen, war eine außerordentliche.

11. Wohlthun trägt oft reiche Zinsen und wird schon auf Erden wieder vergolten.

Alphons **, der Sohn eines Färbers in einem fränkischen Städtchen, zeigte von früheſter Jugend an eine ungemeine Neigung und Vorliebe für die lieblichſte aller menſchlichen Kunſtbeſchäftigungen, für die Muſik. Der gute Vater ließ es, obſchon er eben nicht zu den wohlhabenden Bürgern des Städtchens gehörte, an nichts ermangeln, dem lernbegierigen Sohne alle nur mögliche Hülfsmittel an die Hand zu ſchaffen, wodurch dieſer es von Tag zu Tag zu einer höheren Ausbildung bringen könnte. Unter andern Muſikinſtrumenten war es das Spiel der Violine, was des Knaben volle Neigung auf ſich zog. Alphons machte ſchon nach zwei Jahren auf dieſem Inſtrumente Fortſchritte, die beinahe ins Unglaubliche gingen. Der Stadtthürmer benützte dieſen äußerſt fleißigen und geſchickten Lehrling nicht nur auf dem Chor, ſondern ſelbſt zu ſolchen muſikaliſchen Ausführungen, die, wenn das Frühjahr kam, in Gärten, auf der Schießſtätte u. ſ. w. Statt fanden, und manchen Gulden eintrugen. Der brave Prinzipal ließ von ſolchen Erträgniſſen auch immer unſerm Alphons das zukommen, was ein erwachſener Turnergehülfe erhielt. „Füllt der kleine Menſch ja,“ — pflegte der Muſikvorſteher dann gewöhnlich zu ſagen, — „auch vollkommen ſeinen Platz aus; es iſt daher billig, daß er ſo viel von dem Einkommen beziehe, wie ein Anderer, der um einen Kopf größer, an Aufmerkſamkeit aber und Genauigkeit manchmal ſchwächer und geringer, wie mein kleiner, wackerer Alphons, iſt.“

Durch ſolchen Vorſchub konnte der Knabe ſchon in ſeinem zwölften Lebensjahre aus eigenen Gelderſparniſſen ſich eine neue Würzburger Violine anſchaffen. Das war eine Freude, als das ſchöngebaute Inſtrument ankam, als Alphons es ſtimmen und ein Solo von Küffner, das wohl etwas ſchwer war, aber lieblich und ſchmelzend tönte, vortragen konnte. Der Knabe war von nun an wie in ein höheres Land der Freude und des Entzückens verſetzt. Stundenlang kam das lieblich tönende Inſtrument nicht aus ſeinen Händen, und ſogar Nachts er-

hielt es sein Ruheplätzchen auf dem Kopfkissen des erfreuten Eigenthümers.

Eines Abends, als Vater und Mutter in Handelsgeschäften über Land waren, Alphons aber so eben auf seiner Violine sich übte, ließen ähnliche Töne sich von der Gasse herauf hören. Der Knabe sprang zum Fenster, und sah nun, daß ein schlichtgekleideter blinder Mann an der Seite eines etwa zehnjährigen Knaben, welcher den Führer vorstellte, vor der Hausthüre des Nachbars stand, und auf einer schlechten Violine, aber mit einer solchen meisterlichen Geübtheit spielte, daß der zuhörende Kleine sich nicht genug darüber verwundern konnte.

Der Spielende fing jetzt sogar auch zu singen an; aber welch' ein Gesang war das, wie griff Inhalt und Vortrag tief in das fühlende Herz, und wer konnte da einer theilnehmenden Thräne sich erwehren, als der Gesang des Blinden folgendermaßen begann:

Seht ihr einen Blinden,
Aermer's ist zu finden
Ach! so weit ein reines Auge sehen kann,
Kein Geschöpf, als du, o armer blinder Mann!

Jedes Aug' entzücket,
Sonnenpracht erblicket;
Nur der mitleidswerthe blinde Mann
Nicht das Licht des Lebens schauen kann.

Ach! nicht kann er schauen
Blumen auf den Auen;
Ach! den blauen Himmel und das Licht
Gold'ner Sterne schaut der Blinde nicht.

Vor der Seel', der bangen
Stäte Nächte hangen;
Drum im Stillen weint der blinde Mann,
Weil er alles dies nicht schauen kann.

Eine milde Helle
Dringet in die Seele,
Wenn erbarmend eine Stimme spricht:
„Trau' auf Gott und Menschen — zage nicht.“

„Du guter, armer, blinder Mann!“ rief Alphons tief

bewegt aus, — „ja du bist in der That ein recht armer Mann, und sollst, da du dazu noch so schön singen und so meisterlich die Violine spielen kannst, meinen ganzen Geldvorrath haben.“ Im Augenblicke war unser Knabe, die Violine in der linken und zwei baare Gulden in der rechten Hand, auf der Gasse und in der Nähe des armen, des Augenlichts beraubten Virtuosen, der so eben an der Hand des leitenden Knaben mit unsichern Tritten die Eingangsstufen des nachbarlichen Hauses herabgeglitten war. Alphons ließ sich mit dem guten Manne in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß derselbe vor 3 Jahren noch Stadtthürmer zu **, einem Städtchen im Badischen, welches im Kriege fast ein Raub der Flammen ward, gewesen, Gattin und Sohn durch die gräßliche Feuersbrunst an einem Tage verloren, und wohl meistens durch zu anhaltendes Weinen im Stillen sich eine Erblindung beider Augen zugezogen habe. Alphons faßte mit gerührtem Herzen die unglückliche Lebensgeschichte des blinden Mannes auf, und suchte denselben dadurch zu trösten, daß er ihm mit der einen Hand die schönen fünf Sechsbatzenstücke, mit der andern aber die Violine darreichte, und den geübten Tonkünstler ersuchte, daß er das neue Saiten-Instrument probiren und sein Urtheil darüber abgeben möchte.

Der Blinde dankte gerührt für die reiche Geldgabe, und prüfte das Instrument nun in einigen sehr schweren, aber rasch und kunstvoll ausgeführten Musiksätzen. Alphons staunte hierüber eben so sehr, als es ihn bald darauf ungemein freute, daß der Künstler dem neuen Musikinstrumente seinen vollen Beifall gab. „Ach!“ — setzte der kunstgeübte Mann seufzend hinzu, — „ich hatte vor einigen Jahren wohl auch ein recht gutes Instrument, dessen silberreiner Ton mir und Andern so manches Freudenstündchen verschaffte. Wär' ich noch im Besitze eines solchen Saiteninstrumentes, dann würde ich mich ohne Scheu zu S** in dem Schlosse hören lassen, welches die reiche Fürstin aus Rußland angekauft und bezogen hat. Sie soll eine vorzügliche Gönnerin der Musik, und, wie man sagt, sogar Willens seyn, eine eigene Hofkapelle aufzurichten. Ein wahrhaft fürstliches Unternehmen; denn so wie der edle Be-

trieb der Künſte und Wiſſenſchaften reines und andauerndes Vergnügen erzeugt, ſo können fürſtliche Herzen auch nicht leicht ſich eine mehr geläuterte und bleibende Lebenswonne bereiten, als wenn ſie es ſich zur Obliegenheit machen, die Werke und Erzeugniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft durch wohlwollenden Beifall und freundliche Unterſtützung auszuzeichnen und zu fördern.“

So ſprach der Blinde, und unſer Alphons, der ganz Ohr und Herz war, zögerte nun auch keinen Augenblick mehr, dem liebgewonnenen Manne die neue Violine mit den Worten hinzureichen: „Lieber Mann! Euere Lebensſchickſale ſind eben ſo bitter, als euer Herz gut, und ausgezeichnet die Bildung iſt, die Ihr in jener Kunſt, der ich mich als Lehrling widme, euch eigen zu machen wußtet. Gönnet mir das Vergnügen, durch dieſe Violine etwas Weniges zur Erleichterung eueres drückenden Lebensſchickſales beitragen zu dürfen. Wenn ich ein halbes Jährchen das, was ich mir verdienen kann, zuſammenſpare, ſo gelange ich bald wieder zum Beſitze einer neuen Geige.“

Der blinde Mann ſtaunte über den edlen Antrag des Knaben, weigerte ſich jedoch eine geraume Zeit, das dargebotene koſtbare Geſchenk anzunehmen. Nur als Alphons zu bitten nicht nachließ, willigte er endlich in die Annahme der ſchönen Violine, jedoch nur, wie er ſich vorbehielt, in der Abſicht, um ſie nach ſtattgefundener Benützung wieder dem braven Eigenthümer zurückzuſtellen, und ſo ſchied er unter dankbaren Segnungen von dem wackern Kleinen.

Alphons behalf ſich von nun an mit einer Violine, welche ihm ſein Prinzipal zu borgen die Güte hatte. Es ging in die ſiebente Woche, und es war eben ein heiterer Sonntagsmorgen angebrochen, als an dem Hauſe unſeres Färbermeiſters eine Chaiſe hielt, aus welcher ein Fremder ſtieg, der eine herrſchaftliche Livrée trug. Ein Fremder? nein, das war der Ausgeſtiegene nicht für den Blick unſeres Alphons, der vor Erſtaunen und herzlicher Freude ſich kaum zu faſſen wußte, als er in dem Angekommenen den vor einiger Zeit mit der Violine beſchenkten Mann erkannte, welcher aber einer leitenden Hand nicht mehr bedurfte, weil er, wie der Anſchein klar bewies, nicht mehr

blind, ſondern wieder mit dem erfreuenden Lichte der Augen begabt worden war.

Kinder! das gab eine rührende, Geiſt und Herz erhebende Szene des freudigen Wiederſehens. Der Färbermeiſter und ſeine Frau wußten Anfangs gar nicht, wie ſie aus dem ſonderbaren Auftritte klug werden ſollten; denn Alphons, der brave Junge, hatte aus Beſcheidenheit ſelbſt ſeinen geliebten Aeltern nicht das Mindeſte von dem eröffnet, was zwiſchen ihm und dem Angekommenen früher ſchon vorgefallen war. Letzterer fing nun zu erzählen an, und den Aeltern des Knaben glänzte die Thräne der Freude im Antlitze. „Die erhabene Fürſtin", — ſprach der gerührte Mann, — „fand Vergnügen an meinem Vortrage, und nahm an meinem erlittenen Lebensunglück den innigſten Antheil. Glücklicher Weiſe war der in ihren Dienſten ſtehende Arzt zugegen, weithin berühmt als einer der geſchickteſten Augenärzte. Er beſichtigte mich und äußerte ſogleich die Hoffnung, das noch nicht tief eingewurzelte Augenübel zu heilen. Der Allgütige da oben im Himmel ſegnete mit ſeinem Beiſtande die Bemühungen menſchlicher Kunſt, und ſo iſt es dahin gekommen, daß ich wieder das ſchöne Licht des Tages ſchaue und als erſter Violiniſt im Hoforcheſter meiner durchlauchtigen Wohlthäterin angeſtellt bin. Das alles verdanke ich dir, braver menſchenfreundlicher Alphons! Nimm vorläufig als einen kleinen Rückerſatz dieſe Wiener Violine, welche dir meine erhabene Fürſtin durch mich überſendet, indem ſie dich unverzüglich zu ſehen wünſcht."

Alphons mußte nun in die Chaiſe ſitzen, und es ging in vollem Trabe nach dem fürſtlichen Luſtſchloſſe S**. Unſer Knabe erndete hier allgemeine Lobesbezeugungen über die Mildthätigkeit und Menſchenfreundlichkeit ſeines jugendlichen Gemüthes, und als er bald hierauf in dem abendlichen Hofkonzerte zum Erſtaunen aller Anweſenden ſehr geübt eine Soloparthie auf der Violine vortrug, da übernahm es die Fürſtin, für das künftige Lebensglück des jungen Virtuoſen zu ſorgen. Der erſte Hofvioliniſt wurde von nun an der Lehrer ſeines einſtigen Wohlthäters, und daß dieſer wirklich am kaiſerlich ruſſiſchen Hoforcheſter zu Petersburg angeſtellt iſt, ſchreibt derſelbe mit dank-

barer Erinnerung dem einſt genoſſenen Unterrichte ſeines Lehrers zu.

12. Emilie ** fand große Freude daran, armen Kindern wohl zu thun. Unter andern kannte ſie ein armes Mädchen, das Marie hieß. Dieſer erwies ſie ſehr viel Gutes. Sie theilte oft mit ihm ihr Frühſtück, ließ ihm Kleidung, Schuhe und Strümpfe machen, und kaufte ihm ſogar Bücher von dem Taſchengelde, das ſie ſich erſpart hatte. Dieſe Wohlthaten rührten die kleine Marie ſo ſehr, daß ſie ſorgfältig darauf dachte, Emilien ſich recht gefällig und dankbar zu bezeigen. Sie kam des Tages etliche Mal, und fragte: ſoll ich nicht etwas für Sie arbeiten? Wenn Emilie ſich nun merken ließ, daß ſie dieſes oder jenes gerne möchte gethan haben, da hätte man ſehen ſollen, mit welchen Freuden das Mädchen die beſchwerlichſten Arbeiten auf ſich nahm.

Einmal kam ſie auch in Emiliens Haus, und wartete, daß dieſe zu ihr herabkommen ſollte; aber Emilie kam nicht. Marie kam noch zweimal, da war aber keine Emilie zu ſehen. Sie kam nach zwei Tagen, aber Emilie war nicht zu treffen. Marie rang die Hände und rief: „Ach, gewiß habe ich bei Emilien etwas verſehen! Wenn ich doch wüßte, was es wäre, ich wollte ihr es gerne abbitten. Ach, die liebe Emilie!“ Da begegnete ihr die Magd aus Emiliens Hauſe. „Höret ihr,“ ſagte Marie, „wo iſt den Emilie?“ — „Emilie“, antwortete die Magd, „die arme Kleine wird nicht lange mehr leben; ſie iſt bis zum Sterben krank, ſie hat die Pocken.“ — „Wie“, rief Marie, „Emilie ſterben? Ach Emilie, meine liebe Emilie! dich kann ich nicht ſterben laſſen.“

Nun lief Marie gerade die Treppen hinauf; da begegnete ihr Emiliens Mutter. „Gnädige Frau“, ſagte ſie, „ach laſſen Sie mich zu Emilien, ich muß ſie ſehen.“ Die Mutter wollte ſie zurückhalten, aber vergebens, das Mädchen drang in die Stube ein. Da lag die wohlthätige Emilie in großer Hitze betrübt und einſam; denn alle Freundinnen hatten ſie verlaſſen. Marie lief mit weinendem Auge auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſagte: «Ach, du lieber Gott, ich glaube, Emilie iſt ſehr krank, ich glaube, ſie muß ſterben, ach, bleibe bei

uns! Was wollte ich unglückliches Mädchen anfangen, wenn Emilie nicht mehr wäre? Ich will gern Tag und Nacht bei Ihnen bleiben, Sie warten und pflegen, daß Sie uns nur nicht sterben. Sie erlauben es mir doch.» Emilie drückte ihr die Hand und gab ihr zu verstehen, daß ihr ihre Gegenwart sehr angenehm seyn würde.

So wurde Marie, nachdem sie ihrer Aeltern Einwilligung erlangt hatte, Emiliens Wärterin. Sie versah auch die Wärterstelle recht wohl. Tag und Nacht kam sie nicht vom Bette der Kranken. Sobald Emilie ängstlich that, so erkundigte sie sich, was ihr fehle, ob sie etwas verlange. Sie legte ihr die Kissen zurechte, brachte ihr Erfrischungen, Spielwerke, und that alles Mögliche, um ihren Schmerz zu erleichtern.

Endlich wurde Emilie sogar auf einige Tage blind. Da wollte sie ungeduldig werden; aber Marie redete ihr zu, und sagte: «Geben Sie sich zufrieden, der liebe Gott wird doch wohl helfen. Soll ich Ihnen denn etwa ein Liedchen vorsingen?» Emilie nickte; und nun sang Marie ihr alle jene Gesänge vor, die sie erst von ihr gelernt hatte. So verging ein trauriger Tag nach dem andern, ohne daß Emilien die Zeit lang geworden wäre. Nach und nach wurde sie wieder gesund. Die Augen öffneten sich, die Schmerzen verloren sich, die Blattern verschwanden, und der Appetit fand sich wieder ein.

Da sagte Emilie zu Marien: «Wie werde ich dir doch vergelten können, was du in meiner Krankheit an mir gethan hast?» Sie fragte ihren Vater, wie sie sich gegen ihre gute Wärterin recht dankbar erzeigen könnte; und ihr Vater, der ganz erfreut war, daß er seine liebe, gute Tochter wieder gesund sah, gab ihr zur Antwort: «dafür laß mich sorgen.» — Er ließ heimlich für Marien Kleider machen, erkundigte sich nach ihren Aeltern, und verschaffte ihnen einen Erwerb, durch den sie in den Stand gesetzt wurden, besser leben zu können. Emilie war vergnügt, ihre Freundin so belohnt zu sehen, und Marie freute sich, Emilien wieder gesund und ihre Aeltern glücklicher zu wissen.

Wohl der guten Emilie! Daß sie Marien so viel Gu-

tes erwies, machte ihr gewiß recht glückliche Augenblicke; ihre guten Handlungen wurden mit der Erhaltung ihres Lebens belohnt. Wohl der guten armen Marie! Sie hatte Wohlthaten empfangen und Gelegenheit gefunden, dafür ihre Dankbarkeit zu beweisen; wohl ihr, sie hatte eine Freundin vom Tode errettet, und das harte Schicksal ihrer armen Aeltern erleichtert.

So verleiht der Himmel Lohn für gute, menschenfreundliche Handlungen.

*

Uebe Wohlthätigkeit aus, wie du kannst; hast du viel, so gieb reichlich: hast du wenig, so gieb auch das Wenige gern. Dadurch sammelst du dir einen großen Lohn für die Zeit der Noth. Tob. 4. 8—10. — Weigere dich nicht, dem Dürftigen Gutes zu thun, wenn du es vermagst, solches zu thun. Sprichw. 3. 27. — Wende dein Angesicht nicht von einem Armen. Sir. 4. 1. — Beschwere dich nicht, die Kranken zu besuchen, um deßwillen wirst du geliebt werden. Sir. 7. 39. — Geben ist seliger als Nehmen. Apostelgesch. 20. 35. — Vergesset nicht, wohlthätig zu seyn und mitzutheilen; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Hebr. 13. 16. — Ein Gericht ohne Erbarmen wird über den ergehen, der kein Erbarmen beweiset; Barmherzigkeit hingegen triumphirt über das Gericht. Jak. 2. 13. — Unsere Liebe soll nicht in Worten, nicht auf der Zunge, sondern in That und Wahrheit sich zeigen. 1. Joh. 3. 18.

Selig, wer der Noth des Armen
Niemals fühllos sich entzieht,
Ihm aus herzlichem Erbarmen
Wohlzuthun sich gern bemüht;
Und wenn er um Hülfe weint,
Gern mit Trost und Hülf erscheint!
Hülfe wird er auch empfangen,
Und Barmherzigkeit erlangen.

Siehe auch die Artikel Barmherzigkeit und Nächstenliebe.

Zartgefühl.

Allerlei Gefühle vereinigt der Mensch in sich; das edelste aller menschlichen Gefühle ist aber das sittliche, das Gefühl für Recht und Unrecht. Dieses ist der strenge Richter, den Jeder in sich selbst hat, den er hören, dessen Urtheilssprüche er anerkennen muß. Dieses sittliche Gefühl soll nun so regsam und zart als möglich bei allen Menschen seyn. Wo das sittliche Gefühl vorherrscht, da wird es schon durch den bloßen Anblick des Unrechtes empört; von ihm getrieben nimmt sich der Mensch mit Eifer und Kraft eines Jeden an, der schuldlos gekränkt wird, und macht seine Sache mit lebhafter Thätigkeit zur eigenen; er schließt sich innig an jene an, denen er Daseyn und Leben verdankt; öffnet Hand und Herz dem Unglücklichen, leidet mit ihm, fühlt mit ihm den Schmerz, und zeigt eine thätige Theilnahme; er billigt nur, was wohlanständig ist und Tugend befördert, und immer blutet ihm das Herz, so oft Jemand durch Laster sich entehrt. Nur durch dieses edle Gefühl gelang bisher noch alles, was Gutes und Großes auf Erden ist. Zartgefühl gibt dem Menschen Werth, und hebt ihn immer weiter auf der Stufenleiter des Guten. Möget ihr daher immer sorgen, liebe Kinder, daß ein zartes Gefühl für alles Gute und Schöne in euch lebendig und wirksam sey; möget ihr es zeigen in edlen Gesinnungen und Handlungen!

1. Ludwig XVII., der nur den Namen, nie aber die Macht eines Königs von Frankreich führte, da er schon im eilften Jahre sein Leben endete, zeichnete sich in früher Jugend durch hohe Liebe für seine Aeltern und große Zärtlichkeit gegen sie aus. Jeden Morgen durchstreifte er die Lustgärten von Versailles (Wersäill), und sammelte die schönsten Blumen, um sie auf den Morgentisch der Königin, seiner Mutter, legen zu können, ehe sie erwachte. Hielt ihn unfreundliches Wetter von dieser Blumenlese ab, so sprach er traurig: „Es geht mir heute recht unglücklich; ich habe nichts für meine liebe Mutter thun können!“ Sein königlicher Vater, Ludwig XVI., wünschte, daß der junge Dauphin (Prinz) seiner Mutter einst an ihrem Geburtstage einen ausgesuchten schönen Blumenstrauß

winden, und ihr dabei einen Glückwunsch, den ihm sein eigener Verstand und sein Herz eingegeben hätten, sagen möchte. „Lieber Vater!“ sagte der kleine Prinz, — „ich habe Immergrün in meinem Garten; dies will ich meiner lieben Mutter geben, und ihr dabei sagen: Liebe Mutter, Dein Leben möge dieser Pflanze gleichen.“

Einst hatte der Prinz zufällig in dem für die Königin bestimmten Sträuschen auch Ringelblumen gewunden. Diese Blumen heißen im Französischen Souci, die Sorge, und sie werden daher auch für das Sinnbild des Kummers angesehen. Als der Prinz der Königin dieses Sträuschen überreichte, wurde er erst seinen Mißgriff gewahr. Er erschrak sehr, rieß rasch die bedeutungsvollen Blumen heraus, und sagte: «Meine liebe, gute Mutter! Du hast schon Sorgen genug.»

Eben so grub einst der kleine Ludwig in seinem Gärtchen ein Stück Feld mit so vieler Mühe um, daß ihm die Schweißtropfen über die Stirne rannen. Ein Höfling bedauerte ihn, daß er sich so bemühte, da er es doch nur einem Gärtner befehlen dürfte. „Das könnte ich wohl.“ versetzte der kleine Prinz, „allein die Blumen, die ich für meine liebe Mutter hier will wachsen lassen, würden ihr lange nicht so angenehm seyn, wenn sie ein Anderer wartete.“

Welch ein edles Zartgefühl gegen Aeltern.

2. Lisette ** verlor schon frühe ihren Vater, einen fleißigen, ehrlichen Schumacher zu Danzig. Ihre Mutter, eine vernünftige, gute Frau führte das Handwerk durch Gesellen fort, und scheuete keine Mühe und keine Kosten ihr Kind zu einem brauchbaren edlen Menschen zu erziehen. Das Mädchen erfüllte alle ihre Wünsche. Durch eine sorgfältige Aufmerksamkeit in der Schule wurde nicht nur ihr ohnehin gutes Herz veredelt, sondern Lisette sammelte sich auch einen Schatz von nützlichen Kenntnissen für das gesellschaftliche Leben. Sie schrieb einen Brief mit der Gewandtheit und Schönheit eines Kenners, und rechnete die schwersten Aufgaben mit einer bewunderungswerthen Leichtigkeit aus. Eben diese Aufmerksamkeit brachte sie in die Näheschule und die Küche mit. Noch zählte sie nicht sechszehn Jahre, und ihre Mutter konnte ihr

die Rechnungsbücher und die Küche ohne Furcht anvertrauen. Indeß andere Mädchen von ihren Jahren nach den Tanzsälen eilten, drängte sie sich ordentlich zu allen weiblichen Geschäften. Es war dies theils die Folge ihres lobenswürdigen Grundsatzes, daß Arbeit Vergnügen sey, theils aber that sie es aus der edlen Absicht, die Lasten ihrer Mutter zu erleichtern, deren Gesundheit ohnehin einige Jahre her sehr wankte. Wirklich verschlimmerte sich diese täglich; sie bekam eine Auszehrung, und mußte endlich ganz das Bett hüten. Rührend war der Anblick, die gute Tochter an dem Krankenlager ihrer lieben Mutter zu sehen. Sie lauschte auf jeden Blick, um den leisesten Wünschen zuvor zu kommen, und ermüdete nie in Geduld bei der Empfindlichkeit, womit so oft Kranke sich und Andere plagen. Sie hob sie aus dem Bette, und brachte sie wieder hinein, sie gab ihr jeden Löffel voll Arznei, und las ihr aus einem guten Buche Worte des Trostes und der Hoffnung vor. Bei diesem allem versah Lisette die Küche, führte die Rechnungsbücher, besorgte die Einnahmen und Ausgaben. Und doch sah man auf ihrem Gesichte nicht die geringste Spur von Verdrüßlichkeit, hörte sie nie über ihre Arbeiten und Lasten klagen, und als sie einst Jemand fragte: ob sie wohl so vieles aushalten könne, ohne zu ermüden, antwortete sie: „Was ich thue, thue ich für meine Mutter, und was man gerne thut, wird einem nicht schwer.“

Unter diesen Bemühungen voll Zartgefühl verflossen drei Jahre, als der Tod ihre Mutter von allen Leiden der Erde erlöste. Lisette weinte ihr die Thränen inniger Liebe und Dankbarkeit nach; aber sie hatte doch den großen Trost, nichts zu ihrer Genesung und Pflege versäumt zu haben. Sie hatte den schönsten Segen von ihrer sterbenden Mutter empfangen, und ihre Vaterstadt ehrte sie als ein frommes, gutes Mädchen.

3. Als Kopenhagen, auf der Insel Seeland, die Residenz des Königs von Dänemark, im Jahre 1728 mehrere Tage und Nächte lang in Feuer stand, und 67 Gassen mit den vornehmsten Kirchen, Armen- und Krankenhäusern durch die schreckliche Feuersbrunst in einen Aschenhaufen verwandelt wurden, war Jedermann nur mit Entsetzen von dem allgemeinen Jam-

mer durchdrungen, ſo daß man ſelbſt auf dem königlichen Schloſſe nicht dazu kommen konnte, auch nur die gewöhnliche Mahlzeit einzunehmen.

Friedrich V. noch zarter Prinz, der noch nicht volle ſechs Jahre alt war, verlangte zu eſſen. Man eilt, ſein Verlangen zu erfüllen; aber es iſt nicht die gewöhnliche, ſondern eine geringe, dürftige Koſt, die ihm in dieſer Zeit der Verwirrung und des allgemeinen Elends aufgeſtellt wird. Der Prinz verwunderte ſich darüber, da er die Urſache nicht wußte. Allein man bringt ihn an das Fenſter, zeigt ihm die große Menge von Unglücklichen, die um das Schloß her ſtehen, wie dieſelben weinen und Brod begehren; man ſagt ihm, daß alle dieſe armen, durch Brand verunglückten Menſchen in Gefahr ſtänden, Hunger zu ſterben, weil Niemand da ſey, der ihnen Speiſe geben könne. Als der Prinz dieß hörte, und die vielen unglücklichen Menſchen ſah, fing er an bitterlich zu weinen, verlangte kein Eſſen mehr, klagte nicht mehr über ſchlechte Mahlzeit, und bat ſehr gerührt, daß man es unter dieſe unglücklichen Verſchmachteten austheilen möchte. Ein edles Zartgefühl gegen Unglückliche.

4. Eduard Scholl war ein Knabe von zwölf Jahren, rein und unſchuldig, wie von der Erziehung und den Lehren, die ihm zu Theil wurden, zu erwarten ſtand. Sein Vater, ein reicher Gutsbeſitzer, überließ ihn gänzlich der Leitung des würdigen Seelſorgers, der nichts verſäumte, den in ihn gelegten Keim kräftige Wurzel faſſen zu laſſen.

Einſt hörte Eduard den theuren Lehrer in der Kirche folgende Worte ſprechen: — "Wollt ihr, meine Lieben, für ein bewegtes, von Sorgen und Mühen gedrücktes Leben Begeiſterung, Muth und Kraft erhalten, ſo gehet hinaus in die herrliche Natur, das Werk des ewig liebevollen Gottes, und bringt dem Ewigen im großen Bethauſe euern Dank dar. Reißt euch los von der trockenen Alltäglichkeit, und gebt euch ganz der Empfindung hin, daß ein alliebender Vater auch euch als ſeine Kinder betrachtet. Und fehlt hiezu eine gewiſſe Begeiſterung, o ſo übt nur eine Tugend, übt die einfachſte und kindlichſte Pflicht, die euch der große Geber alles Guten täglich

lehrt, — seyd wohlthätig gegen Arme. Gehet hin in die Hütte des Dürftigen, und helft nach Vermögen dem Bedürfnisse des Hungrigen ab; entzieht euch ein kleines Vergnügen, und theilt das Ersparte dem Darbenden mit. Mancher ist vielleicht unter euch, der die süße Nachempfindung einer guten That noch nicht gekostet. Wahrlich, er ist dann arm zu nennen. Höret meine Worte, glaubt dem Sinne derselben; es ist die schönste, die reinste Freude, die eine Menschenbrust füllen kann, wenn wir die unendliche Wonne und das tiefe, innere Entzücken nach einer guten That empfinden. Wir fühlen uns erfrischter, gestärkter, unser innerstes Bewußtseyn bekommt eine gewisse Zuversicht und ein Recht an die Güter dieser Erde, was in Jedem, sey er hoch oder niedrig im Range, ein wohlthuendes Gefühl zurückläßt.»

Eduard nahm mit Begeisterung diese Lehren in sich auf, ging hinaus in die freie, weite Natur, kniete unter den Schatten einer Linde, und bat kindlich-fromm den Vater der ewigen Liebe, ihm ein Herz zu schenken, das immer des dürftigen Mitmenschen liebevoll und thätig gedenke. Schon sey er zwölf Jahre alt, und habe noch keine gute That gethan, und doch so viel, so unendlich viel des Guten genossen.

Der Gedanke, etwas Gutes mit seinen schwachen Kräften üben zu können, erfüllte ihn mit hoher Freude. Unaufhörlich hing er demselben nach, sparte sein kleines Taschengeld, und ging dann heimlich nach dem Hause einer armen Wittwe, die fünf unerzogene Kinder, aber kein Brod für sie hatte, und nur kümmerlich mit Wollspinnen das ärmliche Leben fristete. Es war Dämmerung, und des Abends graue Schatten fingen schon an sich in das heimathliche Thal zu verbreiten, als Eduard am Hause der armen Wittwe stand. Schüchtern, mit fast klopfendem Herzen, nahm er zwei in Papier wohlversiegelte Thaler, und warf sie durch eine zerbrochene Fensterscheibe in die Stube der bekümmerten Mutter. Als er sich entfernt vom Hause wußte, da fühlte er ein seliges Wohlgefallen, und konnte vor Entzücken kaum einschlafen. Diese wohlthätige Handlung wiederhohlte er von Zeit zu Zeit auf die nämliche zarte Weise, indem er unbekannt bleiben, und der Wittwe die Worte des Dankes

erſparen wollte, die ſie einem Knaben hätte geben müſſen. Kein Menſch konnte etwas von der edlen That merken. Die Frau jedoch, auf einmal von der ſchweren Laſt befreit, die Stimme hungriger Kinder ſchneidend im Herzen zu fühlen, eilte bewegt zum Seelſorger, und theilte mit dankerfüllter Seele das ganze Ereigniß ihm mit. Dieſer legte ihr Stillſchweigen auf, beobachtete genau, und erkannte glücklich in ſeinem Zögling den edlen, zartfühlenden Geber. Doch ſchwieg er, und freute ſich über die bewunderungswürdige Zartheit des jugendlich-frommen Gemüthes. Sein Vater, dem er die ſchöne Entdeckung mittheilte, weinte Thränen der Rührung und Freude; doch Beide beſchloſſen, die jugendliche Wirkſamkeit im Guten nicht zu ſtören, nie von dem zu ſprechen, was das überaus zarte Gefühl des guten Sohnes ſtöhrend berühren könnte; denn es gibt Tugenden, deren Gehalt ſo zart iſt, wie die bunten Flügel eines Schmetterlings; jede herbe Betaſtung vermag ſie zu beflecken, oft zu vernichten.

5. Antonia Rieder, die Tochter einer Taglöhners-Wittwe, war, obgleich ſehr arm an Vermögen, dennoch reich an einem gefühlvollen, guten Herzen. Um den nöthigen Unterhalt zu gewinnen, mußte ſie alle Tage ihrer Mutter verſchiedene Arbeiten verrichten helfen, bald Waſchen, bald Nähen oder Stricken, bald Waſſertragen in mehreren Häuſern, oder ſonſtige Verrichtungen. Ueberall benahm ſie ſich nicht nur ſehr fleißig, ſondern auch ſehr ſittſam und beſcheiden.

Einſt mußte ſie einer Beamten-Wittwe, die recht arm war, und drei unerzogene Kinder hatte, einen ganzen Tag lang waſchen. Antonie ſah, wie ärmlich die Kinder gekleidet waren, und wie ſie gerne Brod gegeſſen, wenn ſie daſſelbe gehabt hätten. Als die Mittagsſtunde kam, nahm Antonie von Hauſe ein recht großes Stück Brod mit, und kaum hatte ſie ihre Wäſche wieder begonnen, als die Kinder in den Hof kamen, und bei ihren Spielen mit Begierde nach dem Brode ſahen. Die gute Antonie rief die Kinder zu ſich, ermahnte ſie, daß ſie nicht durch zu heftiges Springen ſich ſchaden möchten, und gab einem jeden ein Stück Brod, welches die Kinder begierig genoßen. Als es Abend und die Arbeit beendigt worden war,

dachte Antonie darüber nach, wie ſie der Wittwe auch etwas Gutes erweiſen könnte. Es fiel ihr wohl ein, daß es einer Frau von dieſem Stande auffallen und vielleicht gar wehe thun möchte, wenn ein ſo geringes Mädchen, wie ſie war, ihr etwas ſchenken wollte; als daher die Wittwe Antonien um die Schuldigkeit fragte, verlangte dieſe ſtatt 8 Groſchen nur 4 als Arbeitslohn, damit es nicht den Anſchein haben möchte, als wollte ſie ihr etwas ſchenken. So zartfühlend handelte ein armes Taglöhner-Mädchen, und ging mit dem Bewußtſeyn, etwas Gutes gethan zu haben, froh nach Hauſe.

6. Charlotte Auguſte Prinzeſſin von Wallis wurde den 7. Januar 1796 in Carltonhouſe geboren. Schon in früheſter Jugend zeigte die Prinzeſſin ein ſehr gefühlvolles, edles Herz, und eben ſo groß war auch ihr Eifer im Lernen, um ſich für eine einſtige Königin würdig zu bilden. Ihre erſten Jahre brachte die Prinzeſſin unter den Augen der Mutter zu, die mit beſonderer Liebe und Sorgfalt für ſie wachte; ſpäterhin kam ſie unter die Aufſicht der Lady Clifford, und ſelbſt der Biſchof von Ereſter gab ihr Unterricht. Vom Morgen bis zum Abend lag ſie mit großer Ordnung den Wiſſenſchaften ob, und wurde dadurch mit den vorzüglichſten Schriftſtellern der Alten bekannt, mit der Geſchichte und Staatenkunde der europäiſchen Staaten, beſonders mit der Verfaſſung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut. Ebenſo ſprach ſie mit Leichtigkeit franzöſiſch, deutſch, italieniſch und ſpaniſch, ſang, ſpielte die Harfe, das Clavier und die Guittarre vortrefflich, und zeichnete mit vielem Geſchmack Landſchaften nach der Natur. Aber zugleich zeigte ſie auch ein lebhaftes und edles Gemüth, Selbſtſtändigkeit und Hoheit der Geſinnungen.

Die Prinzeſſin hatte einen Lehrer, deſſen Vermögensverhältniſſe nicht die beſten waren. Sie dachte darüber nach, wie ſie ihm etwas Gutes erweiſen könnte, ohne daß es ihm vielleicht wehe thue. Nun kam derſelbe einſt etwas zu ſpät in die Stunde; die Prinzeſſin ergriff dieſe Gelegenheit, und begrüßte ihn mit den Worten: «Ihre Stunde hat ſchon längſt angefangen!» Der Lehrer entſchuldigte die Verſpätung durch den unrichtigen Gang ſeiner Uhr, die auch im Aeußern nicht die beſte war. «Da-

mit Sie in der Folge nicht mehr zu spät kommen,» antwortete Charlotte freundlich, «so sehen Sie nach dieser hin!» und schenkte ihm eine sehr schön gearbeitete, kostbare Uhr.

Ein edles Zartgefühl gegen den Lehrer! Charlotte vermählte sich in der Folge mit dem Prinzen Leopold von Coburg; die Prinzessin hatte alle Ursache, mit ihrer Wahl zufrieden zu seyn, und ihr Leben floß unter den stillen Freuden häuslicher Glückseligkeit genußreich dahin. Beide waren das schönste Bild ehlicher Liebe. Leider aber starb die edle Prinzessin schon am 5. November 1817, kaum ein und ein halbes Jahr nach ihrer ehelichen Verbindung. Ihr Tod betrübte den Gemahl und Vater außerordentlich, und ganz England war in tiefer Trauer. Das Zimmer der unvergeßlichen Fürstin ließ der Gemahl, als ein rührendes Andenken an sein Glück, in demselben Zustande, in welchem sie es zuletzt bewohnt hatte.

7. Der kleine H** war ein Knabe mit einem fähigen Kopfe und vortrefflichen Herzen. Als er einst aus der lehrreichen Beker'schen Zeitung für die Jugend las, daß der edle Herzog Leopold in der Oder verunglückt sey, da er Menschen retten wollte, fing er an laut zu weinen, und sagte: „Ach, daß der liebe gute Prinz hat ertrinken müssen!“ Wie nun nachher darin angezeigt wurde, daß er ein so großer Kinderfreund gewesen, und viele Sorge auf die Erziehung armer Kinder verwendet habe, sprach er immer mit der größten Ehrerbietung von ihm, und fragte viel nach seinen schönen Handlungen. So oft ein neues Zeitungsblatt kam, war seine erste Frage, die er mit einer gewissen Heftigkeit stellte: «Ist nichts von dem lieben Herzog Leopold darin? Lassen Sie uns das zuerst lesen!» Wie rein war das Gefühl dieses Knaben für Gutseyn und Wohlthun, wie zartfühlend seine Theilnahme an dem Schicksale des Herzogs Leopold, des edlen Menschenfreundes!

Einer seiner Mitschüler wurde krank, und starb bald nachher. Am Morgen nach seinem Tode saß der gefühlvolle kleine H** niedergeschlagen und weinend vor seinem Lehrer. Dieser suchte ihn aufzurichten, und sagte ihm unter anderm, er soll über seines Freundes Tod nicht weinen, weil dieser dadurch schon früh an den Ort gekommen wäre, wo man voll-

kommene Erkenntniß von Allem habe, und vergnügter und glücklicher lebe, als in dieser Welt. Allein der gute Knabe antwortete sogleich: „Ja, darum weine ich eben, daß Fritz früher zum lieben Herzog gekommen ist, als ich. Ach, wäre ich doch auch gestorben, so wäre ich nun schon bei diesem guten Prinzen, ich möchte gar zu gern bald zu ihm kommen!“

8. Scipio Afrikanus der Aeltere zeichnete sich schon in früher Jugend sowohl durch seine Vaterlandsliebe, als durch einen edlen Charakter aus. Die Römer achteten ihn so sehr, daß sie ihn in seinen Jünglingsjahren als Prokonsul nach Spanien schickten, um den Angelegenheiten des Staates eine glücklichere Wendung zu geben. Scipio vollzog diesen Auftrag, und wußte nicht nur durch seinen Heldenmuth und Klugheit, sondern auch durch seine Gerechtigkeit, und durch sein edles, menschenfreundliches Betragen die Feinde zu besiegen. Er eroberte Neu-Carthago, machte viele Gefangene, verkaufte aber nur die gefangenen Afrikaner, die Spanier hingegen setzte er in Freiheit. Diese Großmuth erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe; noch mehr aber gewann er diese von den kriegerischen Celtiberiern, als er gegen die schöne junge Braut des jungen Allucius, die ihm als Gefangene zugeführt worden war, ein so edles Zartgefühl zeigte. Scipio, der sie sah und ihre Schönheit bewunderte, wurde mächtig zu ihr hingezogen. Als er aber erfuhr, daß sie bereits mit dem celtiberischen Prinzen Allucius verlobt sey, ließ er denselben zu sich kommen, und sagte ihm: „Prinz! Diejenigen, die mir Deine Braut als Gefangene gebracht haben, versichern mir, daß Du sie zärtlich liebest, und ihre Schönheit laßt mich daran nicht zweifeln. Wenn ich, so wie Du, auf eine ernstliche Verbindung dächte, würde es mich sehr freuen, wenn Jemand einer so reinen und rechtmäßigen Leidenschaft die Hand böte. Ich schätze mich daher glücklich, daß ich Dir diesen Dienst erweisen kann. Deine Braut ist unter uns nicht anders, als wie in dem Hause ihres Vaters und ihrer Mutter gehalten worden. Ich habe sie in Verwahrung genommen, um Dir ein mir und Dir anständiges Geschenk zu machen; die einzige Erkenntlichkeit, die ich von Dir fordere, ist: daß Du ein Freund des römischen Volkes seyn mögest.“

Allucius, der vor Freude und Erkenntlichkeit nicht wußte, was er thun ſolle, fiel dem Scipio zu Füßen, und bat die Götter, daß ſie eine ſo große Wohlthat belohnen möchten, weil er nicht im Stande ſey, es ſeinem Wunſche gemäß und ſo, wie es ſein Wohlthäter verdiene, zu thun. Scipio ließ hierauf Vater und Mutter, nebſt den Anverwandten der jungen Spanierin zu ſich rufen. Sie brachten eine große Summe Geldes mit, um ſie damit loszukaufen; als ſie aber ſahen, daß er ſie ohne Geld los gab, baten ſie ihn, daß er wenigſtens die mitgebrachte Summe als ein Geſchenk annehmen möchte, und betheuerten, daß er durch dieſe neue Gnade ihre Freude und Erkenntlichkeit auf den höchſten Grad erheben würde. Da Scipio dieſen lebhaften und dringenden Bitten nicht widerſtehen konnte, nahm er das Geſchenk an, wandte ſich aber ſogleich zum Allucius, und ſagte ihm: "Ich vermehre die Mitgabe, die Du von Deinem Schwiegervater erhalten ſollſt, mit dieſer Summe, die ich Dich als ein Hochzeit-Geſchenk von mir anzunehmen bitte." Nach ſo vielen Wohlthaten glaubte Allucius Alles den Römern ſchuldig zu ſeyn; er ſtieß mit 1400 gut ausgerüſteten Reitern zu dem Heere der Römer und leiſtete ihnen ſehr wichtige Dienſte. Um aber ſeiner Dankbarkeit noch ein dauerhafteres Denkmal zu ſtiften, ließ er die edle That des Scipio auf einen ſilbernen Schild graben, und machte ihm damit ein Geſchenk. Dieſer Schild, den der römiſche General mit ſich nach Rom nahm, ging nebſt einem Theile des Gepäckes in der Rhone, einem Fluſſe in Frankreich, der auf dem Furka in der Schweiz entſpringt, verloren. Er blieb darin verborgen, bis ihn im Jahre 1665 einige Fiſcher fanden, und herauszogen, worauf er in die Kunſtkammer des Königs von Frankreich gebracht wurde.

Wie edel und zartfühlend benahm ſich gegen jenes Frauenzimmer der jugendliche Held!

*

Bewahre dein Herz mit allem Fleiße, denn aus ihm geht das Leben hervor. Sprchw. 4. 23. — Das Herz des Gottloſen iſt grauſam. Sprchw. 12. 10. — Laß die Weinen-

den nicht ohne Trost. Sir. 7. 38. — Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch. Matth. 7. 12. — Seyd barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist. Luk. 6. 36. — Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden. Röm. 12. 15. — Die Liebe ist milde, ist nicht unbescheiden; sie verletzet den Wohlstand nicht. 1. Kor. 13. 4 — 5. — Tröstet euch einander, und erbaue Einer den Andern. 1. Thess. 5. 11. —

Gib mir, o Gott, ein Herz, das jede Tugend liebet,
Bei Menschen-Wohl sich freut, bei ihrem Weh betrübet:
Ein Herz, das Eigennutz, und Noth und Härte flieht,
Und sich um And'rer Glück, wie um sein Glück bemüht.

Zeitgebrauch.

Wie in dem Bache ein Tropfen Wasser dem andern folgt, so folgt auch in der Zeit ein Augenblick dem andern in das unendliche Meer der Ewigkeit nach. Kostbar, unwiederbringlich ist die Zeit; der Augenblick, der so eben war, ist schon auf immer entflohn, und nie kehrt er wieder. Was kann euch also, liebe Kinder, Wichtigeres gesagt werden, als: heilig sey euch die kostbare Zeit, jede Minute, jeder Augenblick, laßt sie nie unbenützt vorüber gehn! Unschätzbar muß euch jeder Augenblick seyn, nie mehr bringet ihr ihn ein, wenn ihr unbenützt ihn vorüber gehen lasset. Gewöhnet euch, den großen Werth der nie wiederkehrenden Zeit immer mehr schätzen und benützen zu lernen. Je mehr ihr euch von dem Werthe der Zeit überzeugt, die euch Gott schenkt, desto mehr werdet ihr euch zum Danke für dieselbe ermuntert fühlen; jemehr ihr die Zeit schätzt, desto mehr werdet ihr es euch angelegen seyn lassen, sie wohl und weise anzuwenden. Ueberleget daher die kurze ungewisse Dauer der Zeit. Wir leben nur einmal, und wir wissen nicht, wie lange wir leben, wissen aber gewiß, daß wir nicht sehr lange leben. Sollten wir die uns vergönnte, so kurze, so unsichere, so schnell hineilende Lebenszeit verschwenden, und sie nicht so gut als möglich anzuwenden suchen? Bedenket, wie viel des Guten man für sich selbst und Andere

wirken kann, wenn man die Zeit wohl zubringt. Nichts kann dem Menſchen ein vernünftigeres, ihn nie gereuendes Vergnügen machen, als eine ſorgfältige, weiſe Benützung der Zeit. Aber nichts zieht auch ſo bittere Reue nach ſich, als unnütze Zeit-Verſchwendung. Mit Recht kann man keinen Menſchen weiſe nennen, der ein leichtſinniger Zeit-Verſchwender iſt. Er vergißt den Zweck ſeines Lebens, an ſich ſelbſt, ſeiner eigenen Verbeſſerung und Vervollkommnung zu arbeiten, und der menſchlichen Geſellſchaft nach allen Kräften nützlich zu ſeyn; er vergißt, zu welch einem wichtigen Ziele ihm die Zeit verliehen iſt. Nichts iſt unwiderbringlicher, als die Zeit. Darum ſehet auf euere Tage, Stunden, Augenblicke, liebe Kinder! Wie viel des Guten könnet und ſollet ihr in der Jugend goldenen Zeit euch ſammeln! Verſchwendet keine Stunde nutzlos, verwendet ſie weiſe; fraget euch oft: was hab ich heute, was in dieſer verfloſſenen Stunde Gutes gethan und gelernt? Den Tag, wo ihr nichts Gutes gelernt oder gethan habet, haltet für verloren, und ſaget — „So ſey keiner mehr!“

1. Markus Aurelius Antonius, geboren im Jahre 121 nach Chriſtus, verwendete die Zeit ſeiner Jugend mit aller Sorgfalt, um ſich eine wahre Bildung ſeines Geiſtes zu verſchaffen. Er theilte alle Stunden des Tages ab, und widmete jede derſelben den ernſten Beſchäftigungen, und nur ſehr wenige der Erholung. Er war ſo lebendig von dem hohen Werthe der Zeit und von ſeiner Pflicht, ſie weiſe zu benützen, überzeugt, daß er ſich die ſtrengſten Vorwürfe machte, wenn er hie und da eine Stunde des Anſtandes wegen mit andern Jünglingen ſpielend zubringen mußte. Es ging auch kein Tag vorüber, an welchem er ſich nicht fragte: „wie hab' ich den heutigen Tag zugebracht, wie hab' ich gelernt, und was iſt mir noch zu lernen übrig?“ Nur durch eine ſo ſorgfältige und weiſe Verwendung der Zeit in der Jugend konnte es ihm gelingen, ſich eine ſo ausgezeichnete Bildung ſeines Geiſtes zu verſchaffen. Er wurde römiſcher Kaiſer nach dem Tode ſeines Wohlthäters Antonius Pius, der ihn an Kindesſtatt angenommen hatte. Aber auch als Kaiſer war ihm die Zeit koſtbar, und er benützte ſie auf alle Weiſe zum Guten. Er hielt ſie für zu köſtlich, als daß er ſie

unter Tändeleien und unnützen Zerstreuungen hätte verschwenden sollen. Selbst auf Reisen, oder unter den verdrießlichsten Vorfällen suchte er Augenblicke zur Arbeit und zum Nachdenken über seine Handlungen zu gewinnen. Mitten in den heftigsten Kriegen schrieb er im Feldlager sehr erbauliche Betrachtungen über sich selbst. Wäre Markus Aurelius wohl ein so großer und berühmter Mann geworden, wenn er nicht schon in früher Jugend den Werth der Zeit zu schätzen, und sie weise zu verwenden gelernt hätte? —

2. Der Prinz von** erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung. Er hatte eine sehr religiöse Gemüthsart und eine stille Seelenstimmung, und liebte daher die Einsamkeit mehr, als die lockenden Vergnügungen am Hofe. Von dem Werth und der Wahrheit der Zeit hatte dieser Prinz so große Begriffe, daß er mit der größten Sorgfalt jeden Augenblick zu benützen suchte. Er hatte sich selbst eine Tagesordnung festgesetzt, und befolgte sie sehr pünktlich; er wich nicht im Mindesten davon ab, bis er einen gewissen Kreis von Stunden für irgend eine Wissenschaft geschlossen hatte. Als er einst bei einem Hoffeste seyn mußte, welches sehr lange dauerte, kam er betrübt zu seinem Hofmeister, und sagte: „Ach, ich habe viel, sehr viel verloren; ich habe heute nichts Gutes gelernt!“ Durch sein anhaltendes Denken und die äußerst sorgfältige Benützung und Eintheilung der Zeit gelang es ihm, sich außerordentliche Kenntnisse zu erwerben. Er verstand hebräisch, chaldäisch, syrisch, griechisch, die Kirchen- und Weltgeschichte; er war sehr bewandert in der Erdbeschreibung, Pflanzenkunde, Scheidekunst und Naturlehre. Er besaß mehrere Handschriften über gelehrte Gegenstände, von ihm selbst verfaßt, deren Druck er aus Bescheidenheit nicht erlaubte. Wenn Künstler, Gelehrte und andere Personen ihn sprechen wollten, so wurden sie sogleich vorgelassen, oder wenn er sie auf eine gewisse Zeit bestellt hatte, und andere Geschäfte ihm nicht erlaubten, sie alsdann zu sprechen, so ließ er ihnen, ehe sie kamen, davon Nachricht geben, um ihnen den Zeitverlust zu ersparen. Aber es suchte nicht nur sein Geist immer mehr an Bildung zuzunehmen, — sein Herz war eben so edel als sein Geist gebildet. Es ist un-

glaublich, wie große Summen dieſer wohlthätige Prinz verwendete, um Kinder in Schulen und Klöſtern erziehen zu laſſen, junge Frauenzimmer auszuſteuern, junge Leute in die Lehre zu geben, oder ſie Meiſter werden zu laſſen, unglücklichen Kaufleuten und Handwerkern wieder aufzuhelfen, oder den Bankerott Anderer zu verhindern, die Offiziere im Dienſte zu erhalten, oder ihren Wittwen und Waiſen beizuſtehen, arme Familien zu unterſtützen, den Kranken zu helfen, Arznei für ſie zu bezahlen. In Anſehung der letzteren Klaſſe hülfsbedürftiger Menſchen vermochte ihn ſogar ſeine Menſchenliebe, daß er ſelbſt zuweilen, nur von einem Bedienten begleitet, zu ihnen in ihre Hütten, enge Kammern und vor ihr Krankenlager kam, ihre Wunden und Krankheiten unterſuchte, und ſich nach ihrem Zuſtande genau erkundigte. Als man dem Prinzen einſt hierüber Vorſtellungen machte, indem er ſich oft in Gefahr ſetze, ſelbſt krank zu werden, entgegnete er. «Gott hat mich geſegnet, daß ich helfen kann; ich muß meine Zeit wohl auskaufen!» Eben ſo machte er große Verbeſſerungen in der Naturkunde, dem Ackerbau, den Künſten und Wiſſenſchaften. Er ſorgte für die gelehrte Ausbildung ſeines Geiſtes zeitlebens. Ungeachtet der großen Summen, welche ihm ſeine Wohlthätigkeit koſtete, bezahlte er dennoch die Schulden ſeiner Vorfahren, brachte die erſchöpften Finanzen wieder in Ordnung, und vermehrte noch beträchtlich die Domänen ſeines Hauſes. Er liebte die Gerechtigkeit ſo ſehr, daß er einem Privatmann, der einen Prozeß gegen ihn hatte, Geld zu deſſen Ausführung gab, und nachdem dieſer die Sache gewonnen hatte, ihm dankte, daß er ihn dadurch von einer ungerechten, vorher ihm nicht als ſolche bekannt geweſenen Handlung bewahrt habe. Er war geliebt von allen rechtſchaffenen und weiſen Menſchen, und eine große Anzahl Unglücklicher und Dürftiger, welche durch ſeinen Tod einen unermüdeten Wohlthäter verloren, folgten ihm trauernd zum Grabe.

Wie ſchön und ſegenreich hat dieſer Edle ſeine Zeit ausgekauft und verwendet!

*

Schnell rollen meine Tage fort, schneller, als der Faden abgerissen wird vom Weber. Job. 7. 6. — Ist doch der Mensch wie nichts; seine Zeit fährt dahin wie ein Schatten. Psalm. 143. 4. — Kind, brauche die Zeit, und hüte dich vor unrechter Sache. Sir. 4. 23. — Zum Sündigen gab uns Gott die Zeit nicht. Sir. 15. 21. — Wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird. Matth. 24. 42. — Sehet, jetzt ist die Gnadenzeit (für euch Kinder die Jugend). — II. Kor. 6. 2. — Da wir also noch Zeit haben, lasset uns Gutes thun. Galat. 6. 10.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit, was hält sie auf?
Sie benützen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf.
Das, ihr Kinder, hält ihr Schweben,
Hält die Fluth der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Segen auf ihn streu'n.

Zufriedenheit.

Wir Alle sind ein Werk der Hand unseres Schöpfers, von seinem Hauche beseelt, nach seinem Bilde geformt. Er ist es, der, ehe wir noch aus dem Nichtseyn hervorkamen, uns schon die Laufbahn vorzeichnete, die wir wandeln sollten. Er ist es, der uns unsern Wirkungskreis bestimmte, und uns die Kräfte des Geistes und Körpers gab, die demselben angemessen sind. Seine Weisheit, seine Güte hat den ganzen Plan unseres Lebens entworfen. Mit diesem Plane sollen wir zufrieden seyn, nicht murren gegen das Schicksal, das seine Hand uns auflegte; er, der Allgütige, will gewiß nur unser Bestes, unsern wahren Nutzen. Die ungleiche Austheilung der zeitlichen Güter unter seine Diener hat der große Hausvater mit weisem menschenfreundlichem Gebrauche derselben bedingt. Jede Klage, jede Unzufriedenheit, daß Gott uns diese und nicht eine andere Stelle auf Erden zutheilte, ist Undank, Mißkenntniß seiner weisen Absichten, die uns zwar verborgen, aber

immer gewiß die weiſeſten und beſten ſind. Es hängt ja jedes Kind, das ſich ſelbſt noch nicht leiten kann, willig von ſeinem Vater ab, und wir, die wir ſo wenig als ein Kind wiſſen, was zum wahren Frieden unſerer Seele dient, wir ſollten nicht unſern Willen, die Lenkung unſeres Schickſals ſeiner Hand unterwerfen? — Wahrlich, wer ein reines Gewiſſen, ein liebevolles Herz und die tröſtende, unausſprechliche Hoffnung auf ein beſſeres Leben beſitzt, dem fehlt nichts zur Ruhe der Seele, zu ſeinem wahren Glücke, das an keinen beſondern Stand, weder an Reichthum, noch Macht, noch Gelehrſamkeit, noch Ueberfluß gebunden iſt. Liebe Kinder! überlaſſet mit wahrhaft kindlichem Vertrauen euere Schickſale dem Vater aller Menſchen. Alles, was von ſeiner Hand kommt, Gutes und Strafe, Reichthum und Armuth, Hoheit und Niedrigkeit, hat keinen andern Zweck, als euer Beſtes. Seyd immer zufrieden mit dem, was Gottes weiſe Vorſehung euch beſchieden, und verwendet es weiſe und wohlthätig für euch und euere Mitmenſchen. Seyd thätig und treu in dem Berufe und Wirkungskreiſe, den Gott euch anwies. Wer zufrieden iſt, iſt auch immer reich. Verwendet auch das Wenige zu Gottes Ehre, zu euerem und der Mitmenſchen Wohle. Die Hoffnung eines beſſern Lebens lehre euch, geduldig und zufrieden als Chriſten jede Widerwärtigkeit des Lebens zu ertragen. Sey auch euer Schickſal noch ſo hart, euere Laufbahn noch ſo dornenvoll, euer Stand noch ſo gering, ſo ſeyd ihr doch Kinder des lieben Vaters im Himmel. Dies tröſte, ſtärke, ermuntere euch bis an das Ende eueres Lebens.

1. In der Küche des Schloſſes zu Verſailles war unter Ludwig XI. ein Knabe, der den Bratſpieß über dem Feuer drehen mußte, und dafür ſeinen Unterhalt bekam. Einſt ging eben der König vorbei, und erblickte den Knaben bei ſeiner Arbeit. Weil er nun eine einnehmende Geſichtsbildung hatte und ſo heiter und fröhlich ausſah, ſo dachte der König: der Knabe ſchickt ſich wohl zu etwas Beſſerm, ich will ihn doch einmal ausfragen.

„Wo biſt du her?“ fragte alſo der König, „und was iſt deine Verrichtung?“

„Ich bin von Berry,“ antwortete der Knabe, ohne zu wiſſen, daß er mit dem König redete, — „ich heiße Stephan und bin hier Küchenjunge.“

„Wie viel verdienſt du denn bei deinem Aemtchen da?“

„Ich verdiene ſo viel als der König.“

„Hm! wie viel verdient denn der König?“

„So viel, als er braucht, und so viel verdiene ich auch. Was will man mehr?»

Wie zufrieden mit seinem Schicksale war also dieser armer Knabe!

2. David Klaus von Halberstadt war in seiner frühen Jugend Viehhirt des Nikolai-Klosters. Schon sehr früh offenbarte sich in ihm eine mächtige Vorliebe für Wissenschaft und Kunst. Die Armuth seiner Aeltern entzog ihn bald der ihm so werth gewordenen Schule; man zwang ihn, das Vieh auf dem Felde zu hüten; aber auch hier stack in seiner Hirtentasche immer ein Buch, das er durchlas, durchdachte und am Rande mit Bemerkungen und Einfällen versah. Ein Bruder des Nikolai-Klosters versah den schmeichelnden Jungen manchmal mit Büchern. Seiner Anempfehlung verdankte es Klaus späterhin, daß er den Dienst eines Hirten der dem Kloster gehörenden Heerde mit einem jährlichen Gehalte von acht Thalern erhielt. Klaus hielt dieses Ereigniß für das glücklichste seines Lebens. Nie beschwerte er sich über sein Loos, und wenn ihn seine Freunde, oder Fremde, welche die Neugier, den gelehrten Hirten kennen zu lernen, in seine Nähe gebracht hatte, theilnehmend fragten: ob er denn nichts in seiner kümmerlichen Lage wünsche, und warum er sich um kein besseres Brod bewerbe, von seinen nützlichen Kenntnissen nützlicheren Gebrauch zu machen strebte, so antwortete er mit überaus bescheidenem Wesen: daß ihm nichts fehle, er habe ein Obdach und die nöthigen Kleider, keinen einzigen Feind, keine Neider. Er war also mit seiner Lage vollkommen zufrieden.

Davids Bruder, ein vermöglicher Schäfer, zog manchmal den Beutel für ihn, wenn seine kleine Baarschaft für Bücher nicht hinreichen wollte Diese wurden denn so lange gelesen, bis sie Klaus auswendig wußte. Diejenigen Stellen, die ihm am besten gefielen, schrieb er sich aus denselben heraus, zu welchem Behufe er sich eigene Sammlungsbücher gemacht hatte. So war die Bibliothek des armen Hirten bis auf 1200 Bände herangewachsen. Am meisten fühlte er sich zur Naturgeschichte hingezogen. Bei einer solchen außerordentlichen Liebe für wissenschaftliches Treiben vernachlässigte David seinen Beruf aber keineswegs. «Zuerst mein Amt, dann meine Lust» — pflegte er zu sagen. Bei seinen überaus dürftigen Umständen war er von einer menschenfreundlichen Wohlthätigkeitsliebe beseelt. Von seinen Broden, die er aus dem Kloster und später aus dem Hospitale erhielt, theilte er wöchentlich die Hälfte unter die Armen. In den letzten Tagen seines Lebens litt er überaus große Schmerzen; aber selbst unter diesen Leiden verließ ihn

die Heiterkeit des Geiſtes, die frohe Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit nicht. Er war zufrieden im Leben, und war es auch im Sterben.

*

Es iſt ein trockener Biſſen, daran man ſich genüget, beſſer, als ein Haus voll Geſchlachtetes mit Hader. Sprchw. 17. 1. In einem zufriedenen Leben findet man einen Schatz. Sir. 40. 18. — Sey zufrieden, du habeſt wenig oder viel. Sir. 42. 4. — Dem Viel übergeben, bei dem wird auch viel geſucht, und wem viel anvertraut, von dem wird man auch viel fordern. Luk. 12. 48. — Ich habe gelernt, mit meinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn. Ich weiß ſowohl zu entbehren, als Ueberfluß zu haben. In Allem und Jedwedem bin ich geübt, ſatt zu eſſen und Hunger zu leiden, Ueberfluß und Mangel zu haben. Phil. 4. 11—12. — Es iſt ein großer Gewinn, gottſelig und dabei genügſam ſeyn; wir haben ja nichts in die Welt gebracht; es iſt offenbar, daß wir auch nichts daraus mitnehmen können. Tim. 6. 6—7. Seyd zufrieden mit dem, was ihr habet; denn der Herr hat geſagt: ich will dich nicht verlaſſen, ich will dich nicht verſäumen. Hebr. 13. 5.

Wer mit dem Nöthigſten zufrieden,
Unnöthiges nicht wünſcht, und keinen Ueberfluß,
Dem hat ſein guter Gott den beſten Theil beſchieden,
Dem ſchafft ſein Nöthigſtes den ſüßeſten Genuß.

*

Eine Reihe von Bildern der Tugend aus dem Leben guter Kinder habe ich euch nun vor die Seele geführt, meine lieben Kinder! Als Freunde der Tugend und alles Guten traten ſie aus der böſen Welt, wie der freundliche Mond aus dem wolkichten Nachthimmel, hervor, und haben euch durch ihr Leben und Beiſpiel die große Wahrheit geprediget: Sieh! die Tugend iſt kein Traum, der Menſch iſt göttlichen Geſchlechtes! Präget daher dieſe Bilder der Tugend recht tief in euere Seele, daß ſie euch als freundliche Sterne im Gewühle der Welt vorleuchten, ihr nie ausgleitet auf der Bahn des Rechts und der Pflicht, Gott und ſeinen heiligen Geboten unwandelbar getreu ſeyd, bis er euch ins beſſere Leben ruft, wo der Sieger über Sinnlichkeit und Welt ſeine unvergängliche Krone erhält. Gott ſegne die ausgeſtreute Saat! Wachſet immer in der Gnade und Erkenntniß unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti! Ihm ſey Ehre jetzt und zu ewigen Zeiten!

Inhalt.

Erster Band.

	Seite.
Einleitung	1
Das Bild eines guten Kindes	11
Abhärtung	28
1. Markus Cato	30
2. Philopömen	31
3. Cajus Julius Cäsar	31
4. Isaak Newton	32
Bibelstellen	33
Denkspruch	33
Achtung	33
I. Sey voll Achtung gegen die Befehle deiner Aeltern	34
1. Alphons V.	34
2. Elise W—	35
Bibelstellen	37
Denkspruch	37
II. Achte auch Befehle harter Aeltern, und ehre sie	37
1. Titus	37
2. Ein junger Athenienser	40
3. Johann Cicero	40
4. Iwan Basilowitsch	42
5. Das Kind des Chinesen Minsum	43
Bibelstellen	44
Denkspruch	44
III. Achte auch deine armen Aeltern	45
1. Dävas	45
2. Carl Leonhardt	46
3. Der Staatsmann in W—	49
Bibelstellen	49
Denkspruch	50
IV. Achte deine Lehrer	50
1. Alexander der Große	50
2. Epaminondas	50
3. Marc. Aurel. Antonius	51
4. C. Friedr. Gottl. v. Castell	52
5. Die Studierenden im Kloster zu St. Gallen	53
6. Ein studierender Grieche	54
7. Konrad Heidegger	54
Bibelstellen	55
Denkspruch	55
V. Achte und ehre das Verdienst	56
Heinrich u. Carolina v. Berry	56
Bibelstellen	59
Denkspruch	59
Aeltern	59
Hochschätzung derselben	60
1. Die zwei Söhne des Diagoras	61
2. Alphons IX.	62
3. Der Dauphin, Sohn des Königs Ludwig XVI.	63
4. Magdalena W—	65
Liebe gegen die Aeltern	66
1. Wolfgang Amadäus Mozart	66
2. Christine K—	67

Seite.

3. Horatio Nelson . 68
Unterstützung der Aeltern . . . 69
1. Franzesko Mikeli . 69
2. Ein schwedisches Mädchen 73
3 Ein junger Edelmann zu Paris . . . 77
4. Wilhelmine von A— 78
5. Georg Friedrich Händel 79
6. Terentia . . . 80
Denkspruch . . . 81
Theilnahme an den Schicksalen der Aeltern . . . 81
1. Holien, der Chinese 82
2. Julie Delleglace . 83
3. Wilhelm Speke . 84
4. Elisabeth Cazotte . 86
Denkspruch . . . 91
Aufopferung für die Aeltern . . . 91
1. Ein chinesischer Knabe 92
2. Der Unteroffizier und sein Vater . . 92
3. Ein Jüngling aus Schweden . . . 93
4. Marie Sombreuil . . 94
Preisgebung des Lebens für die Aeltern 96
1. Aeneas, Priams Sohn 96
2. Atys, Sohn des Crösus 97
3. Scipio Afrikanus der Aeltere . . . 99
4. Cnejus Pompejus . 100
5. Plinius der jüngere 101
6. Die Marquise von Bois-Beranger . . 102
7. Thioang . . . 103
8. Halmehi Cantimiri 107
Bibelstellen . . . 110
Denkspruch . . . 110
Arbeitsamkeit 111
1. Richard Whittington 112

Seite.

2. Isabella, die Kaffeewirthstochter . . . 120
3. Nichols, der kleine Wollenhändler . 123
4. Erneſtine Christine Reiske von Kämberg . 129
5. Anton Rindenschwender 130
6. Thereſia D— . . 133
7. Heinrich Klaus, Heinrich Helmers u. Heinr. Preis 136
8. Nil Justesen . . 137
Bibelstellen . . . 141
Denkspruch . . . 142
Armuth 142
1. Thummann . . 143
2. Christ. Gottl. B— v. L— d 144
3. Wilhelm von S— . 151
Bibelstellen . . . 153
Denkspruch . . . 154
Aufrichtigkeit 154
1. Cyrus . . . 155
2. Gorgo, die Tochter des Königs Cleomenes 155
3. Tit. Aurelius Antonius 156
4. Dorothea von Medem 157
5. Bernard . . . 157
6. Charlotte Aug. v. Wales 158
7. Wilhelm und Haunchen 159
Bibelstellen . . . 161
Denkspruch . . . 161
Barmherzigkeit 162
1. Der Prinz von Isenburg 163
2. Prinzessin Elisabeth . 164
3. Die Kinder-Armen-Anstalt zu Altona . 169
4. Vier edle, junge Mädchen zu Lion . 170
5. Adalbert von Prag . 171
6. Elmina von Marseille 172
7. Ein armer Knabe in Paris 175
8. Ein anderer Knabe 176
9. Gauzer . . . 178
10. Ein 13jähriger Knabe 179

Seite.

11. Die eilfjährige Tochter eines Gutsbesitzers 180
12. Ein Mädchen von sechs Jahren in Kidnaun 180
Bibelstellen . . . 181
Denkspruch . . . 182
Beleidigung 182
1. Ein Prinz . . 182
2. Pauline F—u. Anna M— 183
3. Der Sohn eines Oberhaupts der Kalmuken 184
4. Christian, Graf zu Stollberg . . . 185
Bibelstellen . . . 185
Denkspruch . . . 187
Beruf 187
1. Daniel Weber . . 187
2. Marie Gertrud ** . 188
3. Theodor M— aus K— 190
Bibelstellen . . . 195
Denkspruch . . . 195
Bescheidenheit 196
1. Publius Valerius . 196
2. Der Sohn des Kaisers Decius . . . 198
3. Cicerejus . . 198
4. Johanna Collin . 199
5. Alexander Pope . 201
6. Zwei Fräulein v. Schweinitz 202
7. Alphons V. . . 202
8. Alexander Severus . 203
9. Balthaser Münter . 204
10. Theodora . . . 205
Bibelstellen . . . 205
Denkspruch . . . 205
Besserung 205
1. Prinz Ludwig v. Burgund 207
2. Tom Burnet . . 212
3. Christine aus Berlin 212
4. Peter Viktor Baron von Besenval . . 215
5. Gottfried von Anjou 216
6. Ein Prinz . . 217

Seite.

7. Martini . . . 221
8. Daniel Weber . . 222
9. Ein Knabe . . 224
10. Ein Waisenknabe zu Erfurt 224
11. Norbert * . . . 225
12. Das Kind eines Chinesen 227
Bibelstellen . . . 228
Denkspruch . . . 228
Billigkeit 228
1. Die Geschwist. Reißenstein 229
2. Marie B— u. Agatha J— 229
Bibelstellen . . . 231
Denkspruch . . . 231
Bruderliebe 232
1. Cato, von Utika . 233
2. Artabazanes und Xerres 234
3. Montain's jüngerer Bruder 235
4. Palmyre Michel . 237
5. Heinrich und Franz von Armagnac . . 238
6. Zwei Brüder von Nalac aus Lyon . . 240
7. Ein Sohn des Aubry 241
8. Ein Jüngling, der für seinen Bruder in Kriegsdienst tritt . . 243
9. John Williams . 244
10. Georg Hirner aus Pill in Tyrol . . 245
11. Zwei Brüder auf einem portugiesischen Schiffe 247
12. Die Söhnchen eines Taglöhners . . . 248
Bibelstellen . . . 249
Denkspruch . . . 249
Bücher 249
1. Philopömen . . 251
2. Claudius Julianus . 252
3. Nikolaus Boileau . 253
4. Gottf. Wilh. v. Leibnitz 253
5. Aristippus . . 255
6. Dacier . . . 255
7. Jakob Joseph Duguet 256

Seite.

Bibelstellen . . . 259
Denkspruch . . . 259
Charakter 259
1. Benjamin Franklin . 260
2. Herzog Christoph von Würtemberg . . 263
3. Elise Embert . . 264
4. Julius Lieberkühn . 265
Bibelstellen . . . 267
Denkspruch . . . 267
Christus bekennen 267
1. Pankratius . . 269
2. Martina . . . 270
3. Agapitus . . . 271
4. Eulalia und Julie . 274
5. Blandina und Ponticus 277
6. Abdallah und Sabat 281
Bibelstellen . . . 284
Denkspruch . . . 284
Dankbarkeit 285
I. Sey dankbar gegen Gott, den größten Wohlthäter . . 286
1. Johann August Schmied 286
2. Kasimire, Gräfin v. Lippe 287
3. Joseph und Eleonore G* 288
Bibelstellen . . . 291
Denkspruch . . . 291
II. Sey dankbar gegen Aeltern, nach Gott die größten Wohlthäter . . . 291
1. Daspet, der Schulmeisters-Sohn aus Granada 292
2. Der junge Vukassowich 293
3. Dorothea Bergmann 295
4. Joachim von Ziethen 297
5. Ein Knabe und ein Mädchen, Kinder eines Webers . . . 298
6. Ein junges, sehr schönes Mädchen in Deutschland 299
7. Wilhelm und sein Bruder aus Glasgow in Schottland . . 300
8. Ein Frauenzimmer von Melle im Osnabrükischen 304
9. Der Sohn eines armen Bauers in Böhmen 304
10. Ein junger Türke von Ismail . . . 306
11. Heinrich Sander aus Karlsruhe . . 308
12. Christine Cramer . 309
Bibelstellen . . . 310
Denkspruch . . . 310
III. Sey dankbar gegen deine Lehrer . 311
1. Ein Hirtenknabe . 311
2. Friedrich Gottl. Klopstock 312
3. Aeschines . . . 313
4. Königin Louise von Preußen. . . 314
5. Alexander der Große 315
6. Jakob, der arme . 316
7. Fried. Wilhelm der III. 319
8. Ehrenfried Klinger 321
9. Die einzige Tochter eines Gutsbesitzers zu Plimton . . 324
10. Ein dürftiger Schüler aus Sachsen . . 325
11. Annius Verus . . 326
12. Thereſe, Königin v. Baiern 327
Bibelstellen . . . 328
Denkspruch . . . 328
IV. Sey dankbar gegen deine Wohlthäter 328
1. Jakob Amiot von Metün 329
2. Ein Mädchen aus dem Findelhaus zu Paris 330
3. Ein junger Provençale 331
4. Fiz-Williams . . 335
5. Ein junger Savoyarde 336
6. Claude Tricot . . . 337
7. Ein armer Knabe . 338

	Seite.
8. Peter aus dem Findelhause zu Paris	340
9. Ein Adjutant eines französischen Generals	341
10. Sebastian von Reibisch	342
11. Ludwig Dosrouleaux ein Negersklave	343
12. Johanna Cery, ein Neger-Mädchen	347
13. Angelika und ihr Bruder Friedrich	350
14. André, der junge Schreiner	356
Bibelstellen	365
Denkspruch	365
Demuth	365
1. Der Prinz des Kaisers Decius	367
2. Roswitha	367
3. Kasimir von Polen	369
4. Louise Amalie, Prinzessin von Braunschweig	372
5. Agathokles	373
6. Der Kardinal v. Bragni	373
7. Karl Rollin	374
Bibelstellen	375
Denkspruch	375
Dienstboten	375
1. Johanna und Franziska	376
2. Ein junger russischer Offizier	378
Bibelstellen	379
Denkspruch	379
Dienstfertigkeit	380
1. Anselm Kolb	380
2. Albertine *	382
3. Franz Renz	384
4. Julius Berthold	385
Bibelstellen	387
Denkspruch	388

Zweiter Band.

	Seite.
Edelmuth	5
1. Die zwei Knaben in Paris	5
2. Ein sechsjähriges Mädchen aus Aignan	6
3. Ein armer Knabe	7
4. Ludwig, Herzog von Burgund	8
5. Walburga D—	9
6. Emil —	12
7. Heinrich, Graf v. Hochberg	15
8. Bossani, ein junger, reicher Genueser, und Halib der Türke	21
Bibelstellen	25
Denkspruch	26
Ehrerbietung	26
I. Sey ehrerbietig gegen deine Aeltern	26
1. Die zwei Söhne des Diagores	26
2. Cleobis und Biton	28
3. Alphons IX.	28
4. Iselin	30
5. Thomas Morus	31
6. Rittmeister Kurzhagen	32
7. Josepha	33
8. Krappenberger	37
Bibelstellen	38
Denkspruch	38
II. Sey ehrerbietig gegen das Alter	39
1. Die lazedämonische Jugend	39
2. Caroline A**.	40
3. Ein Jüngling	42
4. Eine russische Fürstentochter	43
5. Benjamin Kassel, des Verwalters Sohn aus Elguth	44

	Seite.
Bibelstellen . . .	46
Denkspruch . . .	46
Ehrlichkeit	47
1. Franz Greisel . .	48
2. Marie, die Hirtentochter	48
3. Claude Rougemont, ein Hirte . . .	49
4. Johanna Ecuyer .	51
5. Richard in Paris .	52
6. Ein armes, eilfjähriges Bauernmädchen .	52
7. Franz K** . . .	54
8. Johanne, ein junges Dienstmädchen .	59
9. Graf Nikonelly, vormals ein armer Knabe .	60
10. Anton Perkornig von Gutenstein in Unter-Kärnthen . .	61
11. Ein studirender Jüngling in Koppenhagen	61
12. Riquinelli . .	62
Bibelstellen . . .	65
Denkspruch . . .	66
Eigenthum	66
1. Der Dauphin Ludwig von Frankreich . .	67
2. Der Schornsteinfegerjunge	67
3. Barbara F** . .	68
4. Wilhelm und Heinrich	70
Bibelstellen . . .	73
Denkspruch . . .	73
Erholung	74
1. Themistokles . .	75
2. Johanna Gray .	76
3. Philippus Nerius .	78
4. Roswitha . .	79
5. Maximilian Orth .	80
6. Anna Tanneguy Le Fevre	82
Bibelstellen . . .	84
Denkspruch . . .	84
Feindesliebe	84
1. Alphons, ein junger Spanier	86
2. Bianca von Medicis	89
3. Magnus von Verden	94
4. Verena Kohler .	100
5. Peter von Szápár	103
6. Das fromme Ziegenmädel	106
7. Ferdin u. Heinr. Gualteri	110
8. Bibiana Wallner .	113
Bibelstellen . . .	118
Denkspruch . . .	118
Fleiß	118
1 Alexander, Philipps von Mazedonien Sohn	120
2. Terentius . .	121
3. Benjamin Franklin .	123
4. Adrian Baillet . .	125
5. Moses Mendelssohn von Dessau . . .	126
6. Conrad Geßner v. Zürich	129
7. Eduard VI. . .	130
8. Thomas, der Sohn eines Bergmannes . .	135
9. Joh. Franz Marmontel	136
10. Mattheus Prior .	138
11. Johann Racine .	140
12. Joh. Adam von Ickstatt	141
13. Daniel Schwarzkopf	142
14. Die Kinder Norbels von Gaumoens le Jaux	144
15. Laura Bassi . .	144
Bibelstellen . . .	147
Denkspruch . . .	147
Freundschaft	148
1. Damon und Pythias	150
2. Antiphilus u. Demetrius	151
3. Antonio und Roger .	154
4. Clermont und seine Freunde . . .	157
5. Kaiser Karl V. und Graf de Bossu . .	160
6. Weber und Hofbauer	161
7. Georg M** u. Max R**	162
8. John Smith und Thoms aus London	166

Seite.

Bibelstellen . . . 168
Denkspruch . . . 168
Friedfertigkeit 168
1. Gotth. Ephraim Lessing 169
2. Clemens Wicker aus R* und Bernhard Wärm 170
3. Clara M**, eines Beamten Tochter, und die Metzgers Tochter Catharina R** . 172
Bibelstellen . . . 175
Denkspruch . . . 175
Frömmigkeit 175
1. Doddrigde . . 176
2. Fürst Georg von Anhalt 177
3. Casimir, d. polnische Prinz 179
4. Casimire, Prinzessin von Anhalt-Dessau . 180
5. Prinz Alphons . 181
6. Ein römischer Prinz 183
7. Johann Harrington 184
8. Anna, Prinzessin des Königs Karl I. v. England 185
9. Marie Lenley . 185
10. Joseph Addisson . 186
Bibelstellen . . . 187
Denkspruch . . . 187
Gebet 187
1. Gottlieb ** . . 189
2. Christlieb von Exter 189
3. Carl Brugmann . 190
4. Christ. Fürchtegott Gellert 190
5. Prinz Albrecht Heinrich von Braunschweig 192
6. Mary Hudson aus Südcarolina . . 193
7. Adalbert aus Prag 194
8. Ein blindes Mädchen 195
9. Ein armer Student 196
10. Ein schwedischer Jüngling 197
11. Rührendes Dankgebet eines Wilden für seinen Wohlthäter . 199

Seite.

12. Ein junger indianischer Prinz . . 200
Bibelstellen . . . 201
Denkspruch . . . 202
Geduld 202
1. Nikolaus Boileau 204
2. Der Dauphin, Ludwig Karl . . 204
3. Christlieb von Exter 208
4. Ludwig, Herzog von Burgund . . 209
5. Karoline W** in K** 210
6. Konrad G** aus U** 211
7. Isnard, aus der ehemaligen Provence . 213
8. Der Prinz von *** 215
Bibelstellen . . . 216
Denkspruch . . . 217
Gefälligkeit 217
1. Ludwig Karl, Sohn Ludwigs XVI. . . 218
2. Eine junge Galizierin 221
3. Charlotte Auguste von Wales . . 222
4. Einige Jünglinge im Dorfe des Fürstenthums Lippe-Detmold . 223
Bibelstellen . . . 224
Denkspruch . . . 224
Gehorsam 224
I. Sey gehorsam gegen die Aeltern . 225
1. Cajus Marc. Coriolan 225
2. Johann Cicero, Prinz von Brandenburg 227
3. Julius, Prinz von Braunschweig . . 228
4. Therese P** . . 229
Bibelstellen . . . 230
Denkspruch . . . 230
II. Sey gehorsam gegen deine Lehrer 231
1. M. Port. Cato, d. Jüngere 231

Seite.

2. Xenokrates a. Chalcedon 231
3. Prinz Kasimir von Polen 232
Bibelstellen . . . 234
Denkspruch . . . 234
Genügsamkeit 235
1. Pittacus . . . 236
2. Quinctius Cincinnatus 236
3. Pelopidas . . 237
4. Marcus Curius . 237
Bibelstellen . . . 238
Denkspruch . . . 238
Geschwisterliebe 238
1. Paireſe . . . 238
2. Dorothea von Kurland 239
3. Zwei Brüder aus Lyon 240
4. Franziska Larochebeaucour . . . 241
5. Ludwig Weber . 243
6. Friderike Dorothea Louiſe Philipine v. Preußen 244
7. Robert, Sohn Wilhelms des Eroberers . 245
8. Die Brüder Bruyset aus Lyon . . . 246
Bibelstellen . . . 246
Denkspruch . . . 247
Geſellſchaft 247
1. Heinr. Franz von Agueſſau 248
2. Der Sohn eines Portugieſen . . . 249
Bibelstellen . . . 251
Denkspruch . . . 251
Gewiſſenhaftigkeit 251
1. Ein ehemaliger Zögling des straßburgiſchen Waiſenhauſes . . 252
2. Eliſabetha G** . 253
3. Ein Schüler . 255
4. Israel Jakob . 255
Bibelstellen . . . 259
Denkspruch . . . 259
Gottesfurcht 259
1. Johann Albert Fabricius 260

Seite.

2. Die fünf Kinder des Schulzen von R** in Niederſchleſien . 261
3. Baſilius von Atadouroff 263
4. Chriſtine Cramer . 263
Bibelstellen . . . 265
Denkspruch . . . 265
Häuslichkeit 265
1. Lilia Fundana . 266
2. Leonhard W** . 268
3. Anna Chriſtine Wolf 269
4. Der Prinz von Albanien 270
Bibelstellen . . . 273
Denkspruch . . . 274
Höflichkeit 274
1. Der Prinz Friedrich v. ** 274
2. Die Kaufmanns-Tochter Stephanie G** in W** 275
3. Caſpar Melle . 276
Bibelstellen . . . 277
Denkspruch . . . 277
Jugend 277
1. Caſimire, Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau . 278
2. A. D. von H** . 281
3. Heinrich Sander . 283
Bibelstellen . . . 284
Denkſpruch . . . 284
Keuſchheit 284
1. Scipio Africanus, der Jüngere . . 286
2. Clelia . . . 286
3. Ephräm der Syrer 287
4. Julia . . . 288
5. Ein junges Frauenzimmer in Rußland . 290
Bibelstellen . . . 293
Denkſpruch . . . 293
Klugheit 294
1. James Browne . 294
2. Der Sohn eines deutſchen Unterförſters in Polen 296
3. Toms, der Fiſchers Sohn 298

Seite.

4. Wilhelm Volt . 301
5. Lauerwaldt und Müller aus Grüningen . 301
Bibelstellen . . . 303
Denkspruch . . . 303

Lernbegierde 303

1. Cyrus, Cambyses Sohn 304
2. Anacharsis, der Jüngere 305
3. Diogenes aus Sinope 306
4. Franz Petrarca . 307
5. Christoph Columbus 309
6. Paul Sarpi aus Venedig 310
7. Blasius Paskal aus Clairmont . . . 311
8. Jakob Benignus Bossuet aus Dijon . . 313
9. Valentin Jamerai Düval 315
Bibelstellen . . . 319
Denkspruch . . . 319

Liebe, kindliche 320

1. Von Egidy . . 321
2. Ein junges Mädchen in Wien . . . 322
3. Karl Knöchel . . 323
4. Mignot von Aoste . 325
5. Johann Konrad Herwig 325
6. Der edle Sohn einer Familie im fürstl. Windischen Dorfe Grenzhausen . . . 327
7. Das Töchterchen eines Bürgers von St. Domingo . . . 328
8. Ein Jüngling, der sich zum Wohle seines Vaters anwerben läßt 329
9. Anna Engelberger aus der Schweiz . 331
10. Kaspar Maler in Pforzheim . . . 333
11. Die Tochter des Herzogs Larochefoucault 334
12. David Marthe . 335
13. Nadyda Tzernikow 336
14. Das Kind eines armen Holzhauers von Rauflüh 341
15. Cimon, des Miltiades Sohn . . . 345
16. Antigonus Gonatas 346
Bibelstellen . . . 347
Denkspruch . . . 347

Mäßigkeit 348

1. Publius Scipio Aemilianus . . . 348
2. Cyrus . . . 349
Bibelstellen . . . 352
Denkspruch . . . 352

Mitschüler 353

1. Demetrius und Mithridates . . . 353
2. Steinmetz und sein Mitschüler . . . 354
3. Michael Ugolino . 355
4. Ladebach und seine Mitschüler . . . 356
5. Ein armer Student in Berlin . . . 357
6. Der Schulkamerad eines Schülers zu Westmünster 358
Bibelstellen . . . 359
Denkspruch . . . 359

Muth 360

1. Gustav Adolph von Schweden . . 361
2. Karl, der jüngste von 4 Brüdern aus Pesth 361
3. Honorie Gohard . 362
4. Anton, eines Winzers Sohn in Frankreich 362
5. Die 9jährige Tochter eines franz. Taglöhners 365
6. Der junge Arens zu Emden . . . 366
7. Georg Geisler v. Stockach 367
Bibelstellen . . . 368
Denkspruch . . 368

Dritter Band.

	Seite.
Nachdenken	5
1. Aristippus aus Cyrene	5
2. Peter Gassendi	6
3. René Deskartes (Cartesius)	7
4. Candiak von Montkalm	9
Bibelstellen	10
Denkspruch	10
Nächstenliebe	10
1. Ein Knabe in blauer Uniform zu Paris	12
2. Die drei Kinder des Banquiers S** aus Paris	13
3. Simon und Felix	14
4. Joseph Christian aus Versailles	16
5. Elisabeth Krodnig zu Alkus	17
6. Der 14jährige Zimmermanns-Lehrjunge Roguet	18
7. Der Prinz von Oranien	18
8. Rosine Eberenz	19
9. Vigouroux u. sein Bruder	21
10. Karl von Büsslere	21
11. Prinz Maximilian Julius Leopold v. Braunschweig	29
12. Volney Bekner	33
Bibelstellen	36
Denkspruch	36
Ordnung	36
1. Heinrich P** in S**	37
2. Johann Konrad W**	39
3. Veronika M**	40
4. Friedrich G**, eines Amtmanns Sohn	41
Bibelstellen	44
Denkspruch	44
Pflegekinder	44
1. Titus Aurelius Antonius	45
2. Lyddi, eines Kaufmanns Tochter in London	46
3. Julie, die Pflegetochter eines Kolonisten	47
Bibelstellen	53
Denkspruch	53
Reinlichkeit	53
1. Romuald Bachmann	54
2. Marie Charlotte, Tochter Ludwigs XVI.	56
3. Joh. Bapt. von Helmont	57
Bibelstellen	58
Denkspruch	58
Religion	58
1. Adalbert von Prag	59
2. Gräfin Casimire von der Lippe	65
3. Pauline Werner	66
4. Augustin Parma	67
5. Theodor und Johann aus Rom	68
6. Carl Friedr. Steinbach	73
7. Charlotte Christiane Wilhelmine von S*	74
8. Dietrich von Ende	76
9. Der heilige Celsus	78
10. Leokadia	80
11. Nestor	81
Bibelstellen	83
Denkspruch	83
Sanftmuth	84
1. Euklides von Alexandria	85
2. Prinzessin Wilhelmine v. *	85
3. Gregor Willmer	86
4. Euphrosine Haller in M**	87
Bibelstellen	88
Denkspruch	88
Selbstbeherrschung	88
1. Ein Jüngling	89
2. Der Sohn des Schmiedes Thiesing	91
3. Carl XII. von Stockholm	91
Bibelstellen	92
Denkspruch	93

Seite.

Selbsterkenntniß 93
1. Mark Aurel . . 95
2. Eulalia W** in S** 96
Bibelstellen . . . 98
Denkspruch . . . 98
Selbstverläugnung 98
1. Prinz Carl von England 99
2. Drei Söhne reicher Eltern 101
3. Die Prinzessin v. Orleans 102
4. Der Sohn eines Statthalters am persischen Hofe . . . 102
5. Friedrich Wilhelm von Brandenburg . 103
6. Prinz Heinrich v. Preußen 105
Bibelstellen . . . 106
Denkspruch . . . 107
Sparsamkeit 107
1. Antonia u. Justina L** 108
2. Montbrisson . . 110
3. Heinrich, das Findelkind, der Stifter der St. Christophs-Bruderschaft am Arlberge . 111
Bibelstellen . . . 113
Denkspruch . . . 113
Talente 113
1. Anton Magliabechi 114
2. Alexander Pope . 116
3. Gottlieb Hiller . 118
4. Christian Heinrich Heinecke, das Wunderkind 120
5. Peter Anich . . 125
6. Ludwig Heß . . 129
7. Domeniko Cimarosa 132
8. Benjamin West, ein amerikanischer Knabe 133
Bibelstellen 136
Denkspruch . . . 136
Thiere 137
1. Philipp Grieser . 141
2. Caroline ** . . 143
3. Fridolin Steinhardt 145

Seite.

4. Ein Jüngling, der ein fliehendes Lamm gegen seine Verfolger schützt 147
5. Emil ** . . . 149
6. Julie ** . . . 151
7. Pirmin O** aus R** am Bodensee . . 152
8. Gottfried Mind . 153
Bibelstellen . . . 156
Denkspruch . . . 157
Tugend 157
1. Torquato Tasso . 158
2. Ludwig Heinrich Christoph Hoelty . 159
3. Die Tochter des Schullehrers Ehrlich . 161
4. Johann Sudlow . 164
5. Der junge Freiherr von Ostheim . . 164
6. Anna Sch** von * . 166
Bibelstellen . . . 168
Denkspruch . . . 169
Unschuld 169
1. Carl Borromäus . 171
2. Ein gut erzogener Jüngling . . . 172
3. Der Sohn des Oberstadtschreibers Friese in Magdeburg . . 172
4. Das Kind eines ungarischen Husaren-Rittmeisters . . . 174
5. Torwitts Kinder . 177
6. Die verschütteten Kinder von Göschinen am Gotthardsberge . 181
7. Ein armes Bauernmädchen . . . 183
Bibelstellen . . . 185
Denkspruch . . . 185
Vaterland 186
1. Joseph Ludy . . 188
2. Ein Schweizermädchen 189

Seite.

3. Herzog Heinrich Carl Ferd. von Bordeaux 190
4. Das arme Fräulein von Sch** . . . 191
5. Der Sohn des Franzosen de la Tour . 193
6. Markus Curtius . 194
7. Androclea und Alcis 195
8. Ambrosius v. Boufflers 195
9. Maria Prochaska . 196
10. August Danneman . 199
Bibelstellen . . . 200
Denkspruch . . . 200
Verschwiegenheit 200
1. Papyrius, ein römischer Jüngling . . 201
2. Jakob Rompart von Caumont . . . 202
3. Arnold Metzler . 204
4. Der Sohn des Fürsten Constant Moruß . 205
Bibelstellen . . . 208
Denkspruch . . . 208
Vertrauen auf Gott 208
1. Carl Linné . . 210
2. Amalie, eines Pfarrers Tochter . . 212
3. Poppo von Eisenach 213
4. Oluf und Andreas Engelbrechten . . 217
5. Anna Maria und Franziska, zwei verschüttete Kinder . . 220
6. Ein Paar verschüttete Kohlengräber-Knaben von Lüttich . . 222
Bibelstellen . . . 222
Denkspruch . . . 223
Vorsehung 223
1. Ein Kind, das bei einem Blitzschlag in der Kirche den mütterlichen Armen entfiel . 224

Seite.

2. Ein Kind, das von seiner Wärterin aus Versehen aus dem Fenster geworfen wurde . 225
3. Der zweijährige Knabe eines Seemanns . 225
4. Eines Jägers Kind im Würtembergischen 226
5. Ein Kind von 6 Monaten in Villa Franca am Tayo . 226
6. Ein armes, Erdbeer suchendes Mädchen auf dem Schwarzwalde 227
7. Christian N**, eines Bergmanns Sohn im sächsischen Erzgebirge 228
8. Der Küchenjunge Carl Dikopp . . 232
9. Timonides und Filon, Zwillinge . . 234
10. Der Sohn eines armen Arbeitsmannes in Sachsen . . 235
Bibelstellen . . . 237
Denkspruch . . . 238
Wahrhaftigkeit 238
1. Annius Antonius . 240
2. Der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XV. 240
3. Charlotte Auguste Prinzessin von England 240
4. Der Erbprinz von ** 241
5. Eines Kaufmanns Tochter in Hamburg . 241
6. Eduard Schenk, Schüler der Realschule zu K** 242
Bibelstellen . . . 243
Denkspruch . . . 243
Waisen 243
1. Gottf. Mathis von Mainz 244
2. Laura N** aus Amsterdam . . . 249

	Seite.
3. Die zwei Waiſen des hingerichteten Dülis zu Beſançon . .	252
4. Die 7 unerzogenen Kinder Volkmanns .	253
Bibelſtellen . . .	254
Denkſpruch . . .	254
Wißbegierde	254
1. Kleanthes, aus Aſſus in Kleinaſien . .	255
2. Ariothea von Phlius	256
3. Euclides aus Megara	256
4. Iſidor, der Sohn Severians und Tortora's in Karthago .	257
5. Adrian aus Utrecht	258
6. Ludwig Holberg aus Bergen in Norwegen	259
7. Anton Court de Gebelin von Nimes . .	261
8. Caroline ** . .	262
Bibelſtellen . . .	263
Denkſpruch . . .	263
Wohlthätigkeit	263
1. Prinz Ludwig v. Preußen	265
2. Eine Prinzeſſin von Frankreich . .	267
3. Ein kleiner Prinz .	268
4. Dorothea von Medem	269
5. Prinz von Berry .	269
6. Ein junges Mädchen	270
7. Carl du Vergel .	271
8. Wilhelmine Löwenthal von Wien . .	272
9. Der Prinz von Valois	272
10. Engliſche Frauenzimmer retten einen Unglücklichen	273
11. Alphons ** und der blinde Mann . .	275
12. Emilie ** und ihre Freundin Marie . .	280
Bibelſtellen . . .	282
Denkſpruch . . .	282
Zartgefühl	283
1. Ludwig, Prinz von Frankreich . . .	283
2. Liſette ** . .	284
3. Der däniſche Prinz Friedrich V.	285
4. Eduard Scholl .	286
5. Antonia Rieder .	288
6. Charlotte, Prinzeſſin von Wallis . . .	289
7. Der kleine H** .	290
8. Scipio Afrikanus d. ält.	291
Bibelſtellen . . .	292
Denkſpruch . . .	293
Zeitgebrauch	293
1. Mark. Aurel. Antonius	294
2. Der Prinz von ** .	295
Bibelſtellen . . .	297
Denkſpruch . . .	297
Zufriedenheit	297
1. Stephan der Küchenjunge	298
2. David Klaus von Halberſtadt . .	299
Bibelſtellen . . .	300
Denkſpruch . . .	300

Quellen.

Allgemeine Weltgeschichte für Kinder; v. J. M. Schröckh. Leipzig. 1779.

Annales de la vertu; par Mad. Genlis. 3 Tom. Paris. 1781.

Beispiele des Guten; v. J. B. Ewald. Stuttgart. 1813.

Biographien berühmter Römer und Römerinnen; Wien. 1800.

Biographien verklärter Freunde Gottes; v. Herrman. Prag. 1808.

Biographien für die Jugend. Weißenfels 1811.

Brittischer Plutarch; a. d. Engl. Züllichau 1764 — 69.

Buch der Tugenden; v. Chr. Niemeyer. Leipz. 1825. 2 Thle.

Deutschlands berühmte Männer in einer Reihe historischer Gemälde. Leipzig 1826.

Edle Züge aus der Schweizer-Geschichte. Basel 1806.

Erzählungen, neue; v. J. N. Boully, übersetzt von W. A. Lindau. Leipzig 1826.

Erzählungen aus der Geschichte der europäischen Völker; von G. B. Jerrer. Leipzig 1827.

Exempelbuch; von Dörien. 3 Bde. Hannover 1801.

Goldsmith's Geschichte der Griechen. Frankenthal 1802.

— Geschichte der Römer. Würzburg 1824.

Historisches Bilderbuch des Edlen und Schönen, aus dem Leben würdiger Frauenzimmer. Bern 1790.

Jugendgeschichte berühmter Männer; v. Sturm. Halle 1777.

Lehren der Religion in Beispielen; von G. K. Haupt. 5 Thle. Quedlinburg 1829.

Moralische Bibliothek für den jungen deutschen Adel. Liegnitz 3 Theile. 1785.

Moral in Beispielen für Jünglinge und Mädchen; von H. B. Wagnitz. Halle 1808.

Nekrolog der Deutschen für das 19te Jahrhundert; von Fr. Schlichtegroll. Gotha 1802 — 8.

Neuer Plutarch. Pest 1815.

Pantheon der Deutschen. 3 Thle. Chemnitz 1794 — 1800.

Plutarch, Biographien, mit Anmerkungen; von Schirach. Berlin 1776 — 80.

Plutarch, Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer, mit Anmerkungen; von J. C. Kind. Leipzig.

Plutarch, der neue, oder kurze Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer aller Nationen; aus dem Franz. Wien 1806.

Religionslehre in Beispielen; von H. B. Wagnitz. 2 Theile. Halle 1799.

Sammlung historischer Schilderungen. Leipzig 1770.

Sittenlehre in Beispielen; von P. B. Schnell. Bremen 1795.

Sittenlehre in Beispielen; von K. Müller. Wien 1810.

Sittenspiegel für Jünglinge und Knaben; von V. J. Dewora. Koblenz 1829.

Traits historiques de vertu et de sagesse; par Emmert; Gera 1806.

Tugend-Gallerie; von F. J. Gruber. Nürnberg und Leipzig.

Tugend-Spiegel, neuer; von J. F. Franz. Chur 1830.

Verschiedene biographische Schriften und Mittheilungen, so wie eigene Beobachtung und Erfahrung.

Wege der göttlichen Vorsehung. Stuttgart 1827.

In der nemlichen Verlagshandlung ist erschienen:

Anleitung

zur

Selbstbildung

oder

Grundzüge

zur Veredlung des Charakters und zur Verfeinerung des Betragens,

von

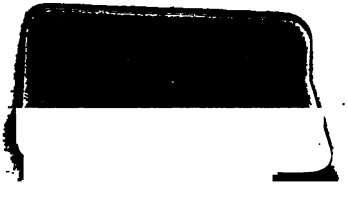
Dr. J. D. C. Brugger,

Professer am Großherzoglich Badischen Gymnasium zu Freiburg.

zweite, verbesserte Auflage.

12°. 328. Seiten in Umschlag geheftet 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Zur Empfehlung dieses, reine Sittlichkeit und feines Benehmen fördernden Buches, welches in Zeit von einem Jahre 2 Auflagen erlebte, führe ich hier blos wörtlich die Recension aus der Literatur-Zeitung für Volksschullehrer 1831. 2tes Heft an:

Dieses Buch, sagt der Hr. Verfasser in der Vorrede, ist zunächst für Jünglinge geschrieben, welche, vom regen Eifer beseelt, nach Bildung ihres Charakters und ihrer Sitten streben, und über verschiedene Gegenstände und Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, deren Einwirkung auf ihr Wissen und Handeln von Wichtigkeit ist, Aufschluß zu erhalten wünschen. — Das Meiste, was der Mensch ist, verdankt er der Erziehung und dem Unterrichte. Die Fortsetzung dieser Beiden ist die Selbstbildung, woran Jeder sobald wie möglich Hand anlegen muß, um die Aussaat der Erziehung und des Unterrichtes zur Reife zu bringen. — Auch der sorgfältigsten Erziehung und dem gründlichsten Unterrichte tritt vielfältig das mächtigste Hinderniß der jugendlichen Zerstreuung, des Leichtsinns und der Vergeßlichkeit in den Weg. Zur Abhülfe dieser Nachtheile und zum Behufe der Selbstbildung wird es nicht unzweckmäßig seyn, jungen Leuten, deren Denkvermögen schon einigermaaßen entwickelt ist, und die selbst Lücken oder Versäumnisse in ihrer Bildung wahrnehmen, welche sie auszufüllen wünschen, ein Buch in die Hände zu geben, daß keine andere Absicht hat, als ihnen Anleitung zu verschaffen, mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf ihre Denkart, auf das Getriebe ihrer Neigungen und Leidenschaften zu richten, immer mehr Herr über diese zu werden, ihren Charakter zu veredeln und zu befestigen, ein demselben entsprechendes, feines und weltbürgerliches Benehmen sich anzueignen, manchen Irrthümern, Fehlern und Fallstricken zu entgehen, durch Ausbildung und Anwendung ihrer Geistes- und Körperkräfte nützliche und glückliche Staatsbürger zu werden. ꝛc.

So haben wir nun auch alle Ursache, das vorliegende Buch neben Campe's Theophron, Glatz's Woldemar u. A. mit Dank aufzunehmen.